



64/2010 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Rathaus in Besigheim.

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 64

Mit 84 Abbildungen

2010

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:
Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort (<i>Elfriede Krüger</i>)	5
Paul Sauer zum Gedenken (<i>Elfriede Krüger</i>)	7
Wenn es beim Jagdschloss geblieben wäre. Über Nutzen und Nachteil der Gründung Ludwigsburgs für die benachbarten Dorfgemeinden von <i>Kai Naumann</i>	9
Mars, Venus, Bacchus & Co. Die barocken Groß-Skulpturen des Ludwigsburger Schlosses von <i>Daniel Schulz</i>	23
Philipp Jakob Ihle (1736–nach 1790). Porzellan-, Theater- und Kirchenmaler in Ludwigsburg, Hofmaler des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg in Mömpelgard von <i>Julius Fekete</i>	61
Tiergarten Monrepos – Domäne Seegut. Jagd und Viehzucht unter den Königen Friedrich und Wilhelm I. von Württemberg von <i>Eberhard Fritz</i>	81
Die zerbrochene Karriere eines württembergischen Ulanenoffiziers von <i>Wolfgang Klusemann</i>	113
Als das Fahrrad noch Bicycle oder Velociped hieß. Die Anfänge des Fahrradfahrens in Ludwigsburg 1888 – 1918 von <i>Günther Bergan</i>	125
Aus der Geschichte des Oberamts Besigheim von <i>Thomas Schulz</i>	151
Industrialisierung einer Kulturlandschaft. Das Strohgäu – Kornkammer und industrielle Vorzeigeregion des Landes von <i>Herbert Hoffmann</i>	181
Der Hausheilige. Schiller-Traditionspflege und Schiller-Bestand im Deutschen Literaturarchiv Marbach von <i>Helmuth Mojem</i>	201

100 Jahre David-Friedrich-Strauß-Denkmal von <i>Günther Bergan</i>	217
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2009/2010 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	225
Rückblick auf das Jahr 2009 (<i>Thomas Schulz</i>)	233
Buchbesprechungen	237
Bildnachweis	247
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900 – 2010	248

Mitarbeiter an diesem Band

Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg
 Bronisch, Gerhard, Oberst a. D., Stuttgart
 Fekete, Dr. Julius, Denkmalspfleger, Plochingen
 Fritz, Dr. Eberhard, Archivar des Hauses Württemberg, Altshausen
 Hoffmann, Dr. Herbert, Stadtarchivar, Ditzingen
 Klusemann, Wolfgang, Oberstleutnant a. D., Ludwigsburg
 Krüger, Elfriede, Rektorin, Ludwigsburg
 Läßle, Wolfgang, Stadtoberarchivar, Asperg
 Mojem, Dr. Helmuth, Leiter des Cotta-Archivs, Marbach a. N.
 Naumann, Dr. Kai, Staatsarchiv Ludwigsburg
 Schulz, Daniel, Kunsthistoriker, Asperg
 Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.
 Viehöfer, Dr. Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.
 Zimmerstädt, Karl-Heinz, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

Vorwort

Der Jahresrückblick in Stadt und Kreis Ludwigsburg ist geprägt von vielen negativen Meldungen. Großbrände und Hochwasser brachten Privatleute, Firmen und Städte in große Schwierigkeiten und viele davon sind auch zum bevorstehenden Jahresende noch nicht gelöst, die Schäden noch nicht behoben.

Auch Betriebsverlagerungen oder -schließungen im letzten Jahr belasten die Entwicklung im Kreisgebiet. Aber die Prognosen sind hoffnungsvoll. Viele Betriebe spüren den wirtschaftlichen Aufschwung bereits in ihren Auftragsbüchern und die Städte und Gemeinden hoffen darauf, mit dem Jahr 2012 wieder höhere Haushaltsmittel für ihre Aufgaben zur Verfügung zu haben.

Der Beginn der Bauarbeiten zum unterirdischen Bahnhof Stuttgart 21 und die damit einhergehenden Teilabrissarbeiten des alten Bahnhofgebäudes sorgen nicht nur in Stuttgart, sondern stark auch in der gesamten Region für Diskussionsstoff. Der Wunsch der Projektgegner, den Bau zu stoppen und eine Bürgerbefragung zum Gesamtprojekt durchzuführen, bringt nicht nur den Bau in Verzögerung, sondern wirft schwierige Fragen zum Ablauf und der Gültigkeit demokratischer Prozesse und unserer parlamentarischen Demokratie auf. Mit der durch Fernsehdirektübertragungen öffentlich gemachten Streitschlichtung unter Leitung von Dr. Heiner Geißler verbindet sich ein interessanter Versuch der Konfliktlösung. Nicht nur für den Bau der Bahntrasse, sondern auch für unser Demokratieverständnis werden die nächsten Wochen zeigen, ob wir im 21. Jahrhundert besser in der Lage sind, Meinungsverschiedenheiten friedlich zu lösen, als es viele Beispiele in der Geschichte gezeigt haben.

Der Historische Verein bietet mit dem Band 64 der Ludwigsburger Geschichtsblätter wieder Aufsätze zu unterschiedlichen Themenbereichen. Sie sollen den Lesern und Leserinnen Lust machen, sich mit Ereignissen aus der Vergangenheit auseinander zu setzen, um damit vielleicht den Weitblick für Entscheidungen für die Zukunft zu schärfen.

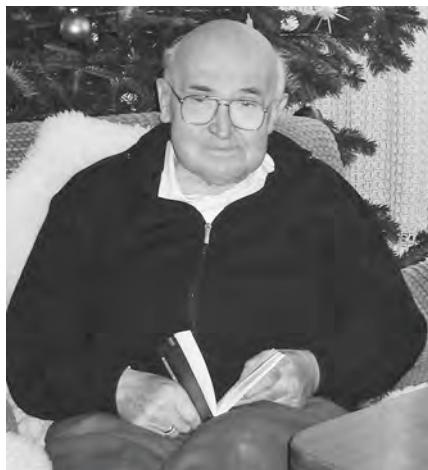
Wir danken allen Autoren für ihre Beiträge und Herrn Dr. Schulz für die Redaktion des Bandes. Der Stadt Ludwigsburg, dem Landkreis Ludwigsburg sowie der Wüstenrotstiftung danken wir herzlich für die finanzielle Unterstützung, ohne die diese Veröffentlichung in diesem Rahmen nicht möglich wäre.

Wir wünschen allen Lesern Interesse und Freude am Band 64 der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

Im November 2010

Elfriede Krüger

Paul Sauer zum Gedenken



Paul Sauer

Am 17. Juli 2010 – wenige Tage vor seinem 79. Geburtstag – ist Prof. Dr. Paul Sauer nach langer Krankheit gestorben. In der evangelischen Bartholomäuskirche seiner Heimatgemeinde Tamm nahm eine große Trauergemeinde – darunter auch viele Mitglieder des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V. – von dem herausragenden Landeshistoriker und liebenswerten Menschen Abschied.

Paul Sauer war dem Historischen Verein über viele Jahre aufs engste verbunden, von 1985 bis 2003 sein stellvertretender Vorsitzender und danach noch Mitglied im erweiterten Vorstand. Er verstand es, mit seinen anspruchsvollen Vorträgen und Aufsätzen für die Ludwigsburger Geschichtsblätter, das Organ des Historischen Vereins, das Interesse für allgemeine Geschichte und Heimat-

geschichte zu wecken und eine große Anhängerschaft zu gewinnen. Als Mitorganisator der Exkursionen des Vereins war er unentbehrlich. Er wirkte bei der Auswahl der Zielorte mit, informierte auf den Fahrten dorthin über alle am Wege liegenden historisch und kulturell bedeutsamen Stätten und Merkwürdigkeiten und führte gelegentlich auch selbst durch die angesteuerten Kirchen, Burgen, Siedlungen und insbesondere jüdischen Gedenkort.

Am 13. November 2008 stellte Paul Sauer die von ihm verfasste Biografie »Musen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig – württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs« im Ordensaal des Ludwigsburger Schlosses vor. Es war das letzte Mal, dass Historischer Verein und Ludwigsburger Öffentlichkeit Paul Sauer unverwechselbares Auftreten und seine umfassende wissenschaftliche Kompetenz erleben durften.

In Anerkennung seiner bleibenden Verdienste um den Verein wurde ihm bereits 2004 die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Geboren wurde Paul Sauer am 22. Juli 1931 in Wolfsölden bei Affalterbach. Die kleinbäuerliche und christliche Welt seines Heimatortes hat ihn tief geprägt, und er blieb diesem lebenslang treu. Das Abitur legte er am Schillergymnasium in Ludwigsburg ab. Anschließend studierte er in Tübingen und Freiburg Geschichte, Deutsch, Englisch und Philosophie. Nach seiner Promotion über das württembergische Heer im 19. Jahrhundert trat er 1957 in den baden-württembergischen Archivdienst ein und war zunächst in Sigmaringen und Karlsruhe tätig. 1962 wechselte er in das Hauptstaatsarchiv Stuttgart. 1979 bis 1986 war er dessen stellvertretender Leiter, dann – bis

zu seiner Pensionierung 1996 – Leiter des Stadtarchivs Stuttgart. Daneben engagierte er sich viele Jahrzehnte lang im Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und im Vorstand der renommierten Kommission für geschichtliche Landeskunde.

Paul Sauer war nicht nur ein gescheiter und vielseitiger, sondern auch ein bienenfleißiger Forscher und Autor. Über 80 seiner Schriften und Bücher sind in der Deutschen Nationalbibliothek gelistet. In den Sechzigerjahren erforschte er das Schicksal der jüdischen Bürger Südwestdeutschlands während der Zeit des Nationalsozialismus. Eine mehrbändige Dokumentation war das Ergebnis. Sie wurde im In- und Ausland als wichtiger Beitrag zur deutschen Vergangenheitsbewältigung gewertet und anerkannt. Paul Sauer war unbestritten einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber unseres Landes, der sein ganzes großes Lebenswerk in den Dienst wider das Vergessen gestellt hat.

Zahlreich sind die ihm zuteil gewordenen Ehrungen. Er war Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande, der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg, der Otto-Hirsch-Medaille, der Ehrenplakette der Stadt Stuttgart und des Schillerpreises der Stadt Marbach. Außerdem war er Ehrenbürger der Gemeinden Affalterbach und Tamm.

Der Historische Verein trauert um Paul Sauer, die große, immer bescheiden gebliebene Persönlichkeit, und ist ihm für alles, was er für den Verein und seine Mitglieder getan und bewirkt hat, dankbar. Er wird dem Freunde seiner Sache, er wird seinem Paul Sauer, ein ehrendes Gedenken bewahren.

Elfriede Krüger

Veröffentlichungen von Paul Sauer in den Ludwigsburger Geschichtsblättern

- Heft 25 (1973): Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Affalterbachs vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert.
- Heft 30 (1978): Die Verfolgung der jüdischen Bürger durch das Nationalsozialistische Regime insbesondere in Württemberg (1933-1945).
- Heft 31 (1979): Das Ende des Dritten Reichs in Württemberg.
- Heft 32 (1980): Kirche und kirchliches Leben in Tamm im Wandel der Jahrhunderte.
- Heft 36 (1984): Marbach im Jahr 1933.
- Heft 38 (1985): 700 Jahre Stadt Bönningheim.
- Heft 38 (1985): Zur Geschichte der Juden in Württemberg.
- Heft 41 (1988): Von Amtsstädten und Landgemeinden im heutigen Kreis Ludwigsburg.
- Heft 56 (2002): August Lämmle (1876-1962). Vom Oßweiler Bauernsohn zum schwäbischen Heimatdichter und Volkskundler.
- Heft 57 (2003): Siegelhausen im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit.
- Heft 60 (2006): Die Hochadelsburg Wolfsölden im Licht historischer Quellen.
- Heft 60 (2006): Vom Herzogtum zum Königreich Württemberg. Die Schaffung des modernen württembergischen Staates durch König Friedrich.
- Heft 63 (2009): Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1676-1733).

Wenn es beim Jagdschloss geblieben wäre

Über Nutzen und Nachteil der Gründung Ludwigsburgs für die benachbarten Dorfgemeinden*

von Kai Naumann

In jeder Familie gibt es Krach. Und zu den Klassikern gehört, dass sich die älteren Geschwister beschwerten, wenn das Nesthäkchen mal wieder eine Vorzugsbehandlung bekommt. Noch schlimmer womöglich, wenn das Kleinste noch einen anderen Vater oder eine andere Mutter als die übrigen Kinder hat. So geht es manchmal auch in einem Gemeinwesen zu. Denn ausgerechnet der namensgebende Ort der Stadt Ludwigsburg ist ja bei weitem der jüngste gegenüber den anderen, eingemeindeten Orten, die sämtlich viele Jahrhunderte älter sind.

Eglosheim, Neckarweihingen, Hoheneck, Oßweil, Pflugfelden und Poppenweiler sind gewachsene Siedlungen aus sehr alten Zeiten, ihre Gründer bleiben unbekannt. Ludwigsburg dagegen kann sich rühmen, in Eberhard Ludwig von Württemberg einen Stadtvater im wahrsten Sinne des Wortes zu haben, der zu Lebzeiten die Ortschaft hegte und pflegte und testamentarisch ihren Fortbestand verfügte. Die heutigen Ortsteile von Ludwigsburg fühlen sich deshalb mitunter zurückgesetzt. Sie machen diesen Makel durch ihren eigenen Lokalstolz wett. »Wir sind halt mehr als doppelt so alt wie Ludwigsburg«, das wurde mir als Neuankömmling schon nach wenigen Wochen beim Friseur in Oßweil bedeutet. Immerhin bemühten sich frühere Stadtoberhäupter Ludwigsburgs darum, das hohe Alter der Ortsteile zu würdigen. So bezeichnete Oberbürgermeister Dr. Elmar Doch Eglosheim im Jahre 1951 als »dreimal so alte Tochter«. ¹ Aber dennoch: Wer die Auseinandersetzungen um die Eingemeindungen Ludwigsburgs nachverfolgt oder sich gar an diese erinnert, wird sogar regelrecht feindliche Einstellungen gegenüber der jüngeren Konkurrenz feststellen, die alle etablierten Orte so dreist überholt hat. Das ist bei Freudenstadt im Schwarzwald nicht anders, das ebenso wie Ludwigsburg, wenn auch noch ein Jahrhundert früher, vom württembergischen Herzog gegründet wurde. »In Baiersbronn [dem älteren Nachbarort, K. N.] ist die Luft in dieser Hinsicht sogar heute noch nicht gereinigt«, schreibt 1937 der Ortschronist von Freudenstadt. ² Gewisse feindliche Einstellungen halten sich auch über Jahrhunderte.

Doch stellen wir uns einmal vor, es hätte die kleine Schwester nie gegeben. Zugegeben, für einen historischen Vortrag ein gewagtes Unternehmen, doch ein chancenreiches, wie im Folgenden zu erklären ist.

Die Geschichtsschreibung gründet auf Fakten, wägt sie sorgfältig, interpretiert sie und zeichnet schließlich getreulich nach, wie es eigentlich gewesen. So will es die eine Tradition der Historiographie. Doch es gibt auch eine andere Strömung, die gelegentlich zum Spekulieren neigt. Aber nur, um ein besseres Gespür für die Wirksamkeit

* Überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 14. Januar 2010 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

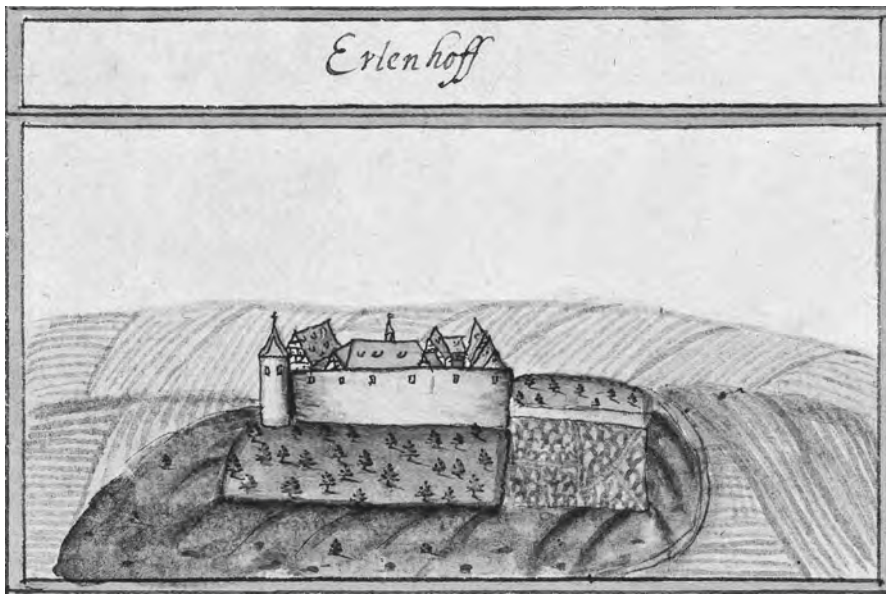
bestimmter Kräfte in der historischen Entwicklung zu bekommen. Sie kommt zu interessanten Ergebnissen. So fragt sich Alexander Demandt, inzwischen ein Altmeister der ungeschehenen Geschichte, was aus Amerika geworden wäre, hätte die spanische Königin Isabella den Bittsteller Kolumbus für seine Expedition keine Gelder gewährt. Seine Interpretation: Der Doppelkontinent wäre trotzdem Ende des 15. Jahrhunderts von der iberischen Halbinsel aus unterworfen und besiedelt worden, denn kundige und wagemutige Seefahrer gab es dort damals genug.³

Anders liegt der Fall, findet Demandt, wenn man annimmt, der Siebenjährige Krieg wäre gleich zu Beginn zu Ende gewesen, mit einem jähen Heldentod Friedrichs des Großen. Preußen hätte Schlesien nicht erworben und hätte folglich kaum zur Vormacht des Deutschen Reichs werden können.⁴ Skeptisch beurteilt Demandt dagegen eine andere historische Fiktion. In dem Roman »An den Feuern der Leyermark« von Carl Amery heuert 1866 ein bayerischer Ministerialbeamter eher aus Versehen einige Veteranen des amerikanischen Sezessionskriegs an. Die Yankees verhelfen Bayern und Österreich zum Sieg bei Königgrätz, Preußen wird zur Mittelmacht degradiert. Demandt hält es nicht für plausibel, dass das volkswirtschaftlich und sozial höher entwickelte Preußen gegen Bayern und Habsburg so leicht klein beigegeben hätte.⁵ Wie man sieht, hilft die Spekulation über alternative Entwicklungsmöglichkeiten, die Wirksamkeit einer Idee oder einer Person zu ermessen.

I.

Wenn man die geschilderte Methode auf den Ludwigsburger Fall anwendet, wird man, wenn man sich den großen Schlossbau wegdenkt, indirekt nach der Wirksamkeit der Stadtgründung für die Geschichte des heutigen Stadtgebiets fragen. Man könnte fragen: Welche möglichen Entwicklungen hätte es ohne Ludwigsburg für die umliegenden Dörfer gegeben, welche Entwicklungen wären unwahrscheinlich gewesen? Und wenn man sich traut, das Bestehende und das möglicherweise Entstandene bewertend zu vergleichen, dann können womöglich die eingemeindeten Nachbarn besser erkennen, welche Vorteile sie an der kleinen Stiefschwester haben – aber auch, was ihnen durch die Geburt des Nesthäkchens wirklich durch die Lappen gegangen ist.

Nun sind Möglichkeiten, die eine Stadtgründung vereitelt hätten, durchaus sichtbar. Im Jahre 1704 nimmt Herzog Eberhard Ludwig an einem Feldzug im Spanischen Erbfolgekrieg teil.⁶ Daheim, ganz in der Nähe seiner Stuttgarter Residenz, hat er vor wenigen Monaten den Grundstein für ein Jagdschloss gelegt, das aus dem unscheinbaren Erlachhof die Ludwigsburg machen soll, einen repräsentativen Aufenthalt für den jungen Souverän. Der Bau hat noch nicht begonnen, aus Geldmangel. Doch soeben, im August des Jahres, ist er mit ernsteren Dingen beschäftigt: Seine Soldaten marschieren auf Höchstädt an der Donau, wo es zur Entscheidungsschlacht kommen soll. Seine Truppen und er stehen kurze Zeit später auf der Siegerseite, dem feldherrlichen Geschick des Prinzen Eugen von Savoyen ist zu danken. Was aber, wenn es anders gekommen wäre? Hätte eine Ruhrepidemie die Kavallerieeinheiten des rechten Flügels am Vortag heimgesucht, wären vielleicht große Teile der Reichsarmee eingekesselt und gefangengesetzt worden. Eberhard Ludwig hätte gar nicht einmal in der Schlacht fallen müssen. Vorstellbar wäre auch eine Gefangenschaft. Der König von Frankreich stellt unerhörte Lösegeldforderungen, die Württemberg an den Rand



*Der Erlachhof um 1680.
Ansicht aus dem Leonberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser.*

des Staatsbankrotts bringen. All dies ist nicht unrealistisch, und man wird sich kaum vorstellen können, dass unter solchen Umständen die Bauarbeiten am Erlachhof weitergegangen wären.

Vielleicht wäre in der nun folgenden Unterjochung Süddeutschlands durch französische Truppen Stuttgart niedergebrannt und der zurückgekehrte Herzog hätte sich an die planvolle Erneuerung der Stadt machen müssen. Stuttgart würde heute vielleicht dem nordhessischen Kassel ähneln, mit einem streng barocken Stadtplan und einem bescheidenen Schloss Ludwigshöhe, dessen Landschaftspark sich bis zum Kräherwald hinaufzieht und uns heute mit Wasserspielen erfreut.

Doch genug der reinen Spekulation. Die folgenden beiden Kapitel widmen sich den Vor- und Nachteilen der Stadtgründung und den ungeschehenen Entwicklungsmöglichkeiten, zunächst im 18. und danach im 19. und 20. Jahrhundert. In einem Ausblick wird abschließend ausgemalt, welche Gestalt die heutige Gemarkung Ludwigsburg haben könnte und wie ihre Einwohnerschaft leben würde, wenn die Stadtgründung ausgeblieben wäre.

II.

Die Stadt Ludwigsburg hat im 18. Jahrhundert von den umliegenden Dörfern und ihrer bestehenden Infrastruktur von Beginn an profitiert. Doch profitierten die Nachbarn umgekehrt auch von der jüngeren Stiefschwester? Aus der Sicht der überlieferten Schriftquellen und auch der ortsgeschichtlichen Literatur überwiegen ganz klar die

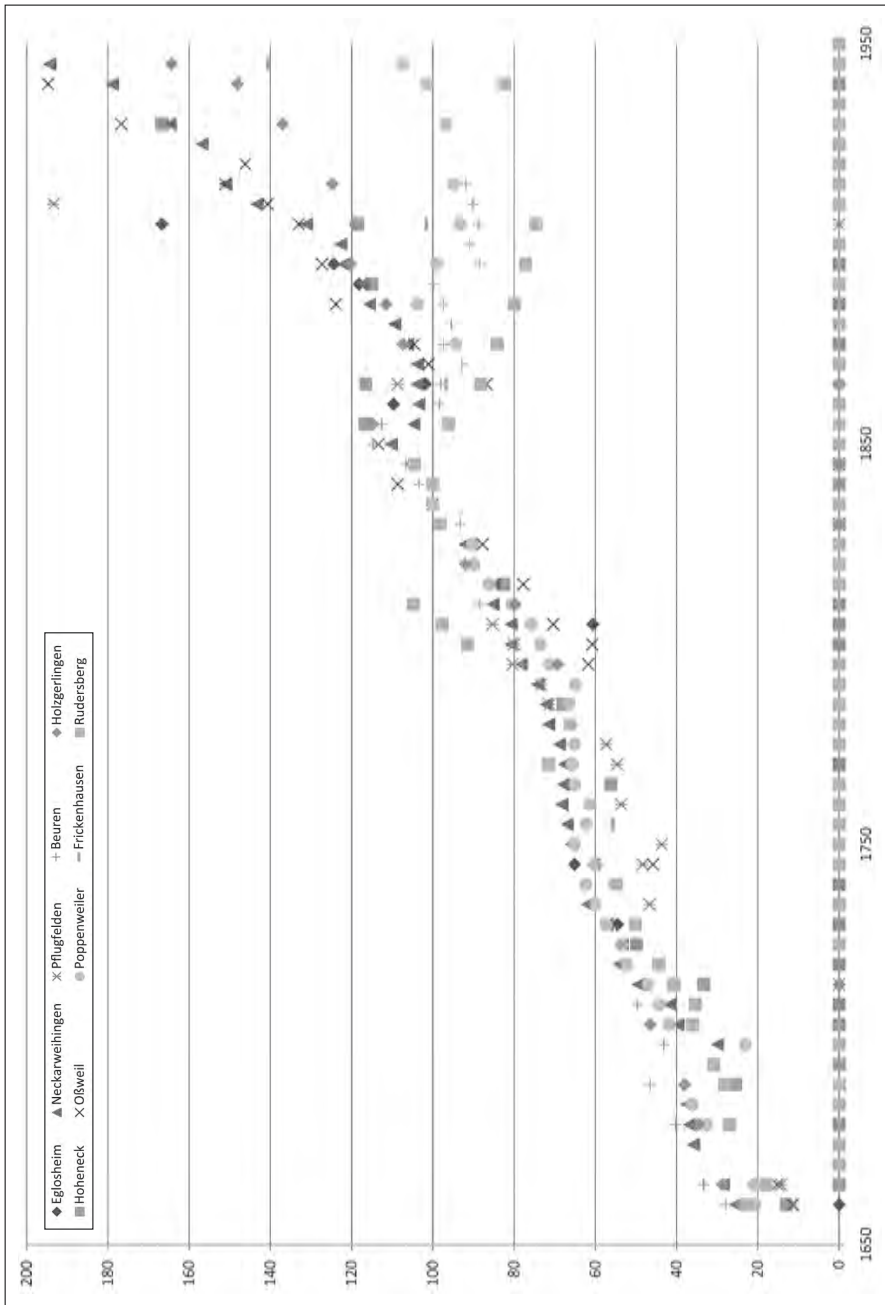
Nachteile. Aktenkundig sind Schäden und Aufwendungen für das Militär, Nachteile für die Landwirtschaft durch die Jagd sowie Verpflichtungen zu Diensten und Lieferpflichten für bestimmte Güter, gratis oder zu diktierten Preisen. Gleichwohl ist dieser Befund kritisch zu untersuchen. Wird man aus den bekannten Fällen schlussfolgern können, dass zwischen Residenz und Umgebung ständiger Streit und Unterdrückung herrschten? Demnach hätten die umgebenden Dörfer auch wirtschaftlich erheblich schlechter dagestanden als andere, fernab vom Zentrum des Herzogtums gelegene Ortschaften.

Greifen wir zur Klärung dieser Frage in das 19. Jahrhundert vor und ziehen wir die Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg von 1859 heran. Die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren für das Königreich Württemberg insgesamt sehr schwierige Zeiten, da die landwirtschaftliche Erzeugung nicht mit dem stürmischen Bevölkerungswachstum Schritt halten konnte. Die Armut grassierte und in großer Zahl wanderten die Württemberger nach Amerika, Südosteuropa und Südrussland aus. Die in diesem Jahrzehnt entstandene Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg beschreibt jedoch die Lage der Ludwigsburg benachbarten Orte durchweg recht positiv. Immer wieder wird betont, dass der Absatz von Lebensmitteln in die Stadt und die Gelegenheit, Lohnarbeiten dort anzunehmen, nahezu allen Bürgern eine Erwerbstätigkeit ermögliche. Das genaue Gegenteil wird von denjenigen Orten berichtet, die innerhalb des Oberamts in größerer Entfernung zu Ludwigsburg gelegen waren. Den Orten Bissingen, Geisingen, Schwieberdingen und Tamm werden mittelmäßige bis ungünstige Verhältnisse attestiert, und es wird jeweils über eine große Zahl »verarmter« Einwohner berichtet, die von Unterstützungsleistungen ihrer Mitbürger leben.⁷

Die Entwicklung lässt sich auch noch genauer nachzeichnen, wenn man einige Ortsgeschichten nach Bevölkerungszahlen durchsucht und die unmittelbaren Nachbarn der neuen Residenz mit anderen Orten im ländlichen Württemberg vergleicht. Hierbei zeigt sich, dass die Bevölkerung in Oßweil, Hoheneck, Neckarweihingen und Poppenweiler im Zeitraum von 1655 bis zur Industrialisierung sich nicht schlechter entwickelte als in den entlegenen Winkeln des Landes, vielleicht sogar etwas besser. Gut sichtbar wird auch, dass die dichtesten Nachbarn Ludwigsburgs – Hoheneck, Oßweil und Pflugfelden – in den schwierigen Jahren nach 1850 und gegen Ende des 19. Jahrhunderts wesentlich geringere Abwanderungsverluste hinnehmen mussten als die Dörfer an der Peripherie.

Man wird daher die zahlreichen in den Akten überlieferten Beschwerden abwägen müssen mit den meist nicht aktenkundigen Vorteilen, die sich aus der Anwesenheit des Hofes und der städtischen Siedlung allgemein ergaben. Besichtigen wir zunächst die Nachteile:

Die Gesellschaft der frühen Neuzeit kannte neben den landesherrlichen Steuern ein vielfältiges Geflecht von Abgabepflichten und Dienstbarkeiten, die vererbt, übertragen, verpfändet, aufgeteilt und zusammengelegt werden konnten. So hatten auch in Eglosheim, Neckarweihingen, Oßweil, Pflugfelden und Poppenweiler die Dorfeinwohner ihrem Grundherren gewisse Dienste und gewisse Abgaben zu leisten. Nicht immer waren alle Rechte schriftlich festgelegt, und nicht immer waren sich Schuldner und Gläubiger einer Leistung über das rechte Maß einig, doch die Leistungspflicht wurde von beiden Seiten anerkannt.⁸ Gelegentlich, und insbesondere in Kriegszeiten, versuchte freilich der Herzog aufgrund seiner absolutistischen Machtfülle seinen Untertanen weitere Lasten aufzuerlegen, was aber den energischen Widerstand der



*Bevölkerungsentwicklung der Nachbardörfer Ludwigsburg im Vergleich zu anderen württembergischen Dörfern.
Der Bevölkerungsstand von 1830 ist gemeinsamer Ausgangspunkt für alle Zeitreihen.*

Belasteten hervorrief.⁹ Schwierig war die Lage besonders, wenn Frondienste nach Bedarf vereinbart waren, der herzogliche Bedarf aber erheblich stieg, wie es natürlich beim Bau des Schlosses und der Stadt der Fall war.¹⁰

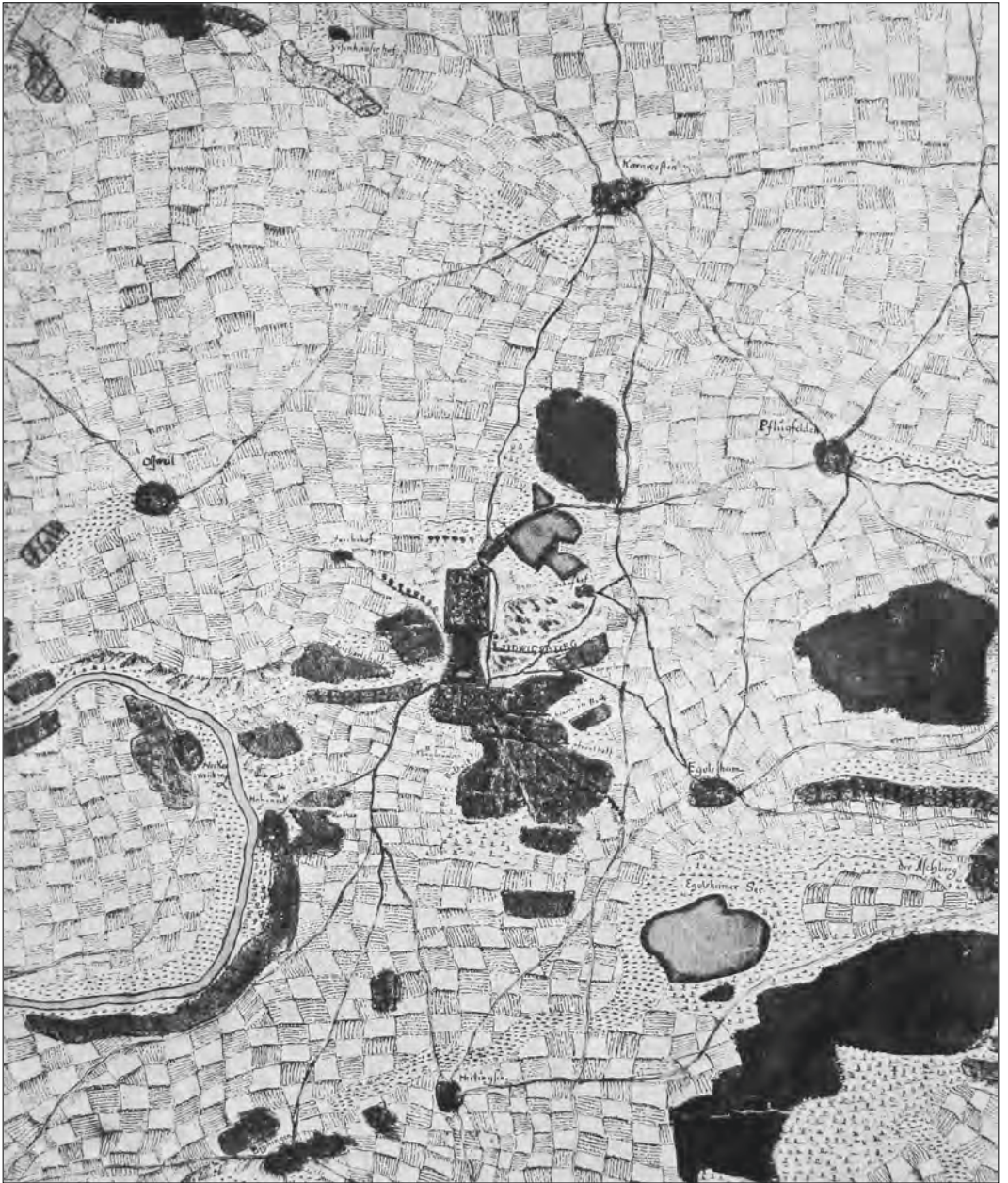
Eine ganz besonders große Anzahl von Dienstpflichten war mit der Jagd verbunden. In unserer feudalen Vergangenheit war die Jagd ein Privileg des Adels. Dieser war stets daran interessiert, genug Jagdwild zur Verfügung zu haben und sorgte für optimale Lebensbedingungen der Tiere, was aber zu Lasten der Landwirtschaft ging. In einem fürstlichen Jagdrevier wie dem Gebiet nordwestlich von Ludwigsburg auf der Eglosheimer und Hohenecker Markung hatten die Bauern im 18. und 19. Jahrhundert vor den fürstlichen Wünschen zurückzustecken. Nicht genug, dass Ernteeinbußen in Kauf zu nehmen waren, die Einwohner hatten auch noch Dienste für den jagenden Herzog zu verrichten. Besonders die Parforcejagd, die unter Carl Eugen in Mode kam, bedeutete für die Bauern einen hohen Aufwand. Über viele Meilen hinweg waren Zäune im Wald zu errichten und ständig auszubessern, und wenn der Fürst jagte, hatten große Treibermannschaften ähnlich wie auf einem Schlachtfeld das Wild in die Richtung der herzoglichen Jagdgesellschaft zu dirigieren.¹¹

Eine weitere schwere Beeinträchtigung des Landlebens waren Militärlasten, also der Einzug von Lebensmitteln und Pferden sowie die Einquartierung von Soldaten, wenn Krieg herrschte oder Soldaten auf dem Weg zum Kriegsschauplatz das Land durchquerten. Grundsätzlich konnten von der Obrigkeit hierfür Entschädigungen oder Steuerermäßigungen verlangt werden, diese ließen aber recht lange auf sich warten.¹² Richtig schrecklich dürften für alle Beteiligten die Zwangsrekrutierungen gewesen sein. Regelmäßig wurden die umliegenden Gemeinden aufgefordert, eine bestimmte Zahl von wehrfähigen Männern zu stellen. Am Beginn des Siebenjährigen Kriegs jedoch wurden junge Männer in großer Zahl von der Staatsmacht festgenommen und zum Militärdienst gezwungen. Ludwigsburg war ab 1760 mit einer Mauer umgeben, innerhalb derer die Rekruten mit unmenschlichen Methoden auf den Krieg vorbereitet wurden.¹³

Die ständige Präsenz von zumeist ledigen, durch den Drill verrohten Soldaten in der Ludwigsburger Umgebung wird auch eine Bedrohung für eine nach damaligen Maßstäben geordnete weibliche Existenz dargestellt haben. Die Folgen waren außereheliche Schwangerschaften mit lebenslangen Nachteilen für Mutter und Kind. Laut der Oberamtsbeschreibung von 1859 liegt für die Stadt Ludwigsburg der Anteil unehelicher Geburten zwar nur knapp über dem Durchschnitt des Oberamts, die Vororte Oßweil und Eglosheim dagegen liegen mit ihren Zahlen im obersten Bereich.¹⁴

Nicht wenige der dort zu Welt gebrachten illegitimen Kinder werden einen Vater aus Ludwigsburg gehabt haben. Selbst aus einem weiter abgelegenen Ort wie Steinheim an der Murr wird Anfang des 19. Jahrhunderts Klage über den Einfluss der Ludwigsburger Garnison auf uneheliche Geburten geführt.¹⁵ Und sogar im Aussehen der Einwohner ließ sich der Einfluss fremder Gene festmachen. Richard Stein schrieb 1921 in seiner »Chronik von Hoheneck«: »Der Menschenschlag der heutigen Hohenecker zeigt neben den Vertretern des germanischen Typus (weiße Haut und blondes Haar) südländische, ja orientalische Erscheinungen mit Anklängen an italienische und spanische Volksart, was mit der Nachbarschaft Ludwigsburgs zusammenhängen wird.«¹⁶

Aber die schwersten Nachteile der Garnison minderten sich – zumindest ein wenig – im Verlauf des 19. Jahrhunderts zugunsten der Vorteile. Das Militärleben wurde zivilisierter. Doch die Gefahr der exponierten Lage blieb. Ende des Zweiten Weltkriegs



*Ausschnitt aus einer »Karte von Ludwigsburg und Umgebung vom Jahr 1710«.
Oben ist Süden.*

hätte Ludwigsburg mitsamt den westlichen Vororten das Schicksal der Stadt Freudenstadt im Schwarzwald ereilen können, dessen Innenstadt noch im April 1945 durch einen mehrtägigen Artilleriebeschuss der Franzosen zerstört und anschließend geplündert wurde. Die starke Anwesenheit von amerikanischen Truppen ab Kriegsende und die Gründung der Siedlung Pattonville wird als späte, vielleicht nicht nur negative Folge der militärischen Vorherrschaft in Ludwigsburg gelten können.

Ein weiterer Nachteil tritt erst im 20. Jahrhundert auf, wird als solcher gar erst ab den siebziger Jahren richtig empfunden: die Überbauung einer reichen, vielfältig gegliederten ländlichen Kulturlandschaft. Wer über Vorstellungskraft verfügt, möge sich einmal das Gelände der Innenstadt ohne Bebauung vor sein geistiges Auge rufen, sich etwa das tiefe Tal zwischen der Weststadt und der Hospitalstraße als obstbaumsäumtes Bachbett vorstellen, das von drei Seen oberhalb, etwa im Gelände der heutigen Zentrale der Kreissparkasse, gespeist wird. Alte Aquarelle und Karten belegen ein wenig die Vielgestaltigkeit dieser versunkenen Landschaft. Mehrere Waldstücke müssen der Bauwut weichen, zunächst das Lerchenholz, das jenseits des Bahnhofs in Richtung Kornwestheim lag, dann auch das Bannholz zwischen hier und Bietigheim auf dem Gelände des heutigen Gewerbegebiets an der Heinkelstraße. Immerhin, der prachtvolle Favoritepark bleibt als Jagdrevier erhalten, und ein Waldstück gewinnt die Stadt durch herzogliche Gunst hinzu: Der Salonwald auf der Höhe zwischen Kornwestheim und dem Schloss ist entstanden aus den Lustgärten, die zu Zeiten Eberhard Ludwigs angelegt wurden und im Laufe der Jahrzehnte verwilderten; auf älteren Karten findet sich dort nur Ackerland.

Aus Sicht der meisten Zeitgenossen Eberhard Ludwigs war es ohnehin ein Unding, allen damaligen Vorstellungen zuwider eine Stadt auf eine Anhöhe zu bauen. Was dem barocken Zeitgeist entsprach, war für viele Generationen von Ludwigsburgern ein großes Ärgernis: Das Ludwigsburger Klima förderte in Zeiten, da Türen und Fenster nicht vollkommen dicht schlossen und Zugluft überall war, eine Vielzahl von Erkrankungen. Die Oberamtsbeschreibung von 1859 teilt mit, die Luft sei »weniger mild als in Stuttgart, dagegen rein und frisch, übrigens wegen des beständigen Zugs für Brustleidende und solche, die zu Rheumatismen geneigt sind, nicht zuträglich«. ¹⁷ Was unseren Vorfahren Nachteil war, wendete sich eigentlich erst mit der Vervielfachung des Kraftverkehrs in den letzten 30 Jahren zum Vorteil, denn außer im Talbereich ist auf dem Ludwigsburger Stadtgebiet ein stetiger Austausch der smogbelasteten Luft gewährleistet, wie besonders der Vergleich mit dem Stuttgarter Kessel immer wieder zeigt.

III.

Welche Vorteile wogen aber diese Beschwerden noch auf? Weshalb wanderten die Einwohner der umgebenden Dörfer seltener aus, wieso stieg die Bevölkerung überdurchschnittlich, wieso mehrten die Einwohner sogar ihren Wohlstand? Eine Erklärungsmöglichkeit sind die in der Nähe investierten herzoglichen Einnahmen. Schon im 18. Jahrhundert lebten in Eglosheim überdurchschnittlich viele Einwohner vom Handwerk. Maurer, Zimmerleute, Ziegelbrenner, Fuhrleute und Tagelöhner konnten florieren, solange der Herzog in Ludwigsburg Geld ausgab. ¹⁸ In den Glanzzeiten der Stadt war auch auf den zu Fuß erreichbaren Dörfern mit Gastwirtschaften aller Art sicherlich einiges Geld zu verdienen. In den Zeiten des Siechtums der Stadt aber war

es für alle, die nicht vom eigenen Ackerbau leben konnten, etwas schwieriger. Fehlte die herzogliche Gunst, wie dies in der Zeit Carl Alexanders und in den späten Jahren Carl Eugens der Fall war, so litten Selbstverständnis und wirtschaftliche Basis der Stadt. Hermann Stroebel formulierte 1918 sehr treffend: »Eine solche Treibhauspflanze musste, wenn die ihr das Leben erhaltende Sonne dahinschwand, zum dauernden Siechtum herabsinken.«¹⁹

Andererseits – die großen Bevölkerungsschwankungen Ludwigsburgs, das zu Zeiten als Hauptresidenz unter Carl Eugen von 1766 bis 1775 bis zu 10 000 Einwohner hatte und dann jäh auf 5 000 zurückfiel, schlugen sich in den umliegenden Dörfern nicht nieder. Die Nachfrage nach Handwerkern kann daher kein besonders ausschlaggebender Grund für den relativen Wohlstand von Eglosheim, Pflugfelden und Oßweil sein. Ein wesentlich stärkerer Faktor dürfte im Nahrungsmittelbedarf der Residenzstadt liegen. Seit der Gründung der Stadt hatte der Herzog als Stadtherr, sehr zum Leidwesen der Bauern, systematisch bestes Ackerland in Bauland, Straßenzüge, Lustgärten und Alleen umwandeln lassen. Im Jahre 1746 wurde dann die gesamte übrig gebliebene Markung des ehemaligen Klosterbesitzes den bäuerlichen Pächtern entzogen und unter den Ludwigsburger Bürgern im Verhältnis zu ihrem bisherigen Grundbesitz aufgeteilt.²⁰ Damit hatten die Bauern rings um Ludwigsburg, trotz aller Klagen über den Hof und seine Anmaßung, beim Absatz bessere Karten als ihre Standesgenossen an der Peripherie des Herzogtums. Schon 1736 heißt es in einem Bericht aus Marbach, die heimischen Wochenmärkte befänden sich in einem schlechten Stand, da alle Viktualien nach Ludwigsburg getragen würden²¹ – nicht etwa aufgrund herzoglichen Zwangs, sondern wegen der besseren Erlösaussichten. Speziell wenn die Kornpreise, wie in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, durch schlechte Ernten über mehrere Jahre hinweg anzogen²², konnten Bauern, die mehr produzierten, als ihre eigene Familie verzehrte, in der Umgebung der Residenz Höchstpreise erwarten, weil Nahrungsmittel einfach viel knapper waren als in einer Umgebung, in der alle schaffenden Hände mit der Landwirtschaft betraut waren. Wenn in den Akten Klagen darüber auftauchen, der Hof bestimme, meist unter Nutzung bestimmter grundherrlicher Rechte, die Preise, so muss man selbstverständlich zur Kenntnis nehmen, dass den Bauern im Regelfall der aktuelle Marktpreis gezahlt werden musste.

Ein weiterer Faktor für die Entwicklung der Dörfer war das 1736 gegründete Arbeitshaus. So elend die Lebensverhältnisse in dieser Anlage aus der heutigen Perspektive auch anmuten, war das Arbeitshaus gleichwohl eine akzeptierte Anlaufstelle für Menschen in wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Wer freiwillig eintrat und etwas Kapital und seine Arbeitskraft einbrachte, hatte weniger zu erdulden als verurteilte Missetäter und konnte sich wenigstens einer hinreichenden Ernährung sicher sein. Damit entfiel für die umliegenden Gemeinden ein Teil der Aufwendungen für die Ortsarmen.

Auch das Militär brachte den Dörfern nicht nur Nachteile. Immerhin, da Ludwigsburg von Anfang an eine starke Garnison hatte, waren die umliegenden Dörfer nach der Stadtgründung erst einmal sicher vor Brandschatzung und marodierenden Haufen. Eine Geißel des einfachen Volkes, die im 17. Jahrhundert die Bevölkerung hatte stagnieren lassen, war damit unter einigen Opfern gebannt. Zudem ließ der Druck der Einquartierungen im Laufe des 18. Jahrhunderts nach, denn die Kriegsherren brachten ihr stehendes Heer mehr und mehr in Kasernenbauten unter. Dann war das Militär auch Kunde und Auftraggeber, brauchte Lebensmittel und Pferdefutter,



*Privilegien vom 9. März 1737 für das am
29. Mai 1736 errichtete Zucht- und Arbeitshaus in Ludwigsburg.*

Fuhrdienste, Holz und handwerkliche Erzeugnisse. Umgekehrt hat sicherlich so mancher Bauer in Ludwigsburg ein für den Kriegsdienst unbrauchbar gewordenen Pferd günstig für die Bestellung seiner Felder erwerben können.²³ Und möglicherweise wird sich für manchen jungen Mann aus den Dörfern nach dem Militärdienst eine lohnende Perspektive ergeben haben, die sich ohne die Dienstjahre in Ludwigsburg nicht eröffnet hätte. Nach dem schweren Rekrutenleben ergaben sich Möglichkeiten der beruflichen Qualifikation im Handwerk oder als Schreiber, Rechner und Kartograph.

Überhaupt Qualifikation: Selbstverständlich erhielt die Beamtenstadt Ludwigsburg im Jahre 1720 eine Lateinschule, die standesgemäße Bildung versprach und grundsätzlich auch für begabte Söhne wohlhabender Landbewohner offen stand.²⁴ Auch Friedrich Schiller machte seine ersten Schritte in der höheren Bildung an dieser Schule. Wäre er, nebenbei gefragt, ohne die Gründung Ludwigsburgs nicht zum gefeierten Nationaldichter geworden? Wohl kaum, denn Schiller entstammte Verhältnissen, die überall im Herzogtum den Besuch einer Lateinschule nahe legten, und Schillers Vater hätte seinen Dienstposten in einer anderen Stadt gehabt. Fest steht aber: Der Ludwigsburger Boden wäre ohne die Gründung und den Aufstieg zur Residenz und Amtsstadt nicht zur Wiege einer solchen Vielzahl von Intellektuellen geworden, von denen Mörke, Kerner, Strauß oder Vischer nur die bekanntesten sind.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kam der Eisenbahnboom und mit ihm die Möglichkeit, mehr Verkehr in die Neckarschleife zu ziehen, in der Ludwigsburg lag. Die Eisenbahnverbindung Stuttgart-Heilbronn wäre vermutlich anders verlaufen,

wenn an der Stelle der Garnisonsstadt nur ein paar Dörfer gelegen hätten. Der Ludwigsburger Bahnhof war insofern ein Glücksfall, denn er wurde auch zum Kristallisationspunkt einer späten Industrialisierung, die dafür aber etwas sanfter verlief als in den Industrievieren des Landes. Die Stadt stellte sich zwischen 1880 und 1910 einem Strukturwandel, den sie für eine gewisse Zeit zu vermeiden gesucht hatte. Sie trennte sich von der reinen Residenz- und Verwaltungsfunktion und entwickelte einen Industrie- und Handelssektor.²⁵

Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts, also erst Jahrhunderte nach der Gründung, fängt Ludwigsburg an, auch speziell für Frauen Vorteile zu bringen. Denn anstatt der oft wenig einträglichen Tätigkeit als mithelfende Familienangehörige in Hof und Garten bietet sich ab etwa 1930 in der Oberamtsstadt ein besseres Auskommen in Büro- und Verwaltungspositionen, ein Auskommen, das Frauen in entlegenen Dörfern zunächst noch verschlossen bleibt.

Die gewaltig ansteigende Bautätigkeit im 20. Jahrhundert bedingt, dass Ludwigsburg seine engen Grenzen schnell sprengt. Eine Zeit lang ist besonders Eglosheim mit immensen Vorteilen ausgestattet, denn es wird zu dem Ort, in dem die Industriearbeiter aus Ludwigsburg ihr Geld ausgeben, da sie jenseits der Stadtgrenze wohnen und nur zur Arbeit am Stadtrand von Ludwigsburg erscheinen. Der heutige Ludwigsburger Westen gehört zur Eglosheimer Markung, und recht gern nimmt das Dorf Grundsteuern aus Ansiedlungen an der Osterholzallee ein, die in jeder Hinsicht – außer der fiskalischen – zu Ludwigsburg gehören. Langfristig lässt sich dieser Zustand nicht halten, was sich auch in Beschwerden der Hausbesitzer äußert. Der Dorfpolizist von Eglosheim sei kein hinreichender Schutz gegen zwielichtige Personen, die alle Haushaltungen an der Osterholzallee regelmäßig heimsuchen und denen mancher Diebstahl oder Raub gelingt.²⁶ Es kommt unter anderem daher 1901 zur ersten Eingemeindung, die dem Dorf Eglosheim weiterhin erhebliche Eigenständigkeit zusichert und ihm mehr Vor- als Nachteile einbringt. Einige Jahre später, 1903, gehört auch Pflugfelden auf dem Papier zu Ludwigsburg und erhält als Gegenleistung eine zeitgemäße Wasserversorgung.

Das Dorf genießt also alle Vorteile einer nahen Stadt, bewegt sich aber im Gegenzug nur in Trippelschrittchen auf die Verantwortung zu, die eine rechtlich bindende Zusammengehörigkeit so mit sich bringt. Ähnlich wie Eglosheim machen es einige Jahre später Hoheneck und Oßweil. Hoheneck wird kurz vor dem Ersten Weltkrieg besonders wichtig für Ludwigsburg, weil das 1907 eröffnete Heilbad einen wachsenden Fremdenverkehr verspricht. In der Folge einigen sich die Gemeinden Hoheneck und Oßweil, dazu auch Neckargröningen und Aldingen, mit Ludwigsburg auf ein gemeinsames öffentliches Transportwesen, die »Ludwigsburger Oberleitungs-Bahn«.²⁷ Aus gegenseitiger Abhängigkeit, dann Zusammenarbeit entsteht, wie schon bei Eglosheim und Pflugfelden, gleichsam nachträglich die rechtlich bindende Eingemeindung, für Hoheneck 1922 und für Oßweil 1926.

Danach ändert sich am Gebietsstand viele Jahre lang nichts, wenn man einmal die Übernahme der Siedlung Grünbühl von Kornwestheim im Jahre 1956 außer Acht lässt. Erst im Zuge der Gemeindereform zu Anfang der siebziger Jahre regt sich der Wunsch, die Zahl der selbständigen Gebietskörperschaften weiter zu konsolidieren. Damals werden in Baden-Württemberg etwa 3300 Altgemeinden in 1100 Neugemeinden zusammengelegt, was Neckarweiningen (1974) und Poppenweiler (1975) die Eigenständigkeit kostet, sehr zum Missfallen insbesondere einiger Bürger von Poppenweiler, die den Anschluss als misslich empfanden. Und ein Blick auf die Karte

belehrt uns tatsächlich, dass der Ort verkehrsmäßig wesentlich besser zu Marbach gepasst hätte. Poppenweiler war vor der Gründung Ludwigsburgs ein stolzes Gemeinwesen, das alle anderen Ansiedlungen im heutigen Stadtgebiet an Bevölkerungszahl übertraf und den besten Wein im Oberamt Marbach lieferte. Mit der Zuordnung als Stadtteil von Ludwigsburg war dieses stolze Dorf mehr zu einem Anhängsel degradiert, als ihm lieb sein konnte.

IV.

Als Ausblick die durch sorgfältige Analyse der Faktoren entwickelte Antwort auf die Frage: Wie sähe unsere Umgebung heute aus, wenn es nicht zur Stadtgründung gekommen wäre? Das Terrain um 1700 verdient es nicht, als »feuchte, sumpfige Gegend«²⁸ qualifiziert zu werden. Bestes Ackerland ist dieser große Lössbuckel, der unter dem Namen »Langes Feld« bekannt ist und auf dem neben unserem Stadtgebiet auch Schwieberdingen, Asperg und Kornwestheim liegen. Die Ludwigsburger Markung könnte heute Bauernland sein, die Niederungen ein Naherholungsgebiet für die umliegenden Gemeinden. Speziell der Tälesbach unterhalb des heutigen Schlosses, den Eberhard Ludwig einst als Kulisse für seinen Bauplatz wählen durfte, wäre heute weiträumig als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Wir hätten auf der Biergartenterrasse der Gaststätte Erlachhof einen ganz reizenden Blick auf ein schluchtartiges, elegant geschwungenes Tal, das in Wirklichkeit schon um 1760 von Sträflingen zugeschüttet wurde²⁹, um den herzoglichen Kutschen freie Fahrt zu bieten. Sicherlich wären der heutige Westen und auch das Gebiet östlich der Stuttgarter Straße von Ausläufern der Gemeinden Oßweil und Eglosheim bebaut, der Fuchshof vielleicht auch Kristallisationspunkt für eine Siedlung geworden.

Der Bahnhof an der 1847 entstandenen Hauptstrecke von Stuttgart nach Bietigheim wäre wohl zwischen Pflugfelden und Eglosheim entstanden, was den beiden Dörfern erhebliche Entwicklungsmöglichkeiten beschert hätte.³⁰ Oßweil hingegen hätte sich in seiner abgeschiedenen Lage in einer Neckarschleife, abgeschirmt vom herzoglichen Jagdrevier, wirtschaftlich und demographisch viel zögerlicher entwickelt. Wie das Gemeinwesen auf unserem Stadtgebiet heißen würde, sei dahingestellt. Neckarweihingen und Poppenweiler wären heute vielleicht Ortsteile von Marbach, oder wer weiß, vielleicht gäbe es seit 1974 die Gemeinde Hochberg-Poppenweiler?

Die Stadt Marbach ihrerseits hätte nichts von ihrem heute so heimelig-dörflichen Charakter behalten, sondern wäre nach dreihundertjähriger Bautätigkeit das pulsierende Zentrum des Landkreises. Dort, auf der heutigen Schillerhöhe, thront vielleicht, unweit des Literaturmuseums, die Wüstenrot-Zentrale, dahinter versteckt das Kreis-krankenhaus den Blick.

Begibt man sich in dieser hypothetischen Welt dagegen auf die Anhöhe zwischen Oßweil und Kornwestheim, dort wo Eberhard Ludwig in Wirklichkeit den Salonwald anlegen ließ, genießt man einen von Bäumen und Bauten unverstellten Blick auf die Kirchtürme der umliegenden Dörfer, das Lerchenholz und das kleine Jagdschloss Ludwigsburg mit dem Wildpark dahinter. Schmale landwirtschaftliche Wege, entstanden aus den gewachsenen Verbindungslinien, durchziehen das Ackerland. Alleebäume sind unbekannt. Die Schnellstraße der B 27 kann man, wenn man ganz genau hinhört, etliche Kilometer westlich, hinter der Bahnlinie hinter Kornwestheim erlauschen. Vom Asperg bis hinüber zum Jagdschloss erstreckt sich ein großes

Industriegebiet der Gemeinde Eglosheim-Pflugfelden. Etwas stiller und provinzieller sieht diese hypothetische Welt aus. Und jeder Einwohner der umliegenden Dörfer möge sich selbst ein Bild machen, ob ihm in dieser Welt etwas fehlen würde.

Anmerkungen

- 1 Hermann Burkhardt: Ein Dorf und eine Stadt. Zur Eingemeindung von Eglosheim vor 100 Jahren, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 55 (2001) S. 171-180, hier S. 176.
- 2 Manfred Eimer: Geschichte der Stadt Freudenstadt, Freudenstadt 1937, S. 99.
- 3 Alexander Demandt: Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?, Göttingen 2001, S. 44.
- 4 Ebd. S. 115 f.
- 5 Carl Amery: An den Feuern der Leyermark, München 1979; Demandt (wie Anm. 3) S. 133.
- 6 Artikel »Eberhard Ludwig« in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 5 (1877), S. 561-563.
- 7 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, unter der jeweiligen Ortsrubrik.
- 8 Alte Rechtsbräuche als Abschrift aus einer Urkunde des Hauptstaatsarchivs Stuttgart bei Richard Stein: Chronik von Hoheneck im Oberamt Ludwigsburg, Stuttgart 1921, S. 250-255; Theodor Bolay: Chronik von Poppenweiler, Bietigheim 1974, S. 106 f.
- 9 Streitigkeiten und Bitten um Verschonung: Ortsbuch Hoheneck, Neckarwestheim 1983, S. 119; Theodor Bolay: Chronik von Neckarweihingen, Bietigheim 1968, S. 80-82, 89 f. – Im Jahr 1813 protestierten die Poppenweiler Metzger gegen die vom Oberamt vorgegebenen Preise für Kalbfleischlieferungen nach Ludwigsburg; Bolay (wie Anm. 8) S. 140 f.
- 10 Bolay (wie Anm. 9) S. 94; Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. I, Ludwigsburg 2000, S. 63.
- 11 Burkhardt (wie Anm. 1) S. 171-174.
- 12 Ortsbuch Hoheneck (wie Anm. 9) S. 124-127; Bolay (wie Anm. 9) S. 86-89, 96, 98; Wolfgang Läßle: Schwäbisches Potsdam. Die Garnison Ludwigsburg von den Anfängen bis zur Auflösung, Ludwigsburg 2009, Bd. 1, S. 26.
- 13 Läßle (wie Anm. 12) S. 30-39.
- 14 Oberamtsbeschreibung (wie Anm. 7) S. 29, 130: In den Jahren 1836/46 waren im Schnitt des Oberamts 10,85 % aller Kinder unehelich geboren, in Ludwigsburg selbst 11,3 %, in Oßweil 15,1 %, in Eglosheim 13,5 %.
- 15 Heimatbuch der Stadt Steinheim an der Murr, 1980, S. 150 f. Der Verfasser dankt Hildegard Kienzle für diesen Hinweis.
- 16 Stein (wie Anm. 8) S. 169.
- 17 Oberamtsbeschreibung (wie Anm. 7) S. 97.
- 18 Hermann Burkhardt (Hrsg.): Eglosheim. Ein Ort im Wandel der Jahrhunderte, Ludwigsburg 1991, S. 196.
- 19 Hermann Stroebel: Ludwigsburg. Die Stadt Eberhard Ludwigs. Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700, Ludwigsburg 1918, S. 22.
- 20 Sting (wie Anm. 10) S. 41.
- 21 Albrecht Gühring: Pflugfelden und Poppenweiler im Spiegel der ersten Ludwigsburger Jahre, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 63 (2009) S. 171-178, hier S. 175.
- 22 Der Preisanstieg ist belegbar in Zeitreihen für Augsburg, Speyer, Straßburg und Würzburg in: Wilhelm Abel: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg/Berlin 1978.
- 23 Vgl. eine detaillierte Aufstellung des Bedarfs der Garnison 1819-1914 bei Läßle (wie Anm. 12), Bd. 2, S. 475-484.
- 24 Thomas Schulz: Die ehemaligen Lateinschulen im Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1995, S. 145.
- 25 Jürgen Heinen-Tenrich: Die Entwicklung Ludwigsburgs zur multifunktionalen Mittelstadt (1860-1914). Ein Beitrag zur Untersuchung des Wandels der Stadt im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1976, S. 97-99.

- 26 Burkhardt (wie Anm. 1) S. 172.
 27 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. II, Ludwigsburg 2004, S. 156-158.
 28 Andrea Hahn: Ludwigsburg – Stationen einer Stadt, Ludwigsburg 2004, S. 30.
 29 Erich Viehöfer: Schellenwerker, Galioten, Schänzer. Arbeitseinsatz von Sträflingen in und um Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 59 (2005) S. 63-86, hier S. 69.
 30 Eglosheim erhielt erst 1881 mit der Haltestelle Favoritepark einen Bahnanschluss; Burkhardt (wie Anm. 18) S. 220.

Die Zahlen für die graphische Darstellung zur »Bevölkerungsentwicklung der Nachbardörfer Ludwigsburgs im Vergleich zu anderen württembergischen Dörfern« wurden entnommen aus:

Rolf Bidlingmaier u.a.: Frickenhausen, Tischart, Linsenhofen. Aus neun Jahrhunderten Ortsgeschichte, Frickenhausen 2000, S. 92, 122, 132, 151; Bolay, Neckarweiningen (wie Anm. 9) S. 267; Bolay, Poppenweiler (wie Anm. 8) S. 388 f.; Burkhardt (wie Anm. 18) S. 149 f., 196, 200, 217; Sönke Lorenz, Andreas Schmauder (Hrsg.): Beuren und Balzhof. Die Geschichte einer Gemeinde am Fuß der Schwäbischen Alb, Filderstadt 2004, S. 111, 157; Sönke Lorenz u.a.: Holzgerlingen. Von der Schönbuchsiedlung zur Stadt, Stuttgart 1995, S. 109, 170; Sönke Lorenz u.a.: Rudersberg. Das mittlere Wieslaufstal und seine Ortschaften, Tübingen 1995, S. 107, 180; Stein (wie Anm. 8) S. 167; Oßweil. Vom schwäbischen Bauerndorf zum Ludwigsburger Stadtteil, Ludwigsburg 1992, S. 28, 319; Pflugfelden. Vom Bauerndorf zum Stadtteil von Ludwigsburg, Ludwigsburg 1991, S. 15, 19.

Mars, Venus, Bacchus & Co.

Die barocken Groß-Skulpturen des Ludwigsburger Schlosses

von Daniel Schulz

Bis heute besteht bei der Betrachtung der Skulpturen am Ludwigsburger Schlossbau die Problematik der Zuschreibung an die hier tätig gewesenen Bildhauer. Die Skulpturen sind nicht signiert und das wenigste erschließt sich aus den nur lückenhaft überlieferten Bauakten. Sie enthalten meistens keine genauere Deutung oder Beschreibung der Werke. Für das Alte Corps de logis ist die Programmatik der Figuren genannt, während die Bauakten für das reicher mit Skulpturen bestückte Neue Corps de logis kaum eine detaillierte Auskunft geben. So heißt es z. B. über das Neue Corps de logis 1731 nur, dass auf dem hofseitigen Mittelrisalit vier Statuen stehen.¹ Es gibt keinen zeitgenössischen Entwurf und keine ikonographische Beschreibung des Skulpturen-Programms, wie es z. B. zum Neuen Schloss in Stuttgart oder zur Figurenbalustrade von Schloss Solitude existiert.² Um die Werke den einzelnen Bildhauern zuschreiben zu können, bleibt nur der stilistische Vergleich der Figuren: Aus der Art, wie die Gesichtszüge gearbeitet sind, der Haltung der Figur und anderen Gestaltungsdetails lässt sich die charakteristische Handschrift eines Bildhauers erkennen. Durch diesen betrachtenden Vergleich kann man den durch die Aktenlage gesicherten Werken eines Bildhauers weitere zur Seite stellen oder einem anderen Künstler zuschreiben. Im Vordergrund dieser Studie stehen die Arbeiten der Steinbildhauer. Von den Arbeiten der Stuckateure werden nur die großplastischen Werke eingehender betrachtet.

Die Körperauffassung ist bei vielen Bildhauern ähnlich, die Skulpturen des frühen 18. Jahrhunderts folgen einem relativ gleichen Schönheitsideal. So findet sich die Flachbrüstigkeit der Frauen etwa bei Giorgio und Carlo Ferretti, aber auch bei Paolo Croppi. Qualitätsschwankungen gibt es in den Werken aller Bildhauergruppen, was hinter jedem Einzelnen eine Werkstatt mit Gesellen vermuten lässt oder Werkstattgemeinschaften. Das spricht für eine gewisse Massenproduktion, um Schloss und Park Herzog Eberhard Ludwigs, aber auch Nebenschlösser wie z. B. Freudental möglichst schnell, serienweise mit ansprechenden und dekorativen Skulpturen eines Fürsten würdig auszustatten.

Merkwürdigerweise scheint dieser dekorative Aspekt bei der Ausgestaltung der Architektur mit Skulpturen im Vordergrund gestanden zu sein. Man folgte beim Neuen Corps de logis in der Ausstattung des Inneren ikonographischen Aspekten, die am Äußeren weniger eine Rolle spielten, da man hier hauptsächlich ältere Figuren verwendete. Die Raptusgruppen auf dem Balkon hatte Giorgio Ferretti 1716 ursprünglich für die Wachtürmchen an der Nordterrasse des Alten Corps de logis geschaffen (Abb. 1). Sie wurden 1731 auf Anweisung Frisonis versetzt: »Die Gruppi [Gruppen] von denen Schilderhäusern sind abgenommen und auf das Neue Portal gesetzt worden, auf welchem sie ungemein paradiren. Über die Schilderhäuser hingegen sind 2 Ar-



Abb. 1: Die beiden Gruppen »Chronos entführt Philyra« und »Pluto raubt Proserpina« stehen seit 1731 auf dem Altan des Neuen Corps de logis. Sie wurden 1716 von Giorgio Ferretti ursprünglich für die Wachtürmchen an der Nordseite des Alten Corps de logis geschaffen, zu sehen auf einer Zeichnung Frisonis.

maturen aufgesetzt worden.«³ Gerade das »Paradiren« zeigt, dass die Gruppen nicht aus inhaltlichen Gründen versetzt wurden, sondern um ihrer dekorativen Wirkung wegen. Ferretti war damals übrigens schon lange nicht mehr in Ludwigsburg.

Da viele Bildhauer in Ludwigsburg auf engem Raum nebeneinander wirkten, ist es natürlich, dass sie sich gegenseitig beeinflussten, befruchteten oder gar voneinander abkupferten, weil sie miteinander konkurrierten. Bei den Werken Zimmermanns merkt man ganz deutlich, dass sie sich immer stärker an den Arbeiten der Ferretti orientierten.

Dies alles erschwert letztlich die Zuschreibung der einzelnen Skulpturen an einen bestimmten Künstler. Eher lassen sich die Werke bestimmten Bildhauergruppen zuordnen, was mein hier vorliegender Aufsatz leisten will.

Das ikonographische Programm der Bauskulpturen zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs ist heute nur noch teilweise nachvollziehbar, da im 19. Jahrhundert schadhafte Figuren einfach durch andere ersetzt wurden, die man z. B. aus den Gärten entnahm. Erst im späten 19. und vor allem im 20. Jahrhundert wurden bei Restaurierungen exakte Kopien der Originale hergestellt und diese auch wieder am ursprünglichen Standort aufgestellt.

Heute existiert nur noch ein Bruchteil der im 18. Jahrhundert am Schloss und vor allem in den Gärten vorhandenen Skulpturen, und bei diesem Restbestand stellt sich die Frage nach der ursprünglichen Aufstellung. Einige der heutigen Attikafiguren sind rundumsichtig gearbeitet. Dies ist ein Hinweis, dass die Figuren für eine Bodenan-sicht geplant waren und früher vielleicht tatsächlich im Garten standen.

Um nun dem Programm der Barockzeit auf die Spur zu kommen, müssen neben den Bauakten die Stichwerke Nettes und Frisonis hinzugezogen werden.⁴ Da diese aber zum Teil nie verwirklichte Idealansichten des Schlosses zeigen, kann auch aus diesen Ansichten längst nicht alles erschlossen werden. Einige Details sind jedoch den Kupferstichen Nettes zu entlocken, während Zeichnungen von Paolo Retti oder

Paolo Frisoni die Skulpturen gar nicht im Detail zeigen, sondern als stilisierte Figuren, die mit ein paar Kringeln flott aufs Papier geworfen sind. Auch die zeichnerischen Ansichten des frühen 19. Jahrhunderts lassen keine Figuren näher erkennen; offensichtlich bestand damals an den barocken Skulpturen kein künstlerisches Interesse.

Erst um 1900 gibt es eine Auseinandersetzung mit den barocken Figuren, z. B. in den Aquarellen von Heinrich Hoffmann und den Skizzen, die Georg Wörnle 1923 zeichnete (Stadtmuseum Ludwigsburg). Wirklich weiter hilft in unserem Fall aber erst die um 1900 vermehrt aufkommende Fotografie. Zu dieser Zeit waren allerdings die Veränderungen am Äußeren der Schlossanlage abgeschlossen und die Neuaufstellung von Figuren hatte schon stattgefunden. Die frühesten bekannten Fotografien zeigen bereits den heutigen Zustand.

Ansichten des Alte Corps de logis

Betrachten wir zunächst einige Ansichten des Alten Corps de logis näher. Dem Stichwerk Nettes von 1709 ist zu entnehmen, dass in den Ecken auf der Balustrade des Alten Corps de logis nur vier Figuren standen: Apoll und Bellona an der Hofseite, Flora und Diana an der Gartenseite, dazu Vasen und Armaturen (Abb. 2). Diese Balustraden- und Fassadenfiguren stammten von Sebastian Zimmermann. Im Überschlag von 1707 werden die Figuren beschrieben: »2 große Schilde mit Sr. Durchl. naahmgen [Namensinitialen], nebenst 6 abhängenden Statuen, nemlich an jedem Schilde 3 [je auf der Nord- und der Südseite] alß die Zeit, die Fama und Renommee.«⁵ In einem anderen Überschlag wird noch beschrieben, dass Renommee (Ehre, Ansehen) »den Fürsten Huth mit einem Sternen Krantz krönet«. Dort ist weiter zu lesen: »Es hat zur Fortsetzung des Ludwigsburger Baues auf das Jahr 1708 der Bildhauer Zimmermann an Arbeit zu verfertigen: 4 große Statuen als einer Diana, Flora, Apollo, Bellona« und vier Trophäen.⁶ Dazu standen auf der Dachbalustrade auch noch »antique Gefässe« bzw. »zwölf Aufsätze von allerhand Römisch Kriegs-Armaturen«.⁷



Abb. 2: Johann Friedrich Nettes Gartenansicht von 1713 (links) zeigt Zimmermanns Flora, die Hofansicht von 1709 (Mitte) die Jagdgöttin Diana. Eine Zeichnung von Emil Walcher 1844 (rechts) zeigt die Figuren auf der Dachbalustrade des Alten Corps de logis nur stilisiert, links scheint aber Zimmermanns Syrinx zu stehen.

Zwischen 1719 und 1721 setzte Frisoni dem ursprünglichen Flachdach einen Pavillon auf (in den Bauakten als Mezzanin bezeichnet). Deswegen musste die Anzahl der Armaturen reduziert werden. Vielleicht wurden damals schon Vasen und Armaturen an die Schmalseiten des Alten Corps de logis gestellt – heute stehen an der Ost- und der Westseite je zwei Armaturen und eine Vase. Das Mezzanin wurde mit einer Uhr und einem Türmchen versehen. Die Figuren um das Uhrgehäuse – Chronos (die Zeit), die Astronomie und die Geschichte – schuf Giorgio Ferretti.

Möglicherweise wurden schon damals zusätzliche Figuren aufgestellt, auf Ferrettis Zeit-Thematik abgestimmt, oder Herzog/König Friedrich ließ um 1800 schadhafte Armaturen durch Gartenfiguren ersetzen. Dazu schweigen die Akten bisher. Jedenfalls zeigen Ansichten von Friedrich Weber um 1810 bereits die heutige Anordnung mit den acht Figuren und Vasen auf der Dachbalustrade. Eine Zeichnung von 1832 zeigt die Anordnung der Skulpturen deutlicher: Rechts und Links des Mezzanin stehen an der Hof- und der Gartenseite je zwei Figuren und eine Vase. Auf den östlichen und westlichen Seiten stehen je zwei Trophäen (allerdings zu groß dargestellt) und eine Vase. Dies entspricht dem heutigen Erscheinungsbild des Alten Corps des logis. Erst auf einer Hofansicht von 1844 meint man an der Haltung Flora und Syrinx (Venus) zu erkennen (Abb. 2).

Welche Figuren, abgesehen von den vier Statuen Zimmermanns, vor 1839 auf der Balustrade standen, bleibt unbekannt. Dies ist weder den Akten noch den Ansichten zu entnehmen. Ebenso unbekannt bleibt, ob vor 1839 schon einmal schadhafte Figuren ersetzt wurden. Eine Nordansicht des Alten Corps des logis von F. Müller 1811 will uns glauben machen, dass alle Figuren auf der Balustrade durch schlichte klassizistische Vasen ersetzt wurden. Dies entspricht sicher nicht der Wahrheit. Vielmehr wurde die Fassade vom Künstler aus ästhetischen Gründen reduziert dargestellt und ihres barocken Schmucks beraubt.⁸

Mit dem Figurenprogramm des Alten Corps de logis wird insgesamt der Anspruch Eberhard Ludwigs auf ewigen Ruhm bekräftigt. Diana, Satyr und Flora verweisen auf Ludwigsburg als Jagd- und Lustschloss. Apollo symbolisiert den Friedensfürsten Eberhard Ludwig, unter dessen Regentschaft die Künste gedeihen, und Bellona huldigt dem Feldherren und Reichsgeneralfeldmarschall, der seine Tugend und Kraft mit derjenigen des Herkules misst. Minerva zollt der Weisheit des Fürsten und seinem strategischen Kampfgeist Anerkennung. Minerva als Schutzgöttin der Künste gibt dem Herzog Rat und Herkules gibt ihm die Kraft, seine Phantasien in die Tat umzusetzen, denn letztlich ließe sich der Schlossbau, aus dem Nichts im unwirtlichen Gelände über dem wilden Tal des Tälesbach entstanden, mit den Taten des Herkules messen. Die Hauptrolle spielt Chronos von Giorgio Ferretti: unterhalb der Uhr sitzt er mit locker übereinander geschlagenen Beinen und sieht sinnend dem verrinnenden Sand in seinem Stundenglas zu, denn die Zeit selbst hat keine Eile. Ihr zu Füßen sitzen zwei Amoretten, von denen die rechte, mit steinerner Tafel in der Hand, die Geschichte personifiziert, die linke, einen Globus mit dem Tierkreis haltend, die Astronomie darstellt. Sie blickt in die Ferne, also in die Zukunft, während die Geschichte der Zeit nachblickt. Die Astronomie ist die Allegorie der kosmischen Zeit, während die Geschichte als Allegorie der geschichtlichen Zeit auf ihrer Tafel Ereignisse und Taten der Großen festhält. Aus beiden Zeitstrukturen leiten wir jene reale Zeit ab, die im Sande verrinnt oder vom Uhrwerk angezeigt wird. Die Zeit im Kreislauf von der Zukunft zur Vergangenheit ist ein ewiger Strom. Genauso umkreisen die Figuren von Ruhm, Ehre und Zeit das Monogramm des Herzogs. Der Schlossbau

soll des Herzogs unsterblichen Ruhm verkünden, auch dann noch, wenn der Sand längst verronnen ist. Die herzogliche Zukunft ist die Ewigkeit, die Unsterblichkeit, personifiziert in Phönix, jenem Vogel, der verbrennt, um dann aus seiner Asche wieder aufzuerstehen. An höchster Stelle erhebt sich Phönix über dem Uhrwerk und ist zugleich eine sinnreiche Anspielung auf die Entstehungsgeschichte des Schlosses. An seiner Stelle stand der Erlachhof, 1693 im Pfälzischen Erbfolgekrieg von den Franzosen zerstört. Aus der Asche des niedergebrannten Gebäudes erhob sich ein Phönix gleich die neue Ludwigsburg – zu »Ludwigs Ruhm«.

Versetzung und Neuaufstellung von Figuren

Der Bildhauer Bernhard Frank hatte schon zwischen 1799 und 1803 Figuren in Ludwigsburg restauriert. Laut Eintrag vom 25. Mai 1799 im Rechnungsbuch der Baukasse hatte er »mehrere Statuen bey dem herzogl. Schloß repariert, dergleichen bey der herzogl. Mayerey und im Favorite-Schloß«. ⁹ Aus einem Schreiben des Bildhauers vom 3. Februar 1833 an das Oberhofmeisteramt erfahren wir, dass auf die gartenseitige Attika des Neuen Corps de logis eine Dianafigur aus Hohenheim gestellt wurde: »Im Jahr 1800, 1801 und 1802 war ich beauftragt, in den drei Sommern die steinernen Statuen, Vasen und Trophäen auf dem königlichen Schloss zu Ludwigsburg, wie auch auf den übrigen Gebäuden und Thoren zu reparieren. Schon damals war ich genöthiget, eine zersplitterte Statue auf dem rechten Flügel des Daches gegen dem Schloßgarten mit einer Diana von Hohenheim zu ersetzen; auch bekam ich den Befehl, nach den übrigen zu sehen, wobei ich zwar wenige Deffecte, jedoch einige schon in Eisen gebunden fand. Da nun diese in dem Zeitraum von etlich und 30 Jahren ohne Anstrich und Reparation, worauf ich damals antrug, der Witterung ausgesetzt waren, so finde ich mich veranlaßt, weil ich in Erfahrung gebracht habe, daß Seine Königliche Majestät nebst höchstdero Familie den Aufenthalt auf einige Zeit in Ludwigsburg zu nehmen gedenken, um etwaiges Unglück zu verhüten, ein königliches Oberhofmeisteramt davon in Kenntniß zu setzen, um diesen Gegenstand gnädig beachten zu können. Es würde von meiner Seite schon längst geschehen seyn, wenn ich nicht das Unglück gehabt und bei der Arbeit des einen kolossalischen Löwen in Monrepos 1803 mein Augenlicht verloren hätte und dadurch seitdem in meinem Fach ganz in Unthätigkeit versetzt worden wäre. In diesem Respekt verharrend [...] Hofbildhauer Frank.« ¹⁰

Kurfürst Friedrich hatte 1803 auch zwei Trophäen bestimmt, die Frank reparieren und auf die Pfeiler beim Heilbronner Tor setzen sollte. Diese Trophäen waren aber »wegen ihrem üblen Zustand bereits vor 3 Jahren von denen Pfeilern des großen Schloßgartens abgenommen worden«. Frank weist darauf hin, dass die Reparatur aufwendig und vermutlich nicht von Dauer sei, zudem die Trophäen von der Höhe und Breite nicht auf das Tor passen würden. Der Kurfürst beschloss daraufhin, dass andere Trophäen ausgebessert werden sollen, und es erging am 19. September der Befehl, Hofbildhauer Frank »soll auf einen Tag herauskommen, um ein paar Trophäen im Magazin auszusuchen«. ¹¹

Im Juli 1838 berichtete der Oberbaurat Barth an das Finanzministerium, dass einige auf den Dächern des Schlosses aufgestellte Figuren so schadhafte seien, dass Teile herabzustürzen drohen. Einen großen Wert hat er den barocken Figuren offenbar nicht beigemessen: »Die schadhafte Teile könnten zwar neu angefertigt werden, un-

verhältnismäßig mit dem Werth dieser ganz mittelmäßigen Kunstwerke möchten jedoch die Kosten sein, welche dafür bezahlt werden müßten.«¹² Dann empfahl Barth im Januar 1839: »Von den schadhafte Standbildern auf der Balustrade des Residenzschlosses zu Ludwigsburg sollten 6 Stück, welche herabzustürzen und die äußeren Theile des Schlosses zu beschädigen drohen, baldmöglichst herabgenommen werden.«¹³ Die Berichte enthalten keine genauen Angaben, welche Figuren schadhafte waren. Gemeint waren vermutlich jene auf der Attika des Alten Corps de logis, da davon die Rede ist, dass die betreffenden Figuren auf Postamenten zwischen hohen Vasen stehen (am Neuen Corps de logis gibt es keine Vasen).

In einem Schreiben vom 8. Januar 1839 wurde vorgeschlagen, die sechs fraglichen Figuren durch andere zu ersetzen, »wazu die auf dem königl. Seegute befindlichen, den auf den Dokengeländer [Balustraden] des Schlosses stehenden ganz gleichen Bilder von Stein die Gelegenheit darbieten.«¹⁴ Die Ersatzfiguren stammten aus einem »Wäldchen zu Monrepos«, waren aber auch schadhafte und sollten erst ausgebessert werden.¹⁵ Aus einem Schreiben der Hofdomänenkammer an das Staatssekretariat vom 17. Juni 1839 geht eindeutig hervor, dass die Figuren zuvor an der Fassade des Festingebäudes in Monrepos angebracht waren.¹⁶ Norbert Stein veröffentlichte bereits 1991 den Riss zum Festinbau von Thouret aus der Sammlung Baumgärtner, kannte aber noch nicht die Quelle, die die Aufstellung der Figuren vor der Fassade belegt. Er nahm also nur an, dass die Figuren dort aufgestellt waren, zumal ein Grundriss auch die Postamente vor der Fassade zeigt.¹⁷ Zwischen den Fenstern der seitlichen Säle standen der Zeichnung nach zehn Figuren auf Sockeln. Ein anderer Grundriss zeigt noch zwei weitere Sockel neben dem Eingang in den mittleren Saal.¹⁸ Es standen also einst vor der Fassade jene zwölf Figuren, die der Aktenvorgang von 1839 erwähnt. Als der Festinbau 1818 abgebrochen wurde, stellte man die Figuren »im Hintergrunde des sogenannten Festinplatzes, gegenüber von dem Landhaus im Seegut, im Freyen, zwischen Gesträuche« auf.¹⁹

Im Juni 1839 erfolgte der Austausch der Standbilder.²⁰ Die Figuren wurden in Monrepos abgebaut und nach Ludwigsburg verbracht. Der König genehmigte die unentgeltliche Abgabe »der auf dem Seegut befindlichen steinernen Standbilder zum Zwecke ihrer Aufstellung auf dem Residenzschloss. [...] Von diesen Standbildern sind derzeit 6 für das Schloßgebäude – statt der auf solchem befindlichen schadhafte – erforderlich; in so weit jene gelöst schadhafte sind, müssen sie vor ihrer Aufstellung ausgebessert werden, wazu Professor Wagener in Stuttgart nach seiner früheren Erklärung einen Gehülffen gegen ein Taggeld von zwey Gulden abgeben wird.«²¹

Den Akten ist ferner zu entnehmen, dass »die Anzahl der hierher zu führenden Standbilder 12 ist, wovon sogleich 6 für das hiesige Schloß verwendet werden sollen, die übrigen aber für den künftigen Gebrauch auf das Schloßgebäude aufzubewahren sind.«²² Nach ihrem Transport ins Ludwigsburger Schloss wurden die zwölf »steinernen colohsale Figuren« zunächst im Festinbau untergestellt, wo fünf der Figuren von Bildhauer Wagner wiederhergestellt wurden.²³

Eine Abrechnung für Baugerüste und für Winden vom 9. November 1839 verrät schließlich, dass die Figuren tatsächlich »auf den alten Haupt-Bau bestimmt« waren.²⁴ Ein spezieller Hebe Mechanismus zum Heraufziehen der Figuren wurde nach Ludwigsburg gebracht.²⁵ Doch die eigentlichen Arbeiten begannen erst im Frühjahr des folgenden Jahres. Zwischen dem 27. April und dem 5. Juni 1840 wurden die sechs Figuren instand gesetzt, auf das Dach gezogen, versetzt, befestigt und anschließend das Dach repariert.²⁶ Dabei wurden auf die östliche Seite gegen die Anlagen nur zwei Fi-

guren gesetzt, danach das Gerüst dort abgebaut. Das heißt, zwei ältere Figuren blieben auf dem Dach stehen, nämlich Bellona und Flora von Sebastian Zimmermann. Die vier anderen Figuren wurden auf die westliche Seite gestellt. Am 23. Mai heißt es, »die letzte Figur vollends aufgestellt und die Gerüste angefangen abbrechen.«²⁷

Im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen gibt es dazu einen entsprechenden Gegenvorgang.²⁸ Aus einem Schreiben der Hofdomänenkammer vom 17. Juni 1839 geht hervor, dass es sich um »alte Standbilder« handelte, die vor dem Festinbau in Monrepos standen: »Die auf dem Seegut befindlichen 12 Bilder sind seit dem Abbruch des ehemaligen Festinbaues, nach dem Bericht des Hofcammeramts Stuttgart, im Hintergrund des ehemaligen Festinplatzes im Freyen zwischen nach und nach angewachsenem Gehölze aufgestellt, ohne Postamente, mannigfach beschädigt, ohne sonderlichen Kunstwerth und für die Domäne völlig entbehrlich.«²⁹

Künstlerischer Wert wurde den 1839 in Monrepos entfernten Statuen nicht beigemessen: »In Absicht auf den Kunstwerth sind die Bilder nach dem Urtheil des Bauinspectors Gaab nicht von Belang; obwohl sie sehr fleißig gearbeitet sind und ihre Verfertigung einst mit nicht geringen Kosten verbunden gewesen seyn mag, wie allein die Anschaffung des von seltener Schönheit und Größe dazu nöthigen Stein heutzutage einen Aufwand von einigen hundert Gulden erfordern würde.«³⁰ Das heißt, aus künstlerischer Sicht hatte man an den barocken Standbildern kein Interesse, obwohl man den Aufwand ihrer Herstellung und ihren Materialwert erkannte. Aber schließlich scheute man hohe Reparaturkosten und war sicher froh, den »alten Plunder« nach Ludwigsburg abgeben zu können. Niemand machte sich die Mühe, die Figuren zu beschreiben oder wenigstens in einer Übergabeliste zu erfassen. Im Gegensatz dazu erfuhren Teile der »modernen« klassizistischen Ausstattung des Festinbaus bei dessen Abbruch eine ganz andere Wertschätzung.³¹

Wir sehen also, dass es bei den Figuren an den Fassaden des Schlosses einen Wechsel gegeben hat. Fest steht, dass von den Figuren Zimmermanns auf dem Alten Corps de logis nur die östlichen, Flora und Bellona, übrig geblieben sind. Welche sechs anderen Figuren von Monrepos nach Ludwigsburg kamen, kann nicht mehr ermittelt werden; vielleicht jene Quittainers, die heute im Lapidarium sind.

Damit ist die Geschichte der Figuren auf dem Alten Corps de logis dokumentarisch fast lückenlos belegt. Wenn nun noch die Bauakten des Festingebäudes auffindbar wären, wüsste man vielleicht auch sicher, wer die Figuren geschaffen hat und aus welchem Zusammenhang heraus sie nach Monrepos gebracht wurden. In der Ansicht des Festinbaus von 1804/05 wirken die Figuren an sich klassizistisch modern; es handelt sich aber um einen Bauplan, eben eine typische Architektenzeichnung mit stilisierten Figuren, die keine Identifizierung zulassen. Tatsächlich aufgestellt wurden aber alte barocke Figuren (man wollte schließlich Geld sparen), die man vermutlich aus dem Ludwigsburger Schlossgarten entnahm, da die Figuren auf dem Alten Corps des logis den Bildhauern Zimmermann und Ferretti zuzuordnen sind.³² Ziemlich sicher ist daher, dass die Figuren von Ludwigsburg nach Monrepos gebracht wurden, es sei denn, Herzog Carl Eugen hatte sie schon woanders aufstellen lassen – etwa in Hohenheim – und sie kehrten nach Ludwigsburg zurück, wanderten sozusagen einmal im Kreis herum.

Die sechs Monrepos-Figuren für die Attika des Alten Corps de logis waren Bacchus, Flora, Juno, Merkur (oder ein Schäfer), Hebe (oder Sophonisbe) und Syrinx. Sie stammten aus verschiedenen Zusammenhängen: Flora und Bacchus könnten aus einem Jahreszeitenzyklus stammen oder Juno, Flora und Hebe haben eine Gruppe

der vier Elemente gebildet. Syrinx könnte aus den Grotten am Nordgarten stammen, bei Hebe könnte es sich auch um Sophonisbe handeln, zugehörig zu einer Kleopatra im Lapidarium. Der als Merkur bezeichnete Schäfer mit der Rohrflöte (Pan?) könnte mit einem Lautenspieler, der heute in einer Nische der Emichsburg steht, und dem Orpheus auf dem Neuen Corps de logis einen Zyklus von »Musikanten« gebildet haben. Belegen lässt sich allerdings nichts davon.

Ansichten des Neuen Corps de logis

Beim Neuen Corps de logis besteht die Problematik, dass den Akten keine Aussage zu entnehmen ist, inwiefern die Figurengruppen bewusst ausgesucht und zusammengestellt wurden. Was man im 18. Jahrhundert zum Ausdruck bringen wollte, bleibt somit Spekulation. Es ist eben auch nicht ausgeschlossen, dass die Figuren erst im 19. Jahrhundert aufgestellt wurden – wie es für die Figur der Diana belegt ist.

In der Ikonographie des Neuen Corps de logis steht nicht mehr der Fürst als großer Feldherr im Mittelpunkt, sondern alles dreht sich um die heroische Liebe, die scheinbar das Thema ist. Die Hofseite steht im Zeichen des Orpheus und Homer, des größten Sängers und des größten Dichters der Antike. Sie versinnbildlichen die Liebe zur Kunst. Venus und Flora verkörpern die sinnliche Liebe, die aber oft unglücklich endet, so wie bei Orpheus und Eurydike, Pan und Syrinx, Apoll und Daphne, Dido, Kleopatra oder Chronos und Philyra. Die Gartenseite steht im Zeichen des Helden Perseus, der Andromeda vor dem Ungeheuer rettet, und der heroischen Liebe, die über die fleischliche Lust triumphiert (verkörpert durch Bacchus und Venus). Die Liebesthematik findet eine Fortsetzung im Figurenzyklus des westlichen Treppenhauses und in den hofseitigen Korridoren. Im Treppenhaus sind weitere heroische unglückliche Liebespaare dargestellt, die Korridore zeigen in emblematischen Fresken die Tugenden und Laster der Liebe.

Die um 1806 von Johann Baptiste Seele gemalte Gouache »In Erwartung der Ausfahrt König Friedrichs« zeigt den versammelten königlichen Hofstaat und die wartende Kutsche vor der Südfront des Schlosses. Die Figuren auf der Balustrade malte Seele als stilisierte Gewandfiguren.³³ Dargestellt sind verschiedene Frauen- und Männerfiguren. Die Frauen wirken mit ihren langen Gewändern klassizistisch stilisiert, die teils bewegten Haltungen und Armbewegungen muten aber barock an. Lediglich die Figur links außen mit dem Schild und dem Helm könnte als Minerva oder Bellona zu identifizieren sein. Ein weiterer Hinweis für den Versatz von Figuren oder die künstlerische Freiheit des Malers? Man meint aber anhand der Haltung Ariadne und Perseus zu erkennen. Die Trophäen dagegen wirken wie die heutigen, aber ihre Anordnung ist nicht entsprechend. Eine Ansicht von 1832 zeigt ebenfalls nur stilisierte Figuren. Erst auf den Aquarellen von Heinrich Hoffmann um 1900 (Abb. 3) erkennt man deutlich Perseus und Andromeda und den Flussgott auf der Balustrade vor dem Neuen Corps de logis.³⁴ Auf den frühen Fotografien ist jeweils an der Garten- und Hoffront der heutige Zustand zu sehen, allerdings zeigen eine Aufnahme von Wetzig und spätere bis in die 70er Jahre, dass auf der Südfront neben den Figuren nur vier Trophäen standen. Die äußersten Enden der Balustraden waren leer.

Im August 1923 zeichnete Georg Wörnle Skizzen vom Ludwigsburger Schloss.³⁵ Zum Portal des Neuen Hauptbaus liegen vier Blätter vor. Eines zeigt das gesamte Portal, auf den anderen Blättern befinden sich Zeichnungen zu den einzelnen Skulpturen-



Abb. 3: Heinrich Hoffmann aus Heidelberg malte um 1900 die Südansicht des Neuen Hauptbaus mit Ferrettis Flussgott (links). Georg Wörnle zeichnete 1923 die Gruppe »Apoll und Daphne« von der Unterfahrt des Neuen Corps de logis.

gruppen: Apoll und Daphne (Abb. 3), Pan und Syrinx, Chronos und Philyra sowie Pluto und Proserpina (oder Theseus und Antiope?). Es handelt sich bei den Skizzen Wörnles um die früheste künstlerische Auseinandersetzung mit den Ludwigsburger Skulpturen.

Grottenhof und Hofbalustraden

Der Grottenhof, in der Art eines römischen Nymphäums, war eine geniale Lösung Frisonis zur Überwindung des Höhenunterschieds zwischen dem höher liegenden Südparterre und dem tiefer liegenden Schlosshof, denn die Südseite des Erdgeschosses des Neuen Corps de logis ist in den natürlichen Gelände hang hinein gebaut. So ist der erste Stock vom Garten hin das Hochparterre. Diese bauliche Situation zeigt eine Zeichnung Frisonis von 1732.³⁶

Gottfried von Rotenstein beschreibt um 1790 die Anlage des Grottenhofs: »Gleich unter dem Balcon des Schlosses stehen an der Wand in vier Nischen Büsten, dann zwei Kaskaden mit zwölf Wasserschalen und einem Basin. Auf der Balustrade dabey stehen sechs Kinderstatuen.«³⁷ Vielleicht gehörten die Domenico Ferretti zugeschriebenen beiden Gruppen mit streitenden und tanzenden Putten ursprünglich dazu. Sie stehen heute beiderseits des Marmorsaals.

Vom Gartenparterre stieg man eine breite Freitreppe, vor der Ferrettis Flussgötter lagerten, hinab in den runden, lichtdurchfluteten Grottenhof.³⁸ Dort rauschte in zwei Kaskaden erfrischendes Wasser. Durch drei Arkadenöffnungen betrat man den kühlen, dämmerigen Sommersalon, die Sala terrena. Große Stuckfiguren aus dem Umkreis Diego Carlones zeigen Götterpaare: Juno und Jupiter, Venus mit Amor, Neptun, Proserpina und Pluto. Das Deckenfresko (Umkreis Carlo Carlone) zeigt die Hochzeit von Bacchus und Ariadne. Von hier führt eine Passage vorbei an zwei Figuren des Herkules und Cadmus (Umkreis Carlone), die Stärke und Tatkraft des Fürsten symbolisieren.³⁹ Cadmus, der Gründer der Stadt Theben, ist eine Anspielung auf Eberhard Ludwig als Gründer Ludwigsburgs. Herkules entschied sich für den mühevollen Weg der Tugend und die Passage erscheint wie der Scheideweg selbst: man hat den Liebesrausch der Götter hinter sich gelassen. Schließlich erreicht man das hofseitige Vestibül und die Treppenhäuser. Damit waren Garten- und Hofseite perfekt miteinander verbunden.⁴⁰

Weitere Figuren standen bis zum Abbruch im frühen 19. Jahrhundert auf den zwei Balustraden, die den Innenhof in drei Teile trennten. Die ältere Balustrade zwischen Ordensbau und Riesenbau trennte den Ehrenhof vor dem Alten Corps de logis ab, zu sehen auf einem Kupferstich Nettes von 1709. Ferner ist die Balustrade vor dem Alten Corps de logis auf Frisonis Erweiterungsplan 1715 (Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt) und dem Kupferstich von 1727 dargestellt. Auf der Balustrade standen nach Nettes Stichen Vasen und Figuren von Andreas Quittainer. Die Figuren waren mit Bleiweiß und Leibfarbe bemalt und vergoldet. In der Mitte und an den Seiten befanden sich Durchlässe und auf den Torpfeilern standen Trophäen. Neben den mittleren Pfeilern gab es Wachhäuschen, die auf der Spitze den Herzogshut trugen.

Die Figurenbalustrade vor dem Neuen Corps de logis zwischen den beiden Kavaliärbauten und den Galerien zeigt eine Zeichnung von Rettis 1726 (Staatsgalerie Stuttgart). Das Gegenstück, Rettis Ansicht gegen Norden von 1725 (erhalten nur in einem Foto im Stadtmuseum Ludwigsburg), zeigt beide Balustraden, ebenso Paolo Frisonis Ansicht der Schlossanlage von Süden 1731/33 (Albertina Wien). Auch die Balustraden zum Neuen Corps de logis hin trugen zahlreiche Figuren. Der mittlere Durchlass war optisch herausgehoben durch Gitter und zwei kleinere seitliche Durchlässe. Auf den Pfeilern standen Trophäen.

Mit der Umgestaltung der Gärten unter König Friedrich wurden Gartenarchitekturen in Hohenheim abgebrochen und nach Ludwigsburg in den Ostgarten gebracht, so auch der Aquädukt und das dahinter liegende Spielhaus. Es stand als »die bedeckten Gänge des Aemilius Lepidus« in Hohenheim.⁴¹ Zeitgenössische Ansichten des Ostgartens zeigen die in den Nischen des Aquädukts aufgestellten Figuren, die aber nicht zu identifizieren sind. Wahrscheinlich waren es die Figuren von den unter König Friedrich abgebrochenen Hofbalustraden, an deren Stelle 1807/08 der Löwenbrunnen im Schlosshof aufgestellt wurde.

Bildhauergruppen

Walter Weber konstatierte 1954 in seinem Aufsatz über die Bildhauerkunst am Ludwigsburger Schloss: »Bis heute galt die wissenschaftliche Erschließung des Ludwigsburger Barockschlosses mehr oder weniger der rein baugeschichtlichen Seite, wäh-

rend die Erforschung hinsichtlich seiner statuarischen Ausstattung am Äußeren und Inneren fast ganz in den Hintergrund getreten ist.«⁴² Seine Zuschreibungen stützte Weber vermutlich auf einen »Plan der Dachverfallungen« des Bezirksbauamts Ludwigsburg von 1905, der die Figuren aber überwiegend falsch interpretiert. Woher der Bearbeiter dieses Plans seine Kenntnisse hatte, ist unbekannt, da Quellenangaben fehlen.⁴³ Etwas genauer ist ein ungefähr um die gleiche Zeit entstandenes »Verzeichnis der Steinbildwerke«.⁴⁴ In der Folge wurden die Behauptungen einfach übernommen, anstatt die Originale zu studieren und zu vergleichen. Wo die Aktenlage nichts hergibt, kann eine Zuschreibung nur über den Vergleich der Stücke erfolgen.

Die Skulpturen aus der Bauzeit des Schlosses lassen sich drei Bildhauergruppen zuweisen: der Württemberger Sebastian Zimmermann und der Böhme Andreas Philipp Quittainer; Giorgio Ferretti, sein Sohn Carlo Ferretti und Paolo Croppi; Diego Carlone.

Eugen Gradmann bemerkte 1926 in den »Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern« noch die Skulpturen eines bisher unbekanntes Bildhauers, dessen »Hauptstück die beiden Ovidischen Verwandlungen vor dem Hofaltan des Neuen Corps de logis sind« und der »den Stil der Figuren in Frisonis Vues de la Residence ducale de Louisbourg ins Plastische überträgt«.⁴⁵ Diesem Bildhauer wies Gradmann aber auch fälschlich die Figuren auf der Attika des Alten Corps de logis (Zimmermann und Giorgio Ferretti) und an der Ruine des Aquädukts (Quittainer) im Schlosspark zu.

Eine vierte Gruppe bilden schließlich die Skulpturen aus der Zeit Herzog Carl Eugens um 1760/1770 mit den Werken der Bildhauer Pierre François Lejeune, Domenico Ferretti und Johann Christian Wilhelm Beyer.

Sebastian Zimmermann (1655–1728)

Sebastian Zimmermann reiste 1700/01 auf Kosten des Herzogs nach Italien und wurde 1704 zum Hofbildhauer ernannt. Er fertigte neben Skulpturen auch Spiegel, Bilderrahmen, Tischgestelle und Schlitten. Der Bildhauer beschäftigte zahlreiche Gesellen; zwischen 1704 und 1709 sind sechs Gesellen überliefert, die jeweils wohl ein Jahr lang bei Zimmermann arbeiteten.⁴⁶ Einerseits war der Herzog mit seinem Können nicht wirklich zufrieden, denn für die späteren großen Aufgaben wurden andere Bildhauer verpflichtet; andererseits blieb Zimmermann während der ganzen Bauzeit des Schlosses ein vielbeschäftigter Mann.

Werner Fleischhauer, der 1958 sein Standardwerk »Barock im Herzogtum Württemberg« veröffentlichte, bewertet Zimmermanns Leistung nicht sehr hoch: »Soweit wir diese Arbeiten kennen, sind sie ziemlich schwerfällig und unlebendig und lassen von der italienischen Schulung und von der Kenntnis Berninis, auf die sich Zimmermann später einmal berief, kaum etwas verspüren.«⁴⁷

Zu Zimmermanns Werken gehören als sein Hauptwerk die Bauplastik des Alten Corps de logis 1708/09, die Satyrköpfe über den Fenstern, die Satyr- und Mänadenmasken an den Balkonkonsolen der Nordseite, die Allegorien von Zeit, Ruhm und Ehre (Abb. 4), auf der Dachbalustrade Vasen, vier Kriegsarmaturen sowie die Figuren Diana und Flora an der Nordseite, Apoll und Bellona an der Südseite.⁴⁸ Von den Figuren blieben nur Flora (Abb. 2) und Bellona erhalten. Die Behauptung von Fleischhauer, Apoll stünde heute auf dem Dach des Neuen Corps de logis⁴⁹, ist falsch,

da die Figuren Zimmermanns – wie bereits oben dargestellt – 1839 ersetzt wurden, weil sie schadhhaft waren. Dieser Vorgang war Fleischhauer unbekannt und er verstrickt sich auch an anderer Stelle in Widersprüche.⁵⁰

Zu Zimmermanns erhaltenen Werken gehören folgende Einzelfiguren: Ariadne (im Lapidarium; Abb. 4), Flussnymphe (am westlichen Kavalierebau), Bacchus' Kopf (oder Bacchantin, eingemauert im Fundament des Neuen Corps de logis) und die Venusfigur im Lapidarium. Flora und Bellona auf dem Alten Corps de logis (letztere etwas plump geraten) sind ganz auf Fernsicht angelegt und relativ grob gearbeitet. Die anderen Figuren der Attika sind Zimmermanns beste Werke: Bacchus (Abb. 4), vermutlich Juno, Hebe (oder Sophonisbe) und Syrinx (oder Venus), alle aus



*Abb. 4: Skulpturen von Sebastian Zimmermann. Links: Ariadne;
rechts oben: Zeit, Ruhm und Ehre am Alten Corps de logis;
rechts Mitte: Satyr- und Mänadenköpfe, Konsolen am Balkon der Nordseite;
rechts unten: Venus (Lapidarium) und Bacchus (Altes Corps de logis).*

Monrepos versetzt. Die Sorgfalt in der Ausführung der Figuren weist darauf hin, dass sie ursprünglich nicht für diesen hoch entfernten Standort auf dem Dach gedacht gewesen sind, sondern für den Schlossgarten, wo sie der Nabsicht des Betrachters ausgesetzt waren. Es sind vermutlich auch spätere, reifere Arbeiten Zimmermanns. Syrinx oder Venus (Abb. 4) mit ihrer tänzerischen Leichtigkeit ist eine der schönsten Skulpturen Zimmermanns, der hier zweifelsfrei von Giorgio Ferretti inspiriert wurde, dem die Figur auch zugeschrieben war. Ebenso ausdrucksstark sind Hebe, Juno, Flora mit dem Blumenkorb und Bacchus. Die drei letzteren folgen Vorbildern in Versailles, die Simon Thomassin bereits 1694 in seinem Stichwerk »Receuil des statues« abgebildet hat.⁵¹

Zimmermann führte noch zahlreiche Einzelaufträge aus, von denen einige noch erhalten sind: um 1710 Vasen mit römischen Historien im Treppenhaus des Alten Corps de logis⁵², 1712 die Vasen auf dem Altan, 1715 zwei Sphingen im Riesenbau, Vasen im Vorsaal des ersten Stocks mit der Vorgeschichte der Aeneas-Sage (Venus und Anchises), die vier Erdteile (geschnittene Figurengruppen im Lackkabinett des Jagdpavillons), 1715/16 Fratzen in den offenen Arkadengalerien am Alten Corps de logis, 1723 das Orgelgehäuse für die Schlosskirche (heute im Kloster Schöntal).⁵³ Nicht erhaltene, aber in den Akten erwähnte Aufträge sind: 1709/10 vier Elemente in Gestalt von Kindern für den Lustgarten, 1712 sieben musikalische Harlekine, eine »dreifache Statue« (also eine Gruppe), dann die Figuren Viktoria, Herkules, Certamen (Kampf, Streit oder Wettstreit), strafende Justiz, Bacchus oder Satyr, 1713/14 nicht näher bestimmte Skulpturen für den hohen Betrag von 2050 Gulden, 1717 vier Doppelfiguren für den Fasanengarten und immer wieder zahlreiche Vasen auf die Schlossgebäude und in die Gärten.⁵⁴ Richard Schmidt nennt als Werke Zimmermanns noch zwei Gladiatoren, die 1715 für den Südgarten entstanden. Sie sind in einem Kupferstich Nettes auf Postamenten an der Treppe zum zweiten Absatz des Lustgartens zu sehen.⁵⁵

Zimmermanns Figuren sind sehr schematisch gehalten und viele recht konventionell. Sie haben ein ovales Gesicht mit rundlichem Kinn und meist geschlossenem, höchstens leicht geöffnetem Mund. Ein leichtes Lächeln zeichnet die späteren Figuren aus. Die Augen der Frauenfiguren haben oft halb geschlossene, schwere Lider und einen etwas schläfrigen Blick. Die Augen der Männer sind schmal und zusammengekniffen. Den Konturen der Figuren fehlt insgesamt die Schärfe, sie verschwimmen regelrecht, sind ruhig, kaum bewegt, in gerader Haltung, die Beine im klassischen Kontrapost. Auch die Gewänder bzw. die Tücher, die die Frauen um die Hüften geschlungen haben, wirken steif.

Die Figuren an der Fassade des Alten Corps de logis wirken zwar elegant, Fama und Renomeé sind luftig schwebend, aber Chronos, der ja die Wappenkartusche zum ewigen Ruhm anheben sollte, wirkt eher, als müsse er sich daran festhalten, um nicht abzustürzen. Sein Gesicht ist in der Art der Satyrköpfe gehalten.

Die Satyrköpfe auf den Fensterstürzen sind einfallsreich, beschränken sich aber auf wenige Typen, die sich immer wiederholen. Die Satyrköpfe, die Vasen auf dem Altan, die Namenskartusche und die Figuren um die Wappenkartusche erfüllen ganz ihren dekorativen Zweck und beleben die Fassade ungemain. Besonders reizvoll sind die großen Satyr- und Mänadenköpfe an den Konsolen, die den Balkon der Nordfront tragen.

Die Sphingen im Riesenbau wirken dagegen richtiggehend plump, geradezu monströs, weil sie viel zu breit geraten sind. Die zahlreichen Vasen Zimmermanns sind mäßige Arbeiten, sofern sie nicht sogar von Gesellen gearbeitet wurden. Die Vasen im Treppenhaus des Alten Corps de logis wirken grobschlächtig, sind aber noch dekorativ, zumindest die beiden Vollvasen am Treppenlauf mit dem Triumphzug und

dem Opfer am Altar des Herkules. Einzelne Details sind immer wieder ganz reizvoll. Die großen Vasen auf dem Altan oder die beiden Vasen im Treppenhaus des Riesenbaus sind dagegen ganz gute Arbeiten. Insgesamt scheint Zimmermann die Kleinform weniger gelegen zu haben.

Sebastian Zimmermann war lange unterschätzt. Alle guten Arbeiten waren Ferretti zugeschrieben, das Mäßige Zimmermann. Er war aber immerhin Hofbildhauer und führte zahlreiche Aufträge aus. Dennoch schwankt die Qualität seiner Arbeiten stark, was vermutlich auf die an der Ausführung beteiligten Hände der Gesellen zurückzuführen ist. Trotz Abneigung und Neid gegenüber seinen italienischen Kollegen scheint er sich stärker an die Werke Giorgio und Carlo Ferretti angelehnt zu haben, schließlich war ja auch Zimmermann einige Zeit in Italien. Die Gesichter der Zimmermannschen Figuren auf dem Alten Corps de logis und die Gesichtsbildung von Carlo Ferretti, insbesondere in seiner Statue Herzog Eberhard Ludwigs, zeigen eine gewisse Verwandtschaft.

Andreas Philipp Quittainer (1679–1729)

Andreas Philipp Quittainer (auch Quitainer oder Quitteiner), ein Prager Bildhauer, wurde 1709 von Johann Friedrich Nette nach Ludwigsburg gerufen. Obwohl der Herzog mit seiner Arbeit nie wirklich zufrieden war, schuf Quittainer bis zu seiner Rückkehr nach Prag 1715 zahlreiche Statuen für Ludwigsburg, von denen einige noch erhalten sind.

Quittainers Arbeiten in Böhmen werden als nicht sonderlich überragend bewertet: »Die laufende Produktion des Ateliers übertraf nicht den damaligen Durchschnitt«, und in Ludwigsburg konnte Quittainer wie Zimmermann »das verlangte Niveau Berninischer Prägung« nicht erreichen.⁵⁶ Fleischhauer bewertete seine Arbeiten teilweise sogar als plump: »Das Gesamtwerk Quittainers in Ludwigsburg, auch die mehr muskulösen als kraftvollen Atlanten, die konventionelle Pallas und die etwas phantasielosen Ornamente am Unterfahrtsportal des Fürstenbaus, zeigt doch nur ein begrenztes Gestaltungsvermögen, nicht einmal ein überdurchschnittliches technisches Können und ein Verharren in der schon überwundenen Stilstufe kraftstrotzender Körperlichkeit des italienischen Hochbarock.«⁵⁷

1715 bot Quittainer nochmals seine Dienste an, aber der Herzog ließ nur abwincken. Der Sohn Johann Anton Quittainer (1709–1765) übertraf schließlich seinen Vater in der Qualität seiner Arbeiten und war einer der gefragtesten Prager Bildhauer.

1709 machte Quittainer vier Statuen, darunter Bacchus, Diana und Meleager für den Lustgarten (vermutlich die Figuren auf der Attika des Neuen Corps de logis, heute im Lapidarium), 1712 die Reliefs an der Unterfahrt des Alten Corps de logis, ebenfalls 1712 Caritas und Klugheit im Vestibül des Ordensbaus, 1713 die Figuren der Hofbalustrade (eine Muse, Venus, Fama, Mars, Herkules, Merkur – teilweise im Lapidarium), 1714/15 Pallas Athene, zwei Brustköpfe und die vier Atlanten im Vestibül und Treppenhaus des Riesenbaus, schließlich zwei Mänaden (laut Fleischhauer im Vestibül des Neuen Corps de logis).⁵⁸

Die Akten des Bauamts zählen zu Quittainers Werken folgende Figuren auf der Gartenbalustrade des Neuen Corps de logis: Meleager, Bacchantin mit Thyrosstab, Bacchantin mit Weinkrug und Faun (die beiden von Fleischhauer genannten Mänaden), Bacchus mit Weinstock sowie Venus mit Amor. Scheinbar wurden diese älteren Figuren bereits zur Bauzeit um 1730, also lange nach Quittainers Weggang aus Lud-

wigsburg im Jahr 1715, auf der Südbalustrade aufgestellt. Viele Bildhauer wie Ferretti hatten zu diesem Zeitpunkt Ludwigsburg schon verlassen. Um Kosten zu sparen – die Innenausstattung verzehrte alle Mittel –, wurden wahrscheinlich für den Fassadenschmuck des Neuen Corps de logis ältere Figuren aus den Gärten verwendet.

Bei Quittainers Figuren handelt es sich meist um einen stereotypen, auswechselbaren jugendlichen Typus. Die fleischigen Körper sind voluminös, geradezu blockhaft in die Breite gezogen, die Bewegungen wenig ausladend. Teilweise wirken die Figuren regelrecht aufgedunsen, zumindest alles andere als schlank. Die Frauen haben gar etwas Matronenhaftes an sich. Ihre Gewänder sind in üppigen Falten drapiert, die schwere Stoffe vorgeben. Die Gesichter sind sehr rundlich, haben einen wachen Blick, die mandelförmigen Augen sind oft ganz aufgerissen. Die breiten Nasen sind gerade, der Mund ist meist leicht geöffnet, die Lippen sehr fleischig, fast wie aufgepolstert. Die Gesichter der Männer sind denen der Frauen so ähnlich, dass sie geradezu austauschbar sind.

Von den Figuren im Vestibül des Ordensbaus von 1712 ist die Caritas am gelungensten und ausdrucksstärksten, weil der liebevolle Blick, den sie dem Kind zuwirft, das sie an ihrem Busen nährt, ein inniges, zärtliches Verhältnis zeigt (Abb. 5). Ihre Haltung und das in üppigen Falten drapierte Gewand haben etwas Majestätisches an sich. Dagegen ist die Minerva im Ordensbau im Gegensatz zu den meisten Figuren Quittainers schlanker gehalten, geradezu konventionell und langweilig. Interessanter sind die beiden Frauenbüsten, die individueller wirken als die mythologischen Figuren. Die Gewanddrapierung ist ähnlich der Figuren im Ordensbau und die eine Büste trägt ein Medaillon mit der Jahreszahl 1714. Die vor Kraft strotzenden Riesen, breit und bullig, sind ganz darauf konzentriert, das Treppengewölbe zu stützen (Abb. 5). Sie entsprechen dem üblich Typus der Giganten, die in Prag und vor allem in Wien gerade en vogue waren, um die herrschaftlichen Paläste zu stützen. Als Gesamtensemble entfalten die Figuren durchaus ihre Wirkung, im Einzelnen betrachtet wirken die Riesen aber etwas plump.

Die Figuren auf der Attika des Neuen Corps de logis sind rundumsichtig gearbeitet, nicht auf Fernsicht angelegt und eigentlich etwas zu klein. Dennoch sind sie ganz ansprechend und dekorativ. Vermutlich bildeten die Figuren im Garten eine Jagdgruppe mit Diana (verloren), Meleager und Atalante (Abb. 5; im 19. Jahrhundert in der Aquäduktruine im Ostgarten aufgestellt, heute im Lapidarium). Venus bildete mit Bacchus und seinen Begleiterinnen vermutlich eine sinnliche Liebesgruppe. Ebenfalls in der Aquäduktruine standen Herkules, Mars und eine weitere Venus, die zuvor wahrscheinlich auf der Hofbalustrade standen. Die reifen, älteren Männergesichter des Herkules und Mars sind denen der Riesen ähnlich, die Venus ist sehr ausdruckslos, ähnlich der Minerva.

Zu Quittainers besten Arbeiten zählt eine Allegorie der Beneficio (Wohltat; Abb. 5). Auf dem Haupt trägt sie einen Lorbeerkranz, das Gesicht und auch das üppige Gewand entsprechen der Caritas im Ordensbau. Zu ihren Füßen sitzt ein Adler, in der linken Hand hält sie eine Statuette der Minerva, in der rechten eine Kette. Nach Cesare Ripas »Iconologia« von 1593 symbolisiert die Kette, dass die Wohltaten Verbindendes schaffen, der Adler überlässt seine Beute den anderen Vögeln. Bei Ripa hält die Figur eine Statuette der drei Grazien, die sich an den Händen halten und damit symbolisieren, dass die Wohltaten von Hand zu Hand gehen. Vermutlich sind bei Quittainers Figur die Wohltaten gegenüber Minerva, also den Künsten gemeint, bzw. sind die fürstlichen Wohltaten auf die Künste bezogen.



Abb. 5: Skulpturen von Andreas Philipp Quittainer. Links: Allegorie der Beneficio (Lapidarium); rechts oben: Caritas (Vestibül Ordensbau); Mitte: Meleager und Atalante (beide im Lapidarium); unten: einer der Giganten im Riesenbau.

Aus dem Umkreis Quittainers stammen vermutlich noch die Leda (im Mathildengarten), die mit ihrem einfältigen Gesichtsausdruck plump wirkt, und eine Kleopatra (im Lapidarium, vielleicht auch aus der Ferretti-Werkstatt), deren Kopf und Arme aber sehr schlecht modern ergänzt sind und daher wenig Aussage zulassen.

Insgesamt hat das Werk Quittainers große Schwankung, was darauf hinweist, dass viele Werke vermutlich nicht eigenhändig, sondern Werkstattarbeiten sind.

Giorgio Ferretti und seine Söhne Carlo (1689–1737), Antonio (1691–1759/1768) und Domenico (1701–1774) kamen aus Castiglione d’Intelvi.⁵⁹ Das Intelvi-Tal, aus dem viele Künstlerfamilien stammen, die in Württemberg und ganz Europa tätigen waren, führt vom Comer See hinauf in die Berge. Von der Hochfläche bei Lanzo geht es dann in das Tessiner Val Mara nach Arogno und hinunter zum Luganer See.

Giorgio Ferretti kam 1711/12 nach Ludwigsburg und wurde hier schnell für Sebastian Zimmermann zur größten Konkurrenz. Fleischhauer bewertet die Arbeiten Giorgio Ferrerettis: »Die Stärke des Bildhauers lag in der sehr gefälligen und gekonnten Modellierung der in einer leichten Drehung bewegten Körper. Er verfügte über eine große formale Geschicklichkeit, doch keine beträchtliche künstlerische Selbständigkeit. Der Schönheitskanon der italienischen Barockkunst war für ihn bestimmend.«⁶⁰ Die großen Raptusgruppen beschreibt Fleischhauer zwar als »gewandt ausgeführte, von dem bewährten Vorbild italienischer Raptusdarstellungen zehrende Gruppen«, dann heißt es aber: »Die Eleganz der schlanken Körper und die würdigen Männerköpfe vermögen über das Schematische des Entwurfs nicht hinwegzutäuschen.« Dennoch waren Ferrerettis Steinplastiken nach Ansicht Fleischhauers »künstlerisch weitaus die besten, die in dieser Zeit im Herzogtum geschaffen wurden.«⁶¹ In den jüngeren Plastiken »in tänzerischer, den älteren Gartenfiguren gegenüber gesteigerter Beweglichkeit« klingt für Fleischhauer schon »eine rokokohafte Beschwingtheit« an, ausgedrückt »in den belebten, spielerischen Umrissen und in der Drapierung der Gewänder in zügigen Falten.«⁶²

Giorgio Ferretti erhielt sofort nach seinem Eintreffen in Württemberg zahlreiche Aufträge, vor allem für Gartenskulpturen, da offensichtlich die Ausstattung der Gärten bisher vernachlässigt worden war. Ferretti lieferte aber auch die figürlichen Teile einiger Prunkschlitten, die heute im Schloss Urach ausgestellt sind.⁶³ Vieles von Ferrerettis Werken ist heute allerdings nur noch durch Überlieferung in den Akten bekannt.⁶⁴

Zu Ferrerettis Aufträgen zählen 1711/12 eine Kleopatra und Antonius für den Fürstentbau (für das Vestibül?), 1715/16 zehn Statuen und vier Gruppen vermutlich für den Garten sowie 1717 zwei Gruppen und sechs Figuren für die Grotte im Nordgarten.⁶⁵ Die Grotte hat zwar tatsächlich existiert, blieb aber anscheinend unvollendet und wurde um 1725 von Paolo Retti wieder abgebrochen.⁶⁶ Zu den Figuren der Grotte gehörten wahrscheinlich die liegenden Flussgötter (heute vor dem Neuen Corps de logis im Südgarten; Abb. 6), vermutlich auch eine Quellnymphe Zimmermanns (am westlichen Kavalierebau), Kybele (am östlichen Kavalierebau; Abb. 6) und vielleicht auch Zimmermanns Venus (laut Fleischhauer eine Galathea, 1958 im Südgarten).⁶⁷ In Nettos Nordansicht von 1709 sieht man drei Kaskaden im Untergeschoss des Alten Hauptbaus, links und rechts die Flussgötter und in der mittleren Nische thront Minerva.

Um 1715 übernahm Ferretti für 1 000 Gulden den wichtigen Auftrag, die Statuen der vier Evangelisten für die Schlosskirche anzufertigen. Sie waren nach Frisonis Stichwerk »Vues de la residence ducale de Louisbourg« 1727 zwischen den Säulen aufgestellt und sind nicht mehr erhalten.⁶⁸

1719 schuf Ferretti den Chronos und die Amoretten am Uhrturm des Alten Corps de logis. Um 1720 entstanden ein Meerweibchen und eine Sphinx im Treppenhaus des östlichen Kavalierebau (Abb. 6). Von den heute auf dem Dach des Alten Corps de logis stehenden Figuren stammt von Ferretti nur der Schäfer mit Dreispitz und



*Abb. 6: Skulpturen von Giorgio Ferretti. Links: Merkur (Friedrichsgarten);
Mitte oben: Schäfer oder Merkur (Altes Corps de logis); Mitte unten:
Meerjungfrau (Treppenhaus im östlichen Kavaliersbau); rechts oben: Flussgott (Südgarten);
rechts unten: Kybele (am östlichen Kavaliersbau).*

Rohrflöte (Merkur oder Pan? Abb. 6). Von Ferretti stammte vermutlich auch die Skulptur einer Diana, die auf dem Fischbrunnen am Bach unterhalb des Festinplatzes von Monrepos stand und ursprünglich wohl für Schloss Stetten bestimmt war.⁶⁹ An der Hofseite des Neuen Corps de logis wurden rechts und links vom Austritt des Gardesaals auf den Balkon von Giorgio Ferretti Dido (der Hocker gleicht dem Sockel der Diana in Monrepos) und Kleopatra aufgestellt, Venus und Flora schließen sich stilistisch den Arbeiten Carlo Ferrettis an. Diese Einzelfiguren gehören vielleicht zu Ferrettis späten Arbeiten für den Garten, wohl auch der Merkur, der heute im Friedrichsgarten steht (Abb. 6).⁷⁰

Zu Giorgio Ferrettis gesicherten Arbeiten zählen die beiden großen Raptusgruppen auf dem Balkon (Abb. 1). Sie entstanden bereits 1716 und standen ursprünglich auf den beiden Wachhäuschen am Alten Hauptbau⁷¹, zu sehen auf einer Zeichnung Frisonis.⁷² 1731 versetzte Frisoni die Gruppen auf das Portal des Neuen Corps de logis. Bei der linken Gruppe handelt es sich um den Raub der Philyra durch Chronos, zu

seinen Füßen liegt die Sanduhr als sein Attribut.⁷³ Chronos verliebte sich in sie und zeugte mit ihr in Gestalt eines Pferdes den Zentauren Cheiron. Philyra war jedoch so enttäuscht über ihr missgestaltetes Kind, dass sie Zeus bat, sich verwandeln zu können. So wurde sie zu einer Linde. Die rechte Gruppe zeigt Pluto, der Proserpina entführt. Ungewöhnlich ist die Jugendlichkeit Plutos, der sonst immer in reifem Alter dargestellt ist. Vergleichbar ist die berühmte Gruppe von Adrian de Vries von 1621 im Residenzschloss Bückeburg, wo es ebenfalls ein jugendlicher Pluto ist, der Proserpina raubt. Allerdings sind die Vorbilder Ferrettis Giambolognas Raub der Sabinerin (1583) in Florenz und Berninis Raub der Proserpina (1621) in Rom. Ganz ähnlich in der Haltung der Figuren ist der Raub der Proserpina von Ottavio Mosto 1690 im Salzburger Mirabellgarten (Pluto als reifer Mann). Vielleicht ist auch die Bezeichnung als »Raptus Proserpinae« eine generelle für diese Art von Figurengruppe. Dargestellt sein könnte auch Theseus, der die Amazonenkönigin Antiope raubt.

Ferrettis Raptusgruppen waren sowohl in ihrer Erstaufstellung auf den Wachhäuschen als auch mit der Zweitaufstellung über dem Portal des Neuen Corps de logis immer exponiert aufgestellt. Am Neuen Corps de logis wurden sie um zwei weitere Raptusgruppen ergänzt. Frisonis Erweiterungsplan von 1715 zeigt dem Ehrenhof vorgelagerte Gebäude mit Altanen, an denen auch je zwei Raptusgruppen stehen – ein durchaus beliebtes Thema, das sich ähnlich exponiert im Stockholmer Schloss findet.⁷⁴

Die Figuren am Uhrturm des Alten Corps de logis sind insgesamt großartig, perfekt auf die Untersicht vom Hof aus abgestimmt. Sie bilden mit den die Fassade des Neuen Corps de logis beherrschenden Raptusgruppen Ferrettis Hauptwerke.

Die Figuren Ferrettis sind insgesamt in dramatischer Spannung bewegt, öfter tritt ein Fuß der Figuren leicht über die Plinthe bzw. den Sockel. Der Bildhauer benutzte verschiedene Grundtypen, abgestimmt auf das Alter der Figuren, die mit variierendem Ausdruck immer wieder eingesetzt wurden. Seine pausbäckigen kindlichen Amoretten sind ganz lebensnah, sitzen lässig mal auf einer Volute, mal auf einer Sphinx. Die Frauen vertreten einen jugendlichen Typus, zumindest trifft dies auf die erhaltenen Figuren Ferrettis zu. Ihre Gesichter, z. B. der Philyra oder der Proserpina, sind weniger idealisiert oder stereotyp und wirken natürlicher und realistischer. Sie haben ein leicht ovales Gesicht, eine feine schlanke Nase, offene und wache Augen, den Mund leicht geöffnet und ein rundliches Kinn, das nicht stark hervortritt. Viele der Frauenfiguren zeigen ein feines Lächeln. Die Brüste der Frauen sind flach, die Stoffe der Kleider liegen fließend am Körper, wirken dünn und leicht. Die Frisuren der Frauen sind besonders fein gestaltet. Das Haar ist oft streng nach hinten frisiert, geknotet und dann wieder frei hängend, aber oft bleibt eine kleine Strähne spielerisch vor dem Ohr hängen. Die Männer jugendlichen Typs, z. B. Pluto, Merkur (im Friedrichsgarten) oder der Schäfer (Merkur), haben wallendes lockiges Haar, gerade Nasen, große wache und offene Augen, ein rundliches Kinn und wirken glaubhaft menschlich. Dazu kommt ein empfindsamer Ausdruck.

Die bärtigen alten Männer sind besonders würdevoll und ausdrucksstark – Chronos am Uhrturm, Chronos, der Philyra raubt, und die Flussgötter vor dem Neuen Corps de logis. Sie lehnen sich ganz lässig auf ihre großen Gefäße, die rauschenden Bärte scheinen das Rauschen des dem Gefäß einfließenden Wassers zu unterstreichen. Auch Chronos sitzt lässig unter dem Uhrwerk, sinnend seine Sanduhr betrachtend. Er ist gelungener als die Flussgötter, deren Haltung doch ein wenig an die Pose eines Aktmodells erinnert.

Besonders ausdrucksstark sind Ferrettis späteren Werke an der Hoffront des Neuen Corps de logis, an denen möglicherweise aber auch sein Sohn Carlo beteiligt war: die heroische Dido, die sich den Dolch in die Brust rammt, und Kleopatra. Grandios sind die Meerjungfrau, die im Kavalierebau den Treppenschacht hinunterblickt, und die Sphinx, auf deren Rücken eine Amorette reitet. Den Figuren fehlt aber etwas Schärfe, die Giorgio Ferrettis Arbeiten sonst auszeichnet. Der Merkur oder Schäfer mit der Panflöte auf der Attika des Alten Corps de logis ist Ferrettis schönste Figur, in tänzerischer leichter Bewegung. Die Kleidung und der Hut sind detailliert gearbeitet, das Gesicht ist fein modelliert. Ein schönes Werk ist auch die Kybele mit dem Löwen als Attribut; das Füllhorn mit Früchten und die Trauben in der Hand weisen sie als Element Erde aus. Die Figur am östlichen Kavalierebau war bisher als Ariadne bezeichnet, zu der aber ein Panther gehört.

Giorgio Ferretti hat mit diesen Skulpturen die kraftstrotzende Körperlichkeit des böhmisch-italienischen Hochbarock überwunden, den Quittainer vertrat. In manchen Figuren liegt bereits eine rokokohafte Leichtigkeit. Die Figuren bleiben natürlich, weniger übertrieben stilisiert als Quittainers oder Zimmermanns Skulpturen. Damit ist Giorgio Ferretti neben Carlone der bedeutendste Bildhauer, der in Ludwigsburg wirkte.

1724/25 wird Giorgio Ferretti letztmals in den hiesigen Akten erwähnt. 1724/26 arbeiten er und sein Sohn Antonio in Mannheim mit Riccardo Retti zusammen, um das kurfürstliche Schloss zu stuckieren.⁷⁵ Von Ferrettis Mannheimer Arbeiten ist nichts im Original erhalten, sie wurden während des Zweiten Weltkriegs zerstört.⁷⁶

Carlo Ferretti (1689–um 1737)

Carlo Ferretti arbeitete zwischen 1718 und 1724 in Ludwigsburg, 1723 bis 1726 in Ottobeuren und war 1735/37 in Ansbach tätig.⁷⁷ Nach Fleischhauer sind Carlo Ferrettis Skulpturen über dem Hauptportal des Favoriteschlusses »wuchtig und schwer bewegt und fügen sich dekorativ gut der Architektur ein«. Die Bacchusfigur auf dem Kellerbrunnen charakterisierte er hingegen »trotz der anspruchsvollen Haltung« als »schwerfällig und derb«; der Nabsicht ausgesetzt, zeige sie »die begrenzte Begabung des Bildhauers«.⁷⁸

Der erste Auftrag Carlo Ferrettis in Ludwigsburg war 1718/21 der Fassadenschmuck am Jagdschloss Favorite mit der Gruppe der Diana und des Adonis über dem Hauptportal und den Hermen an den Pfeilern des Erdgeschosses (Abb. 7). 1718 folgten ein Bacchus mit Thyrosstab sowie vier nicht mehr erhaltene Statuen für den Park von Schloss Stetten. 1719 entstand der Bacchus auf dem Kellerbrunnen unter dem Spielpavillon. 1720 folgten 24 antike Gefäße und acht Figuren für die Freitreppe der Favorite und 1721 eine große Figur am Eingang des Lustgartens und drei Meerwunder in einer Fontäne – alles längst verschwunden. 1723/24 entstand die Figur Herzog Eberhard Ludwigs auf dem Marktbrunnen, deren Original heute im Vestibül des Neuen Corps de logis steht (Abb. 7). Sie zeigt den Herzog als Bezwinger der Türken. Seine Hand ruht auf dem Haupt eines osmanischen Soldaten, dessen durchschnittener Kehle das Blut in Kaskaden entströmt. 1724/25 schuf Carlo Ferretti die Skulpturen an der Fassade der Stadtkirche, die Engel als Wappenhalter, die Amoretten über dem Portal und die Allegorien des Glaubens und der Hoffnung am Giebel.⁷⁹



Abb. 7: Skulpturen von Carlo Ferretti. Links: Orpheus (Neues Corps de logis); Mitte oben: Diana von Schloss Favorite (Lapidarium); Mitte unten: Flora (Hoffassade Neues Corps de logis); rechts oben: Standbild Herzog Eberhard Ludwigs vom Marktbrunnen (im Vestibül des Neuen Corps de logis); rechts unten: Achilles an der Leiche des Patrokles (Lapidarium).

Schon 1712 hätte nach Nettes Plan eine Reiterstatue des Herzogs im Garten aufgestellt werden sollen. Für die architektonische Umrahmung waren bereits vier Doppelfiguren angefertigt oder in Planung: Fortuna und Zeit, Klugheit und Vorsicht, Streit und Viktoria, die vierte Figur ist nicht genannt. Doch die Reiterfigur wurde erst später an Ferretti beauftragt, 1724 von einem Expeditionsrat, der nicht wusste, woher er das Geld nehmen sollte, aber heimlich wieder abbestellt. Schließlich wurde das Denkmal überhaupt nicht ausgeführt, es kam nur zum Standbild des Herzogs auf dem Marktbrunnen.

Von Carlo Ferretti stammen stilistisch noch die hofseitigen Attikafiguren auf dem Neuen Corps de logis: Das linke Paar zeigt Orpheus mit der Lyra (Abb. 7) und Eurydike mit einer Panflöte. Das rechte Paar zeigt vermutlich Homer (der blinde Wandersänger mit einem Beutel in der Hand, in dem er Geldspenden sammelte, und mit einem Buch unter dem Arm) und Kalliope, die Muse der Dichtkunst. Vermutlich

stammen von Carlo Ferretti auch Venus und Flora neben dem Gardesaal (Abb. 7). Richard Schmidt schrieb noch alle Skulpturen am Neuen Corps de logis Carlo Ferretti zu.⁸⁰

Carlo Ferrettis Skulpturen stehen stilistisch den Arbeiten seines Vaters nahe, haben aber nicht dessen natürlichen Ausdruck. Die Konturen der frühen Figuren sind weniger scharf gearbeitet, z. B. sind die Haare und die Kleidung weicher modelliert. Die Gesichter, etwa der Diana (Favorite) oder der Figuren Glaube und Hoffnung (an der Stadtkirche), sind rundlich oval, etwas breiter, haben große offene Augen, ein feines Lächeln. In Dianas Gesicht an der Favorite offenbart sich aber die Verwandtschaft zur Flora am Neuen Corps de logis. Der Adonis an der Favorite hat ein kraftvoll markantes Gesicht, ganz konzentriert spannt er den Bogen zum Schuss durch. Die Nase ist markant, das Kinn kräftig. Diana und Adonis sind gute Arbeiten, die das Portal des Jagdschlusses akzentuieren. Orpheus und Eurydike auf der Attika des Neuen Corps de logis sind deutlich schwächer. Der Orpheus ist dem Adonis zwar ähnlich, wirkt aber mit den weicheren, idealisierten Gesichtszügen femininer.

Das Hauptwerk Carlo Ferrettis ist die Statue Herzog Eberhard Ludwigs für den Marktbrunnen. Der Kopf gleicht dem Orpheus, ist aber viel ausdrucksstärker. Ähnlich modellierte Gesichtszüge hat die Büste des Markgrafen Karl in Ansbach. Besonders ausdrucksstark sind die Figuren am Neuen Corps de logis: die elegante Kalliope, Venus mit ihrem leicht amüsierten, spöttischen Blick oder die graziöse Flora mit ihrem zarten Lächeln.

Die Engel an der Stadtkirche schließen sich wieder dem Orpheus an, die Amoretten an der Kirchenfassade wirken aber etwas steif. Dagegen ist der kindliche zechende Bacchus im Keller unter dem Spielpavillon quicklebendig, ganz sinnlich. Wenn man einen geheimen Hahn aufdreht, uriniert er auf den vor dem Brunnen stehenden Betrachter. Ganz eigen und einfallsreich sind die vier Hermen am Untergeschoss der Favorite, die die Elemente versinnbildlichen. Die »Erde« ist in der Art des Bacchus gestaltet, aber noch etwas derber. Das Element »Wasser« ist ganz interessant: Aus der blockhaften Form wächst ein reifer Mann heraus, sein Kopf ist zur Seite in die verschränkten Arme geneigt, über Kopf ergießt sich das Wasser, ein Fisch schaut über seiner linken Schulter hervor, aus seinem Gewand kriecht eine Schildkröte. Die »Luft« ist mit Blasinstrumenten dargestellt, das »Feuer« trägt das Feuer auf dem Kopf und hat Fackeln, Feuerwaffen und Pulverhörner bei sich.

Den Werken Carlo Ferrettis lassen sich zur Seite stellen: ein Lautenspieler (heute in einer Nische der Emichsburg, ähnlich dem Orpheus), ein Achilles, der mit schmerzverzerrtem Gesicht an der Leiche des Patroklos steht (das Gesicht des Achilles gleicht dem Orpheus; Abb. 7) und Mars in göttlicher Nacktheit mit der Sphinx auf dem Helm. Die letzteren Figuren standen in den Nischen der Bilder- bzw. Ahnengalerie, zu sehen auf Aufnahmen um 1900. Ob sie explizit dafür geschaffen wurden, ist unklar. Achilles ist auch Thema im Deckenfresko der Bildergalerie. Die Figur könnte ein Hinweis auf den schmerzlichen Verlust Herzog Eberhard Ludwigs sein, als sein Sohn 1731 starb. Vielleicht sollten der empfindsame Held in seinem schmerzlichen Verlust und der siegreiche Gott als Gegensatzpaare fungieren, sofern die Figuren überhaupt zusammengehörig sind.

Auch Carlo Ferrettis jüngerer Bruder Antonio war angeblich zusammen mit dem Vater Giorgio am württembergischen Hof tätig und 1723/26 an der Ausschmückung des kurfürstlichen Schlosses in Mannheim beteiligt. In Ludwigsburg sind aber bisher keine Arbeiten Antonio Ferrettis überliefert. Möglicherweise arbeitete er in der Werk-

statt des Vaters und des zwei Jahre älteren Bruders Carlo mit. Antonio lebte später in Casasco d'Intelvi, von wo aus er Bildhauerarbeiten im Gebiet von Brescia und Cremona ausführte.⁸¹

Paolo Croppi (auch Gruppi oder Groppi)

Paolo Croppi stammte vermutlich aus Lura im Intelvi-Tal und ist zwischen 1723 und 1729/30 in Ludwigsburg nachgewiesen. Er war wahrscheinlich ein Werkstattgenosse von Carlo Ferretti. Croppis »wesentlich schlechtere Bezahlung« galt für Fleischauger als ein »Maßstab für die Wertschätzung seiner Arbeit«, die er als plump bezeichnete.⁸²

1724/25 schuf Croppi Perseus und Ariadne auf der Gartenbalustrade des Neuen Corps de logis (neben den älteren Figuren Quittainers aufgestellt), eine Juno mit Pfau für den Garten, zusammen mit Joseph Maucher ein großes Wappen an der Stadtkirche und 1729/30 diverse Skulpturen für den Park der Grävenitz in Freudental.⁸³



Abb. 8: Skulpturen von Paolo Croppi. Links: Apoll und Daphne (vom Hofportal des Neuen Corps de logis, Original im Lapidarium); Mitte und rechts oben: Ariadne und Perseus (von der Südattika Neues Corps de logis, Originale im Lapidarium); Mitte unten: Pan und Syrinx (vom Hofportal des Neuen Corps de logis, Original im Lapidarium); rechts unten (Myrrhe, Geburt des Adonis, Lapidarium).

Ariadne und Perseus sind stark von den Arbeiten der Ferretti beeinflusst, vermutlich arbeitete Croppi mit Giorgio und Carlo zusammen. Die Werke Croppis zeichnet zwar eine gewisse Derbheit und Deftigkeit aus, aber die Skulpturen sind gar nicht so schlecht, wie Fleischhauer die Arbeiten dieses Bildhauers abkanzelt. Den Figuren Croppis fehlt freilich insgesamt die Eleganz, sie sind schwerfällig. Auffallend ist, dass alle Figuren Zähne im Mund zeigen, die gar nicht immer schön sind.

Ariadne und Perseus sind aber ganz gute dekorative Werke, die Ariadne hat ein schönes Gesicht, mit recht realistischen Zügen. Das Gesicht des Perseus ist tatsächlich etwas nichtssagend, schematisch gehalten, sehr glatt und jugendlich (Abb. 8). Gelingen ist seine opulente Rüstung. Stilistisch schließt sich eine heute nur verstümmelt erhaltene Juno an, deren Kopf der Ariadne gleicht, insbesondere das auf die Schulter fallende lange Haar. Die Juno verrät einen ähnlichen Typus wie die Sphinx von Giorgio Ferretti im Kavaliersbau. Möglicherweise ist Croppi jener Bildhauer, der laut Gradmann den »Stil der Figuren in Frisonis Vues de la Residence ducale de Louisbourg ins Plastische« übertrug. Die beiden Ovidischen Verwandlungen am Hofportal des Neuen Corps de logis (Apoll/Daphne, Pan/Syrinx) scheinen darauf hinzuweisen (Abb. 8). Der Kopf der Syrinx entspricht dem der Juno, Daphne hat Ähnlichkeit mit der Ariadne. Die Frisur des Apoll gleicht jener des Orpheus von Carlo Ferretti, das Gesicht ähnelt dem Pluto von Giorgio Ferretti, hat aber weichere Züge. Zu den Verwandlungen gehört anscheinend eine dritte Figur, Myrrha und die Geburt des Adonis (Abb. 8). Die Myrrha entspricht auch in ihrer Haltung ganz der Daphne. Vermutlich standen die Figuren als Dreiergruppe woanders und die beiden ersteren waren nicht für ihren heutigen Standort am Portal geschaffen worden.

Die Skulpturen von Diego Carlone (1674–1750)

Diego Carlone stammte aus Scaria im Val d'Intelvi. Er war der Sohn des Stuckateurs Giovanni Battista Carlone und Bruder des Malers Carlo Carlone. Vermutlich lernte er in der Passauer Dombauhütte seines Vaters, 1701 übernahm er die Leitung der Werkstatt.

Von etwa 1700 an war Diego Carlone in Passau, in Salzburg, der Oberpfalz und in Oberösterreich tätig. Um 1715 kam er nach Ludwigsburg. Hier arbeitete er jahrelang mit seinem jüngeren Bruder Carlo zusammen. 1719/24 folgten Aufträge in der Abtei Weingarten, 1736/40 in der Residenz Ansbach, 1730 bis 1745 in der Wallfahrtskirche Einsiedeln in der Schweiz sowie 1739/40 in der Kirche S. Maria di Carignano in Genua.⁸⁴

Zu Carlones Ludwigsburger Werken zählen 1711 die Reliefs im Schlafzimmer der Erbprinzessin im Alten Corps des logis, 1715/16 die Figuren und Reliefs in der westlichen und östlichen Galerie (Abb. 9), 1715/16 die Amoretten in der Marmorsaletta im Jagdpavillon und Reliefs der Decke, die Hermen im Marmorkabinett, Stuck und Hermen im Spielpavillon, die Stuckierung der offenen Arkadengalerien am Alten Corps de Logis (die Fratzen in den Bögen stammen noch von Zimmermann), 1718 vier Meerwunder im Saal der Favorite, 1719 bis 1722 die Engelsfiguren, die Sibyllen (?)⁸⁵, die Könige David und Salomo am Altar in der Schlosskirche, 1730 die Götterpaare im Sommersalon im Neuen Corps de logis⁸⁶, Herkules und Cadmus von Theben in der Passage zum Vestibül, die Hermen im Ovalvestibül, 1730 die grandiosen Skulpturen der Treppenhäuser (Tugenden und unglückliche Liebespaare) und

die zarten Reliefs im Gardesaal, schließlich vermutlich 1737 das Grabmal für Carl Alexander in der Gruft der Schlosskirche (ähnlich aufgebaut wie die Stuckarbeiten von Giorgio und Antonio Ferretti bzw. Riccardo Retti in Mannheim).⁸⁷

Zu den eindrücklichsten Werken Carlones in Ludwigsburg gehören – neben den Engelschören der Schlosskirche, den Königen David und insbesondere Salomo am Altar – die großen Statuenzyklen in den Galerien am Alten Corps de logis und in den Treppenhäusern im Neuen Corps de logis.

In der östlichen Galerie beeindruckten Carlones lebensgroße Stuckfiguren gefangener Türken. Sie sind ausdrucksstark, haben lebendige Haltungen, besonders die beiden Sklaven, die ins Gespräch vertieft zu sein scheinen. Die Figuren verweisen auf das für den Kaiser siegreiche Ende der Türkenkriege in der Schlacht von Belgrad 1717, haben also einen aktuellen politischen Bezug. Über den Gefangenenpaaren erheben sich Obeliskensymbole des Ruhms und der Ewigkeit, darauf Sonnen mit dem Monogramm »EL« – der Herzog als strahlender Sieger und Feldherr. Besonders schön sind auch die Stuckhermen im anschließenden Spielpavillon.

Die 1715/16 ausgestattete westliche Spiegelgalerie stellt »Die Segnungen des Friedens« dar, der Künste und Wissenschaften gedeihen lässt. Die Stuckfiguren von Diego Carlone zeigen die Tugend (Virtus), die das gute fürstliche Regiment (Bon Governo) adelt und die Zeit (Chronos), welche die siegreiche Wahrheit (Veritas victrix) enthüllt. Die Figuren wenden sich der zentralen Allegorie der Unsterblichkeit (Immortalitas)



Abb. 9: Skulpturen von Carlo Carlone. Die großen Stuckfiguren der westlichen Galerie am Alten Hauptbau: Tugend, gute Regentschaft, Ewigkeit oder Beständigkeit, siegreiche Wahrheit und Zeit.

zu, versinnbildlicht durch eine Frau mit einem Obeliskensymbol, flankiert von Ruhm und Ehre. Es sind ausdrucksstarke Figuren von schöner Eleganz, insbesondere die Unsterblichkeit, Virtus und Chronos.

Die monumentalen Figuren Carlones in den Nischen der Treppenhäuser wurden erst 1730 beauftragt.⁸⁸ Die östliche Treppe führte zu den Appartements des Erbprinzen und der Erbprinzessin. Die Figuren zeigen hier die Herrschertugenden: Vigilantia (die Fürsorge oder Wachsamkeit mit den Attributen Öllampe, Buch, Kranich, der einen Stein in den Krallen hält), Fortitudo (die Stärke oder Tapferkeit mit den Attributen Löwe, Orden), Minerva (die Schutzgöttin der Künste und Wissenschaften), Maiestas (die Hoheit, Würde, Erhabenheit, das »gute Regiment« mit Kronradem und Zepter),

Justitia (die Gerechtigkeit mit Liktoresbündel), Veritas victrix (die siegreiche Wahrheit mit den Attributen Erdkugel, Buch, Sonne, Palmzweig) und Pax (der Frieden mit Füllhorn und Fackel, die eine am Boden liegende Rüstung verbrennt). Hier handelt es sich um ein typisches barockes Programm, das den künftigen Herzog, den Erbprinzen, glorifizieren soll. Es sind imposante, voluminöse Figuren mit mächtig gebauschten Gewändern und ausladenden Gesten. Elegant ist die hoheitsvolle *Maiestas* und von großer Schönheit die *Minerva*.

Das westliche Treppenhaus, das zu den Räumen des Herzogs und der Grävenitz bzw. der Herzogin führte, zeigt unglücklich Liebende, einen Zyklus der »*Donne illustre*«, also einen Zyklus berühmter Frauen der Antike und des Alten Testaments, mit ihren männlichen Begleitern: Kleopatra und Marcus Antonius, Delila und Samson, Sophonisbe und Massinissa, Tomiris und Cyrus. Bei den gewählten Paaren sind besonders die Frauen heroisch und stark charakterisiert. Carlone hat sie hervorgehoben, indem er die Frauen mit individuellen Attributen ausstattete. Besonders ausdrucksstark sind Kleopatra in ihrem Todeskampf, Sophonisbe und Delila. Dagegen ordnen sich die männlichen Figuren in diesem Zyklus eindeutig unter. Sie sind einfach als Krieger oder Feldherren charakterisiert und unterscheiden sich kaum voneinander, wirken austauschbar, wenig individualistisch.

Die Statuen und die ganze Thematik am Äußeren und im Eingangsbereich des Neuen Corps de logis scheinen sich auf die schwierige Ehe des Herzogs und seine Liebesverbindung zur Grävenitz zu beziehen. Die Festlegung der Thematik der Figuren im Treppenhaus dürfte schon vor der Trennung von der Grävenitz erfolgt sein. Somit kann der Zyklus der »*Donne illustre*« als Stilisierung des Herzogs und seiner Favoritin als heroisches Liebespaar gesehen werden.⁸⁹ Da in diesem Figurenzyklus aber auch wieder ein Hinweis auf unglücklich endende Beziehungen steckt, ist vielleicht bereits die bevorstehende Trennung von der Mätresse zu erahnen. Dann lassen sich die Figuren nachträglich auch »als Allusion auf die wiederversöhnte Herzogin deuten, die in der Hoffnung auf einen neuen Thronfolger den Heldinnen des Altertums an die Seite gestellt wird.«⁹⁰

Fleischhauer charakterisiert Carlones Arbeiten folgendermaßen: »Carlone war der Großplastiker unter den Ludwigsburger Stuckateuren. Das Formgefühl des Großplastikers spricht selbst noch aus den zierlich durchgestalteten Kleinformen seiner Dekorationen wie aus den Rankendekorationen der unteren Arkadengalerien oder aus seinen feingliedrigen Basreliefs, so denen in den beiden Galerien beim Fürstenbau oder mit den waffentragenden Engelchen in den Treppenhäusern und im Garde-saal des Neuen Corps de logis.«⁹¹ Seine Skulpturen »zeigen alle seine hervorragende plastische Begabung, große Schönheit und Eleganz in den ebenmäßigen Körperformen und in den majestätisch drapierten Gewandungen von seidig glänzender Oberfläche. Doch Beseelung und Gefühlsausdruck darf man bei den sehr dekorativen Gestalten ebenso wenig suchen wie bei den effektiv dekorativen Sklaven und Türken der östlichen Galerie beim Fürstenbau. Die jüngeren Werke Diego Carlones in Ludwigsburg [Figuren der Treppenhäuser] zeigen den älteren dort gegenüber eine kaum merkbare Wandlung; nur die Bauschung der Gewänder ist belebter, die Mächtigkeit der Figuren gesteigert und die etwas posierende Großartigkeit sinnfälliger.«⁹²

Carlones Frauen haben kleine, rundliche Köpfe, die Haare sind meist hochgesteckt, eine Strähne hängt manchmal spielerisch um den Hals auf die Schulter. Die Gesichter haben eine feine Nase und einen wachen, empfindsamen Blick (manche Figuren blicken ausgesprochen theatralisch-pathetisch). Die Empfindung hält sich

aber tatsächlich sehr in Grenzen: nur ein Hauch eines Gefühls huscht über die Gesichter, eine zarte Empfindung entflucht den oft leicht geöffneten Mündern. Die Figuren sind in ihren Emotionen sehr ruhig gehalten und wirken daher oft seelenlos. Wenige Gesichtsausdrücke werden ständig variiert. Besonders auffällig ist die Ähnlichkeit der Gesichter bei den Tugenden im östlichen Treppenhaus des Neuen Corps de logis.

Die Männerköpfe sind etwas variantenreicher, es gibt junge und ältere Typen. Die Gesichter sind markant, die Körper muskulös. Aber auch die Männergesichter werden nur leicht variiert immer wiederholt. Der Kopf des »guten Regiments« in der westlichen Galerie bildet den Typus des reifen, aber jungen Mannes und erscheint wieder als König David in der Schlosskirche oder bei den Figuren im Sommersalon.

Carlone kreiert einen erkennbaren »Carlone-Typus«, ein Markenzeichen, ermöglicht durch seine rationelle Werkstatt-Organisation. Die Skulpturen wurden in Arbeitsteilung ausgeführt, Köpfe und Gewandpartien mit Modeln geformt. Die letzte Überarbeitung der rohen Stuckfiguren übernahm Carlone selbst.⁹³ Nur so war es möglich, derart viele Aufträge gleichzeitig anzunehmen und auszuführen. Die Originalität Carlones lag daher auch weniger in der Ausführung des Einzelwerkes, sondern im Gesamtentwurf. Deshalb sind manche Werke Carlones nur dekorativ, fügen sich ins Raumentsemble perfekt ein; im Detail betrachtet sind einige Figuren jedoch geradezu langweilig. Offensichtlich schätzten die Auftraggeber im 18. Jahrhundert aber gerade diese Eigenschaften.

Die Skulpturen von Domenico Ferretti, Pierre François Lejeune und Johann Christian Wilhelm Beyer

Domenico Ferretti (1701–1774)

Domenico war der jüngste Sohn Giorgio Ferrettis und wurde 1747 aus Wien berufen. Ob er schon zuvor in Ludwigsburg seinem Vater oder seinem Bruder Carlo assistierte, ist nicht bekannt, aber anzunehmen.⁹⁴

Domenico Ferretti schuf vermutlich um 1750 die Götterfiguren, die ehemals am Arsenal standen, und 1762 die Trophäen am westlichen Schlosshof. Von ihm stammen auch zwei Paare streitender und tanzender Putten vor der Südfront des Neuen Corps de logis (1762; Abb. 10). Sie kamen möglicherweise aus Hohenheim oder von der Solitude nach Ludwigsburg. Domenico schuf auch die Najaden an der Seetreppe in Monrepos, die vom Rondell von Schloss Solitude stammen.⁹⁵ Zwischen 1748 und 1751 entstand Ferrettis Hauptwerk, die Attikafiguren am Neuen Schloss in Stuttgart (Abb. 10).

Seit 1761 arbeitete Ferretti als Hoffigurist an der Porzellanmanufaktur.⁹⁶ Charakteristisch an den Porzellanfiguren sind »stark profilierte Männerköpfe, deren Gesichtsausdruck einen gewaltigen pathetischen Schmerz verraten«. ⁹⁷ Ferrettis Amoretten haben stets etwas Überspanntes, Affektiertes und Heroisches an sich.

1764 fertigte Ferretti einen Tafelaufsatz aus Porzellan mit diversen Götterpaaren, Flussgöttern und Flussnympfen.⁹⁸ Es sind Nachbildungen der Balustradenfiguren des Rondells von Schloss Solitude. Gerade seine Flussgötter stehen stilistisch jenen vor dem Neuen Corps de logis nahe, die von seinem Vater Giorgio Ferretti stammen.⁹⁹ Ferretti reparierte auch ältere Figuren: »Hoffigurist Ferretti ließe auf seiner herzogl. Durchlaucht gnädigsten Befehl die Gallerie in dem Schloßhof [= Hofbalustrade?] mit Ärm, Händ und Füßen ausbeßern und mit eisernen Dübel angekitzt anmachen.«¹⁰⁰



Abb. 10: Skulpturen von Domenico Ferretti. Links: Trophäe vom Torpfeiler des westlichen Vorhofs (Original im Eingang der Ordenskapelle); Mitte oben: Flötenspieler vom Pfeiler des Hofgitters (Lapidarium); rechts oben: tanzendes Puttenpaar (Südgarten neben dem Marmorsaal, Original im Lapidarium); unten: Mittelgiebel des Neuen Schlosses in Stuttgart mit der Ruhmesgöttin Fama.

Der Künstler wurde übrigens stets schlecht bezahlt oder gar nicht, bzw. Herzog Carl Eugen kürzte seine Forderungen regelmäßig. Schon bei seinen Attikafiguren für das Neue Schloss in Stuttgart wurde um den Preis gestritten, mit dem Hinweis, dass »die Figuren in Ludwigsburg, die sein Vater und Bruder gemacht, dem Preiß nach viel weniger und theils kaum die Helfte gekostet«. ¹⁰¹ Schließlich bat er 1765 um seine Entlassung – ein grober Fehler, denn andere Auftraggeber fand Ferretti nicht mehr. 1768 wurde er wegen Schulden unter Arrest gestellt. ¹⁰² Er starb verarmt im Jahr 1774. ¹⁰³

1762 schuf Domenico Ferretti im Auftrag Herzog Carl Eugens die Trophäen auf den Pfeilern des westlichen Ehrenhofs, dem Eingang von der Stadt ins Schlossareal (die Originale befinden sich seit 1908 im Eingang zur Ordenskapelle ¹⁰⁴). Auf den Torpfeilern stehen zwei große Trophäen mit Amoretten, die türkische Sklaven und gefangene Soldaten vorführen, ähnlich jenen Gefangenen am Mittelgiebel des Neuen Schlosses. Kleinere Gruppen auf den Pfeilern des Hofgitters zeigen Trophäen, Trommel und Flöte spielende Putten (der Flötenspieler wurde auch in Porzellan ausgeführt ¹⁰⁵), David mit dem Haupt Goliaths und eine Ritterfigur. ¹⁰⁶

Der Baurechnung von 1762 ist Folgendes zu entnehmen: »Mit dem Hof-Figuristen Dominique Ferretti ist endlich der Accord nach der abschriftlichen Anlaag unterm 21. August 1762 dahin zu Stande gekommen, daß derselbe die 16 Kriegs-Trophéen auf die frey stehende Pfeiler im vordern Schloßhof allhier verforttigen und darzu eine

Zeit von 15 Monathen haben, auch neben Handirung der ihm gnädigst geschüelt jährlichen Besoldung 750 Gulden¹⁰⁷ [Aushändigung der jährlichen Besoldung] mit im Begriff der Gesellen Tagsgelder, derer gebrauchenden Steinhauer und Tagelöhner und die Anschaffung der großen und kleinen Geschirrs, alles auf seine Costen prestieren, überhaupt vor die Arbeit zu empfangen haben solle 2000 Gulden.«¹⁰⁸

Die martialischen Trophäen mit dem Verweis auf die Türkenkriege stehen den Sklaven Carlones in der östlichen Galerie nahe, aber auch den Flussgöttern, die sein Vater schuf. Ferretti lehnte sich stilistisch an diese Arbeiten an, zitierte die Flussgötter z. B. in seinen Porzellanfiguren der Figurenbalustrade der Solitude oder auf der Balustrade des Stuttgarter Neuen Schlosses bewusst, bzw. er steht wie sein Vater und Bruder ganz in der italienischen Tradition des Hoch- und Spätbarock.¹⁰⁹ Gerade die großen Gruppen der Torpfeiler sind den Arbeiten seines Bruders Carlo so ähnlich, dass man sie ohne Kenntnis der Aktenlage ohne weiteres in die 1730er Jahre datieren könnte. Tatsächlich waren die Pfeiler seit Eberhard Ludwigs Tod vermutlich leer geblieben. Welche Figuren ursprünglich dafür vorgesehen waren, ist unbekannt.

Am Ende des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) sollten Ferrettis Trophäen angesichts des misslichen Schlachtenglücks Carl Eugens an die militärischen Erfolge der Herzöge Eberhard Ludwig und Carl Alexander erinnern und die Größe des Hauses Württemberg darstellen. So erklärt sich der anachronistische Rückgriff auf den Stil Carlones und vor allem die Rezeption der Türkenkriege, die ja gar nicht mehr aktuell waren. So zeigen Portraits Carl Eugens während der Zeit des Siebenjährigen Krieges den Herzog gerne martialisch in Rüstung, mit Helm und Waffen, umgeben von Husaren oder den Zelten eines Feldlagers im Hintergrund. Ein Kupferstich zeigt den Herzog z. B. bei einem Militärlager vor den Toren Stuttgarts um 1756.

Die Figur des Ritters stellt wahrscheinlich Graf Eberhard II. (1344–1392) dar, genannt der Rauschebart oder »der Greiner«, d. h. Zänker.¹¹⁰ Die Gestalt ist ähnlich der des »Greiners« in der Reihe der Grafenstandbilder, die Sem Schlör 1574 in der Stuttgarter Stiftskirche geschaffen hat. Der Kampf Württembergs gegen den mächtigen Städtebund wird in Ferrettis Trophäen mit dem Kampf Davids gegen Goliath gleichgesetzt. In der Figur Eberhards II. und dessen Konflikt mit dem Städtebund steckt sicher eine Anspielung auf Carl Eugen und seinen Konflikt mit den Landständen und damit auch auf die Rivalität der Städte Stuttgart und Ludwigsburg. Die Landstände waren Carl Eugens Goliath, den er letztlich aber nicht besiegen konnte. Im Erbvergleich des Jahres 1770 zwischen dem Herzog und den württembergischen Landständen musste der Herzog die alten Rechte der Stände endlich anerkennen und weitgehende Zugeständnisse machen. Übrigens stehen auch die Trophäen von Pierre François Lejeune am Arsenalplatz (1762/64 geschaffen) im Zusammenhang mit dem Siebenjährigen Krieg. Auch hier verweist eine Trophäe mit einem abgeschlagenen Kopf auf die Türkenkriege, also ein viel und lang zitierter Topos (Original in der östlichen Galerie im Schloss). Die Skulpturen auf den Stadttoren, die Carl Eugen ebenfalls erbauen ließ, stammen teilweise von Hofbildhauer Johann Conrad Binder. Er absolvierte seine Lehrzeit 1720 bis 1724 bei Sebastian Zimmermann und arbeitete später mit Johann Peter Stoßer unter Domenico Ferretti.

Pierre François Lejeune (1721–1790)

Pierre François Lejeune stammte aus Brüssel. Herzog Carl Eugen lernte ihn 1753 in Rom kennen und engagierte den Künstler. Lejeune war Hofbildhauer, Lehrer an der Académie des Arts in Ludwigsburg (später an der Karlsakademie) und Modelleur

der Porzellanmanufaktur. 1778 wurde er wie viele andere Künstler der Sparmaßnahmen wegen entlassen und kehrte nach Brüssel zurück, wo er zwölf Jahre später verarmt starb.¹¹¹

Lejeune schuf am Stuttgarter Residenzschloss die Kolossalstatuen von Herkules und Minerva an der Auffahrt (1759), die Marmorbüste Herzog Carl Eugens im Treppenhaus und ein Halbfigurbildnis des Herzogs als Flachrelief im Marmorsaal (1776), außerdem die Marmorreliefs »La Méditation« und »Le Silence« in der Solitude. In Ludwigsburg stammen von ihm der Schmuck der Torpfeiler am Stuttgarter Tor (1760), eine Büste des Kapellmeisters Niccolo Jomelli und eine Muse im Assembléezimmer im Appartement Carl Eugens (um 1760), die Büste des Antonius Pius (um 1760, südliches Vorzimmer der Ahnengalerie), die Büste Voltaires im zweiten Kabinett Carl Eugens (1760/62), die bereits erwähnten Trophäen am Arsenalplatz (1762/64), der Apoll in der Bildergalerie (1772 geschaffen für den Apollotempel im Lorbeersaal der Solitude, um 1788 in der Bibliothek in Hohenheim aufgestellt), die Gipsfigur der Ceres im Lesezimmer der Königin.¹¹² Ferner fertigte Lejeune für die Porzellanmanufaktur zahlreiche Modelle an, vor allem Genrefiguren.¹¹³

Vor dem Neuen Corps de logis stehen Lejeunes Aktäon und Adonis. Sie bilden mit Diana (auf der Dachbalustrade des Neuen Corps de logis, von Hohenheim transferiert) und einer Nymphe mit Hund (oder Venus?) eine Vierergruppe. Die Figuren standen ursprünglich wahrscheinlich in den Ecknischen von Schloss Monrepos, kamen dann nach Hohenheim und wurden von dort auf Befehl König Friedrichs nach Ludwigsburg gebracht.¹¹⁴ Der Adonis wurde um 1770/78 auch in Porzellan ausgeführt, zugeschrieben an Lejeune.¹¹⁵ Die Körperhaltung des Aktäon gleicht der des Apoll in der Bildergalerie.

Zu Lejeunes Werk zählen auch die Puttengruppen auf der Brüstung von Monrepos. Carl Eugen hatte sie 1780 in Hohenheim wieder verwenden lassen, sie wurden im Dörfle auf das so genannte Rathaus gestellt.¹¹⁶ Das Rathaus aus dem Hohenheimer Dörfle wurde unter König Friedrich im unteren Park von Monrepos als Dianatempel wieder aufgebaut. Skulpturen wurden also öfter von einem Ort zum anderen verbracht und so aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen. Die heute in Monrepos stehenden Figuren (die vier Jahreszeiten) sind deutlich zu klein für die Nischen. Sie fanden wahrscheinlich unter König Friedrich von der Solitude ihren Weg ins Seehaus.

Johann Christian Wilhelm Beyer (1725–1796)

Anlässlich seiner Bewerbung um die Direktorstelle an der Wiener Akademie gab Wilhelm Beyer in einer autobiographischen Skizze eine etwas überzogene Darstellung, »denn er überschätzt sich und seine Tätigkeit und stellt das Maß seiner Leistungen am herzoglich württembergischen Hofe in einer gesteigerten, seiner tatsächlichen Stellung nicht durchaus entsprechenden Weise dar«.¹¹⁷ Herzog Carl Eugen hatte den jungen Beyer zur Ausbildung als Architekt für drei Jahre nach Paris geschickt, dann nach Rom, wo der Künstler seine Leidenschaft für die Bildhauerei entdeckte und 19 Jahre lang lebte. Sein Lehrer in Rom war der Klassizist Filippo della Valle.¹¹⁸ Um 1761 wurde er nach Württemberg zurückbeordert. Er unterrichtete an der Akademie Geschichte, Mythologie, Ikonologie und Bildhauerei, arbeitete am Stuttgarter Schloss und der Porzellanmanufaktur, für die er grandiose Modelle schuf (Abb. 11). Charakteristisch sind schlanke, hagere Figuren mit zu kleinen Köpfen, physisch ruhig gehalten, und seine Amoretten sind ganz kindlich.¹¹⁹

Beyer verwendete als erster Künstler einheimischen Marmor und führte die Aufsicht über die Brüche zu den von ihm entdeckten Jaspis-, Granit- und Porphyrrsteinen. Trotz Erfolg und Anerkennung ging er 1768 nach Wien, wo er im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia den Schönbrunner Schlosspark mit Skulpturen ausstattete (Abb. 11).¹²⁰

Von Beyers Skulpturen gibt es in Ludwigsburg nur eine polychrome Kaiserbüste des Vitellius im nördlichen Vorzimmer der Ahnengalerie (um 1760), während die Büste des Antonius Pius im südlichen Vorzimmer, wie bereits erwähnt, von Lejeune stammt.¹²¹ Die beiden Kaiserbüsten wurden ursprünglich für die Spiegelgalerie des Neuen Schlosses in Stuttgart geschaffen. Möglicherweise sollten sie Allegorien für gegensätzliche Herrschereigenschaften sein: maßvolle Besonnenheit (Antonius Pius) gegen ausschweifende Lüsterheit (Vitellius). Während der Regierung des Antonius Pius erlebte das Reich eine längere Friedenszeit. Er stellt den Typus des »guten Kaisers« dar, der Frieden und Gerechtigkeit liebte und ein freundschaftliches Verhältnis zum Senat pflegte. Möglicherweise stammen von Beyer auch die heute in den Nischen der Seitenrisalite von Monrepos stehenden vier Jahreszeiten. Die vergoldete Figur der Diana auf der Kuppel war jedenfalls sein Werk.¹²²

In der einschlägigen Literatur ist immer wieder zu lesen, die Gruppen Pan und Syrinx sowie Apoll und Daphne am Portal des Neuen Corps de logis seien ein Werk Beyers, angeblich um 1760 entstanden.¹²³ Schon im Plan der »Dachverfallungen« von 1905 werden beide Gruppen Beyer zugeschrieben¹²⁴ und Thieme-Becker erwähnt 1909, dass in Beyers Schrift »Die neue Muse oder der Nationalgarten« beide Gruppen abgebildet seien. 1926 schrieben aber Gradmann/Christ die Gruppen der Ovidischen Verwandlungen am Portal einem bisher unbekanntem Bildhauer zu¹²⁵, und bei diesem »bisher unbekanntem Bildhauer« handelt es sich vermutlich um Paolo Croppi (siehe oben).

Sowohl Richard Schmidt als auch Walter Weber nannten 1954 jedoch wieder Beyer als Autor der Figuren.¹²⁶ Weber tat dies unter anderem mit dem Hinweis, dass die Gruppen in Beyers Schrift »Die neue Muse« abgebildet seien, und schrieb auch die oberen Raptusgruppen Beyer zu, die jedoch – wie oben gezeigt – von Giorgio Ferretti stammen. Er kommt zu dem absurden Schluss, die vier Gruppen mit dem Thema »Mädchenraub« müssten aus Carl Eugens Zeit stammen, denn diese Thematik kennzeichne »nur zu deutlich den ersten Lebensabschnitt des Despoten Carl Eugen, in dem nur Sittenlosigkeit und Verschwendung am württembergischen Hofe herrschte.«¹²⁷

Tatsächlich sind in Beyers »Die neue Muse oder der Nationalgarten« beide Gruppen abgebildet (Abb. 11), allerdings sind es im Gegensatz zu den Ludwigsburger Figuren ganz anders charakterisierte Dreiergruppen, die abgesehen vom Thema kaum Gemeinsamkeiten haben.¹²⁸ Bei der Gruppe Pan und Syrinx ist die Komposition schlanker und feingliedriger, während die Ludwigsburger Figuren breiter und derber sind, konzentriert auf einen gewissen erotischen Effekt, mit dem brutalen Zug der Nachstellung, ja einer versuchten Vergewaltigung. Beyers schlanke Syrinx streckt verzweifelt die Arme in den Himmel, worauf sie der Flussgott in Schilf verwandelt. Selbst Pan wirkt nicht so derb. Apoll und Daphne von Beyer sind ebenfalls feingliedriger gearbeitet als die Ludwigsburger Skulptur. Apoll versucht Daphne zwar zu fangen, eher fast sanft zu fassen, doch sie verwandelt sich bereits durch die rettende Hilfe ihres Vaters in den Lorbeer. Die Ludwigsburger Gruppe ist dagegen wieder derb erotisch und zielt ganz auf die Nachstellung Apolls ab, der Daphne regelrecht packt. Im Vordergrund der Ludwigsburger Gruppen steht tatsächlich weniger die Verwandlung der Frauen als die versuchte Vergewaltigung der Daphne und Syrinx.

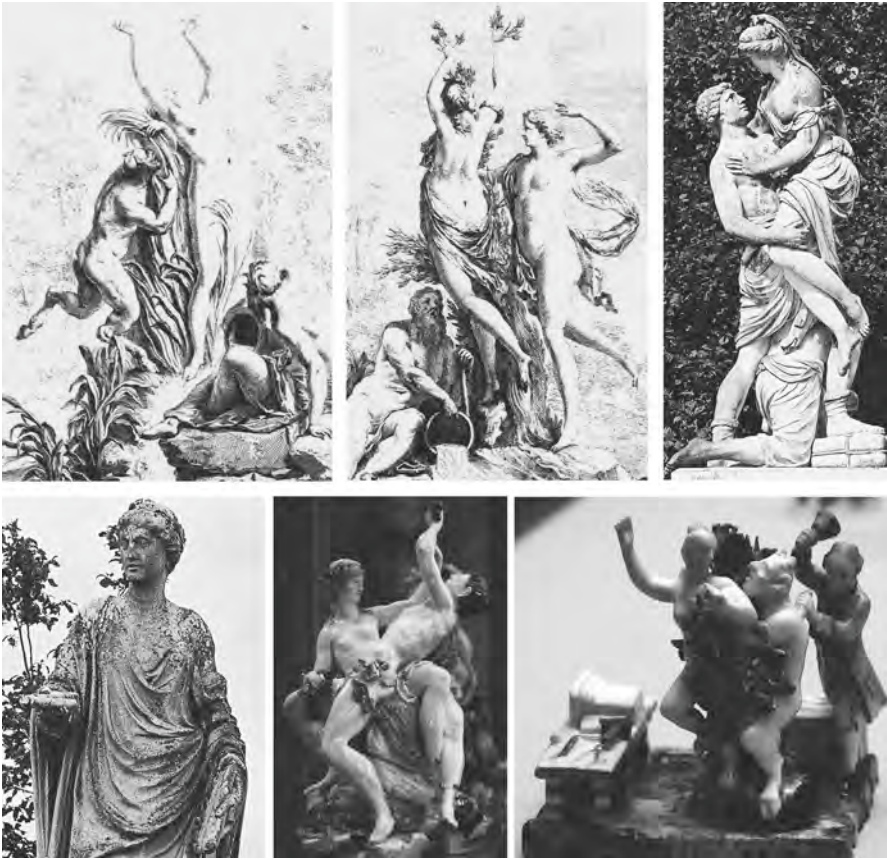


Abb. 11: Arbeiten von Wilhelm Beyer. Links und Mitte oben: Pan und Syrinx, Apoll und Daphne aus Beyers 1784 erschienenem Werk »Die Neue Muse oder der Nationalgarten«; rechts oben: Paris entführt Helena (Schlosspark Schönbrunn); links unten: Die Muse Kalliope (Schlosspark Schönbrunn); Mitte unten: Bacchisches Paar, Ludwigsburger Porzellan (Landesmuseum Württemberg); rechts unten: Ein Bildhauer meißelt die Pan-Syrinx-Gruppe, Figur aus der Venezianischen Messe, Ludwigsburger Porzellan (Landesmuseum Württemberg).

Daher spricht einiges gegen eine Zuschreibung der Raptusgruppen an Beyer, der selbst den »Pfad des ewig schönen Antiken« als sein Leitbild sah.¹²⁹ Schon seine Porzellanfiguren aus der Ludwigsburger Zeit sind so ganz anders, eben feingliedrig und zart. In der Bildlegende der »Neuen Muse« heißt es: »Diese Modelle sind meistens für Se. herzogl. Durchlaucht von Württemberg in Porzellanerde gemacht worden; die Ariadne aber für den Herrn Grafen von Frieß, in carrarischen Marmor.«¹³⁰ Unter anderem wegen dieser Aussage, die sich aber auf alle im Band abgebildeten Figuren bezieht, und wegen der Abbildung beider Raptusgruppen dürfte die Zuschreibung der Figuren am Altan des Neuen Corps de logis an Beyer erfolgt sein, die jedoch

stilistisch nicht haltbar ist. Letztlich ausschlaggebend für die Zuschreibung an Beyer war ein Figürchen aus der Serie der Venezianischen Messe, die Figur eines Bildhauers, der gerade die Pan-und-Syrinx-Gruppe meißelt (allerdings verwandelt sich Syrinx in einen Lorbeer statt in Schilf; Abb. 11). Beyer wurde lange als Urheber der Figuren der Messe angesehen. Als aber die erste Venezianische Messe 1768 in Ludwigsburg stattfand, war Beyer schon längst in Wien. Er war also nicht der Schöpfer jener Porzellangruppe. Vielmehr wurde der unbekannte Porzellanmodelleur von den beiden Figurengruppen am Altan inspiriert.

Anmerkungen

Abkürzungen

AKL	= Allgemeines Künstlerlexikon
Fleischhauer	= Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
StAL	= Staatsarchiv Ludwigsburg
ThB	= Thieme/Becker: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart

- 1 Vgl. Richard Schmidt: Schloss Ludwigsburg, München 1954, S. 33.
- 2 Hans Andreas Klaiber: Der württembergische Oberbaudirektor Philippe de la Guépière. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte der Architektur am Ende des Spätbarock, Stuttgart 1959, S. 72 ff., 104 ff.; Nicolas Guibal 1725–1784. Zeichnungen. Ausstellungskatalog Staatsgalerie Stuttgart (bearbeitet von Michael Semff), Stuttgart 1989, S. 100 ff.
- 3 HStAS A 6 Bü 91, Schreiben Frisonis 22.9.1731. Die Gruppen sind am alten Standort auf einer Zeichnung Frisonis zu sehen (Stadtmuseum Ludwigsburg, Inventar-Nr. 765).
- 4 Johann Friedrich Nette: Vues et parties principales de Louisbourg. Prospect und Theile des fürstlichen Hauses und Gartens Ludwigsburg, Augsburg 1709; Donato Giuseppe Frisoni: Vues de la residence ducale de Louisbourg. Unterschiedliche Prospect und Grundriß deß Herzoglich Württembergischen Residenz-Schlusses Ludwigsburg, Augsburg 1727.
- 5 HStAS A 282 Bü 813, Qu. 6, Schreiben Nettes 11.11.1707; HStAS A 303 Bd. 8734, S. 167. Die »abhängenden Statuen« werden in einer anderen Notiz vom 4.11.1707 als »fliegende Statuen« bezeichnet (HStAS A 282 Bü 813, Qu. 5). Die Kartusche trägt heute das Monogramm König Friedrichs I.
- 6 HStAS A 282 Bü 813, Qu. 4, Überschlag vom 12.5.1707.
- 7 HStAS A 303 Bd. 8735, Jahresrechnung 1709/1710, S. 160.
- 8 F. Müller, Gouache 1811, im Toilettezimmer der Königin, Raum 152.
- 9 HStAS A 19a Bd. 1032.
- 10 StAL E 21 Bü 313, Fasz. 54.
- 11 HStAS A 27 II Bü 10, Nr. 216, 222 f.
- 12 HStAS E 221 Bü 121, Fasz. 118.
- 13 HStAS E 221 Bü 121, Fasz. 121.
- 14 HStAS E 221 Bü 121, Fasz. 120.
- 15 HStAS E 221 Bü 121, Fasz. 118, Bericht von Oberbaurat Barth an das königliche Finanzministerium 18.7.1839.
- 16 HStAS E 14 Bü 286, Qu. 14. Freundlicher Hinweis von Dr. Eberhard Fritz, Altshausen.
- 17 Norbert Stein: Zur Geschichte des Festin- und Theaterbaus beim Seeschloss Monrepos, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45 (1991) S. 71–86, hier S. 73, 76.
- 18 HStAS E 221 I Bü 122, Nr. 32.

- 19 HStAS E 14 Bü 286, Qu. 14 (Hofdomänenkammer an das Staatssekretariat 17.6.1839); Archiv des Hauses Württemberg, Hofdomänenkammer Bü 2221, Qu. 212 (13.6.1839). – Eine einzige Fotografie von R. Wetzig vor 1895 zeigt eine der Figuren im Park Monrepos: die Diana auf dem Fischbrunnen, der an einem Bachlauf unterhalb des ehemaligen Standorts des Festinbaus stand (Stadtarchiv Ludwigsburg, R. Wetzig, Bild Nr. 826). Der Sockel steht heute noch dort, von einem Baum überwachsen. 1895 wurde die Figur von ihrem Podest geworfen und zertrümmert aufgefunden.
- 20 HStAS E 221 Bü 122, Fasz. 125, Note der Hofdomänenkammer 3.7.1839.
- 21 StAL F 1/66 Bd. 157, Schreiben der Finanzkammer des Neckarkreises 12.7.1839.
- 22 StAL F 1/66 Bd. 157, Abschrift Nr. 8992, Finanzkammer 13.8.1839; vgl. HStAS E 221 Bü 121, Fasz. 120, Schreiben an das Finanzministerium 8.1.1839.
- 23 StAL F 1/66 Bd. 157, Beilage zum Kostenverzeichnis Nr. 2, Maurer-Verdienstzettel 6.11.1839, und Beilage Nr. 19, 22.5.1840.
- 24 StAL F 1/66 Bd. 157, Beilage zum Kostenverzeichnis Nr. 1, 9.11.1839.
- 25 StAL F 1/66 Bd. 157, Beilage Nr. 5, 29.6.1840.
- 26 StAL F 1/66 Bd. 157, Beilage Nr. 7, Maurer-Verdienstzettel 6.6.1840.
- 27 Ebd.
- 28 Archiv des Hauses Württemberg, Hofdomänenkammer Bü 2221, Fasz. 212–215, Aktenvorgang betreffend die Abgabe von Standbildern aus der königlichen Domäne Seegut 1839.
- 29 Archiv des Hauses Württemberg, Hofdomänenkammer Bü 2221, Fasz. 213.
- 30 Ebd., Fasz. 212, Bericht des Hofkammeramts 13.6.1839.
- 31 In Ludwigsburg waren im Schloss die Kunstgegenstände der Kunstschule des Professors Isopi eingelagert (vgl. HStAS E 221 I Bü 3219, Fasz. 29, Inventar 12.5.1822, Beilage zum Schreiben an das Finanzministerium 15.3.1835). Darunter befanden sich auch Gegenstände vom abgebrochenen Festinbau. Das Verzeichnis nennt auf Seite 7 zwanzig Gipsfiguren und vier Kandelaber aus dem Festinsaal in Monrepos. 1834 wurde eine der Figuren, eine Vestalin, für das Schlafzimmer der Königin abgegeben (vermerkt hinten im Inventar von 1822).
- 32 Möglicherweise standen in Monrepos noch andernorts heute unbekannte Figuren. Eine naive Lithographie von Karl Haug um 1830/1840 zeigt das ganze Areal von Monrepos in einem detailreichen Bild zusammengeschnitten (Stadtmuseum Ludwigsburg, Inventar-Nr. 1044). Das Schloss ist in der Seitenansicht zu sehen. Im Sockelgeschoss des vorspringenden seitlichen Risalits sind in den Nischen deutlich zwei Figuren zu sehen. Eine weitere Figur steht in einer Nische der Auffahrt, direkt unterhalb des Löwen. Die Detailverliebtheit Haugs lässt die Darstellung glaubwürdig erscheinen.
- 33 Das Bild befindet sich in Schloss Ludwigsburg in Raum 154, Lesezimmer der Königin.
- 34 Drei Aquarelle von Heinrich Hoffmann im Stadtmuseum Ludwigsburg (Inventar-Nr. 785, 786, 787). Heinrich Hoffmann (1859–1933) war Maler und Bildhauer in Heidelberg; vgl. ThB Bd. 17, 1924, S. 261.
- 35 Stadtmuseum Ludwigsburg, Inventar-Nr. 788.
- 36 Die Zeichnung Frisonis befand sich ursprünglich in der Sammlung des Historischen Vereins, die im Stadtmuseum Ludwigsburg aufgegangen ist. Das Original ist derzeit nicht auffindbar. Überliefert ist die Zeichnung in einer Aufnahme von R. Wetzig um 1900 (Stadtarchiv Ludwigsburg, Bild Nr. 126). Bei Fleischhauer (Abb. 134) trägt die Zeichnung den Stempel des Historischen Vereins, in der Aufnahme Wetzigs ist kein Stempel vorhanden.
- 37 Gottfried von Rotenstein: Lust-Reisen durch Bayern, Württemberg, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Oesterreich, Mähren, Böhmen und Ungarn in den Jahren 1784–1791, in: Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten, Bd. 18, Leipzig 1792, S. 137.
- 38 Die Wassergötter schuf Ferretti 1715 für die Grotten unterhalb des Alten Corps de logis. Nach dem Protokoll der Schlossbaudeputation vom 8. Juni 1715 wurden mit Ferretti vier liegende Statuen »im Garten, zum Grottenwerk« akkordiert (HStAS A 248 Bü 222). Nettes Stichwerk von 1709/12 zeigt die Flussgötter neben den Kaskaden der Nordterrasse lagernd, in der mittleren Nische sitzt Minerva. Zu den Figuren der Grotten gehörten vermutlich auch Venus, heute im Lapidarium (Zimmermann zugeschrieben) und eine Quellnymphe (am westlichen Kavaliersbau); vgl. Fleischhauer S. 222. Ferretti fertigte 1717 für den Garten noch die Figur einer Flora; HStAS A 19a Bd. 972, Jahresrechnung 1717/18, S. 181.

- 39 Corinna Höper, Andreas Henning: Das Glück Württembergs. Zeichnungen und Druckgraphik europäischer Künstler des 18. Jahrhunderts. Ausstellungskatalog Staatsgalerie Stuttgart, Ostfildern-Ruit 2004, S. 24.
- 40 Der Grottenhof wurde unter König Friedrich mit Pfeilern versehen und überwölbt, denn das Gewölbe trägt die große Freitreppe, die vom Marmorsaal in den Garten führt. Im Gewölbe sind noch heute die Seitennischen und die beiden Kaskaden zu sehen. Vom Sommersalon führen jetzt nur zwei enge und finstere Treppen steil hinauf in den Garten.
- 41 Elisabeth Nau: Hohenheim. Schloss und Gärten, Stuttgart 1967, S. 49.
- 42 Walter Weber: Bildhauerkunst am Ludwigsburger Schloss, in: Hie gut Württemberg 5 (1954) S. 31 f., 40 f., hier S. 31.
- 43 StAL FL 410/4 II Bü 1075, Plan der Dachverfallungen 1905.
- 44 StAL FL 410/4 II Bü 1075, Verzeichnis der Steinbildwerke des Schlosses Ludwigsburg. Verzeichnis A (handschriftlich, undatiert, um 1905) enthält Beschreibungen über die Restaurierungen der Figuren bis 1927. Verzeichnis B ist maschinenschriftlich erstellt, aber weniger ausführlich als das handschriftliche, enthält Vermerke über Restaurierungen bis 1929.
- 45 Eugen Gradmann, Hans Christ, Hans Klaiber: Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 1926, S. 71.
- 46 Fleischhauer S. 148.
- 47 Fleischhauer S. 149.
- 48 Fleischhauer S. 142, 148.
- 49 Fleischhauer S. 142.
- 50 So behauptete er, Zimmermann habe den Auftrag für Hebe, Bacchus, Merkur und Juno erhalten (auf dem Alten Corps de logis), letztere hatte er aber auch Ferretti zugeschrieben; vgl. Fleischhauer S. 149 f., 222.
- 51 Das Werk wurde in den Folgejahren immer wieder neu aufgelegt, auch um 1708; vgl. Simon Thomassin: Recueil des Statues, Groupes, Fontaines, Termes, Vases et autres magnifiques Ornaments du Château & Parc de Versailles, La Haye, 1723.
- 52 Michael Wenger: Schloss Ludwigsburg. Die Innenräume, München 2004, S. 14.
- 53 Fleischhauer S. 149, 204; HStAS A 282 Bü 810 (Instruktion 6.10.1714), A 248 Bü 222, Protokoll der Schlossbaudeputation 26.8.1715.
- 54 Fleischhauer S. 149, 223.
- 55 Schmidt (wie Anm. 1) S. 60.
- 56 Václav Vancura: Príspevek k dílu Quitaineru, in: Umení N.F. 37 (1989) S. 128–153, hier S. 151 f.
- 57 Fleischhauer S. 149 f.
- 58 HStAS A 19a Bd. 970, Jahresrechnung 1709/10, S. 156; A 248 Bü 222, Protokoll 4.7.1712; A 303 Bd. 8736, Jahresrechnung 1714/15, S. 146, 172; Fleischhauer S. 149; ThB Bd. 27, 1933, S. 529 f.
- 59 AKL Bd. 39, 2003, S. 98; D. Nicola Cetti: La famiglia artistica dei Ferretti di Castiglione Intelvi, in: Rivista archeologica dell'antica provincia e diocesi di Como 148/149 (1966/67) S. 431–446, hier S. 434 f.
- 60 Fleischhauer S. 150.
- 61 Fleischhauer S. 222.
- 62 Fleischhauer S. 222.
- 63 AKL Bd. 39, 2003, S. 98.
- 64 Zu Ferrettis Werken in Ludwigsburg vgl. Fleischhauer S. 150, S. 222; AKL Bd. 39, 2003, S. 98.
- 65 Schmidt (wie Anm. 1) S. 59. Schmidt kannte allerdings nur Carlo Ferretti.
- 66 Fleischhauer S. 145, 193.
- 67 Fleischhauer S. 222.
- 68 Fleischhauer S. 205; AKL Bd. 39, 2003, S. 98.
- 69 Fleischhauer S. 222.
- 70 AKL Bd. 39, 2003, S. 98. In den Bauamtsakten werden die Figuren keinem Bildhauer zugeschrieben.
- 71 Am 18. Juli 1716 wird in den Akten festgehalten, dass die Schilderhäuschen »vollendet und heute die Statue der Raptus Proserpinae darauf gestellt worden«; Schmidt (wie Anm. 1) S. 67, Anm. 24.

- 72 Stadtmuseum Ludwigsburg, Inventar-Nr. 765.
- 73 Die Gruppe wird bei Fleischhauer (S. 222) und auch in der sonstigen Literatur als Entführung der Erythea durch Boreas (der Nordwind) bezeichnet.
- 74 Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt, Mappe 233/3/4.
- 75 AKL Bd. 39, 2003, S. 98; vgl. Carla Th. Müller: Schloss Mannheim. Ein Kurzführer, Schwetzingen 1995, S. 11.
- 76 Zu Ferrettis Wirken nach seiner Rückkehr nach Italien vgl. Cetti (wie Anm. 59) S. 434 f.
- 77 Fleischhauer S. 222.
- 78 Fleischhauer S. 223.
- 79 Zu Carlo Ferrettis Werken vgl. Fleischhauer S. 222 f., 236, 244; Cetti (wie Anm. 59) S. 440 f.
- 80 Schmidt (wie Anm. 1) S. 36.
- 81 Zu den Werken Antonio Ferrettis vgl. AKL Bd. 39, 2003, S. 95; ThB Bd. 11, 1915, S. 476.
- 82 Fleischhauer S. 223.
- 83 Fleischhauer S. 223, 244; AKL Bd. 63, 2009, S. 62.
- 84 Zu Carlones Werken außerhalb Ludwigsburgs vgl. AKL Bd. 16, 1997, S. 436; Fleischhauer S. 214 f.
- 85 Die Sybillen sind einerseits Riccardo Retti zugeschrieben (Michael Wenger: Ludwigsburg. Die Gesamtanlage, Heidelberg 1998, S. 19; Ute Esbach: Die Ludwigsburger Schlosskapelle. Eine evangelische Hofkapelle des Barock, Worms 1991, S. 103), andererseits Adam Kaspar Seefried 1725 (vgl. Fleischhauer S. 205). Riccardo Retti (1687–1741) war der Bruder von Paolo und Livio Retti, die wie Frisoni aus Laino stammten. 1712/13 wurde Riccardo erstmals in Württemberg erwähnt (Fleischhauer S. 168; ThB Bd. 28, 1934, S. 190). Von ihm stammen jedenfalls u. a. der ornamentale Stuck und die Amoretten der östlichen Galerie. Ob er überhaupt großplastische Werke ausführte, ist bisher unbekannt. Seefried fertigte vor allem Möbel, Bilder- und Spiegelrahmen. Sonst sind keine anderen großplastischen Werke von Seefried bekannt, der 1732 als »ein sehr armer Mann« starb (Fleischhauer S. 224).
- 86 An anderer Stelle zugeschrieben an Carlo Ferretti, was sicher nicht zutrifft; vgl. AKL Bd. 39, 2003, S. 96; Gradmann/Christ/Klaiber (wie Anm. 45) S. 74. Die Figuren im Sommersalon sind weniger sorgfältig gearbeitet, vermutlich Werkstattarbeiten Carlones (?), teils von schlechter Qualität. Die Köpfe der männlichen Götter sind Variationen von Carlones Chronos in der westlichen Galerie oder des David in der Schlosskirche, allein an ihren Attributen voneinander zu unterscheiden. Vielleicht waren Giorgio bzw. eher Antonio Ferretti oder gar Riccardo Retti beteiligt? Die Venus zumindest, die beste Figur der Gruppe, weist Ähnlichkeiten zu deren Stuckarbeiten in Mannheim auf. Ihre Form ist weicher gearbeitet, der Ausdruck zart.
- 87 Zu Carlones Werken vgl. Fleischhauer S. 200–206, 208 ff., 214 f., 261.
- 88 Ein Nachakkord mit Retti legte fest, dass in den Nischen der Treppenhäuser Figuren aufgestellt werden sollten; HStAS A 248 Bü 2243; vgl. Hasso von Poser: Zur Ausstattung des Ludwigsburger Treppenhauses 1730–1734, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen Baden-Württemberg 14 (1977) S. 33–42, hier S. 37 f.
- 89 Sybille Oßwald-Bargende: Der Raum an seiner Seite. Ein Beitrag zur Geschlechtertopographie der barocken Höfe am Beispiel von Schloss Ludwigsburg, in: Jan Hirschbiegel, Werner Paravicini (Hrsg.): Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und früher Neuzeit, Stuttgart 2000, S. 205–231, hier S. 222 f.
- 90 Poser (wie Anm. 88) S. 40. Diese Deutung scheint wahrscheinlich, zumal 1733 noch 16 Gemälde in Venedig bestellt wurden, die antike Heldinnen darstellen sollten. Laut Poser war eine Supraporte mit der Darstellung der Lucretia für das Vorzimmer der Herzogin bestimmt.
- 91 Fleischhauer S. 214.
- 92 Fleischhauer S. 214.
- 93 AKL Bd. 16, 1997, S. 436.
- 94 Zu Domenico Ferretti vgl. Cetti (wie Anm. 59) S. 438 f.
- 95 AKL Bd. 39, 2003, S. 97; Schmidt (wie Anm. 1) S. 36 f.; Guibal (wie Anm. 2) S. 101.
- 96 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 1, Ludwigsburg 2000, S. 572; Hans Dieter Flach: Ludwigsburger Porzellan. Fayence, Steingut, Kacheln, Fliesen. Ein Handbuch, Stuttgart 1997, S. 807 f.
- 97 Leo Balet: Ludwigsburger Porzellan (Figurenplastik). Stuttgart/Leipzig 1911, S. 13.

- 98 Balet (wie Anm. 97) S. 12.
- 99 Von den Skulpturen der Figurenbalustrade gibt es neben den Porzellanfiguren, die vermutlich alle von Ferretti stammen, auch Zeichnungen von Guibal; vgl. Guibal (wie Anm. 2) S. 100 ff.
- 100 HStAS A 19a Bd. 1112 (Rechnung 1762/63), fol. 118.
- 101 HStAS A 25 Bü 37, Qu. 29.
- 102 AKL Bd. 39, 2003, S. 97.
- 103 Balet (wie Anm. 97) S. 12.
- 104 StAL FL 410/4 II Bü 1075, Verzeichnis der Steinbildwerke des Schlosses Ludwigsburg.
- 105 Balet (wie Anm. 97) S. 14.
- 106 StAL FL 410/4 II Bü 1075, Verzeichnis der Steinbildwerke des Schlosses Ludwigsburg. Der Schreiber des Verzeichnisses vermutete als Urheber der Skulpturen Carlo Ferretti (S. 38).
- 107 Laut herzoglichem Dekret von 1762 sollte Ferretti eine jährliche Besoldung von 750 Gulden empfangen; HStAS A 19a Bd. 1110, fol 26.
- 108 HStAS A 19a Bd. 1111, fol. 256; vgl. Balet (wie Anm. 97) S. 11 mit falschen Quellenangaben.
- 109 Balet (wie Anm. 97) S. 13.
- 110 Der Schreiber des Verzeichnisses der Steinbildwerke vermutete in der Ritterfigur fälschlich Graf Eberhard I., »da dieser auch gegen einen übermächtigen Gegner (Rudolf von Habsburg) siegreich bestand«; StAL FL 410/4 II Bü 1075, Verzeichnis der Steinbildwerke des Schlosses Ludwigsburg, S. 41.
- 111 Balet (wie Anm. 97) S. 35. – Lejeune schuf in Rom das Grabmal des Kardinals J. de la Tremouille in San Luigi de Francesi und in der Franziskanerkirche Montelupo bei Loreto vier Statuen (Glaube, Hoffnung, Liebe, Kirche). In Brüssel sind von ihm nur zwei Statuen (Meleager und Adonis) im Museum überliefert.
- 112 Zu Lejeunes Werken vgl. ThB Bd. 22, 1928, S. 591. Werke in Ludwigsburg vgl. Wenger (wie Anm. 52) S. 73, 79, 82, 89.
- 113 Lejeune scheint laut Balet (wie Anm. 97, S. 34) gewusst zu haben, dass mythologische Themen in Porzellan wenig wirksam waren und als miniaturenhafte Antike nicht richtig zur Wirkung kamen.
- 114 Klaiber (wie Anm. 2) S. 93 f.
- 115 Freundliche Auskunft von Sabine Hesse, Landesmuseum Württemberg. Balet (wie Anm. 97, S. 15) schrieb sowohl die Porzellanfigur als auch die Sandsteinfigur des Adonis Domenico Ferretti zu. Für Balet ist der Gesichtsausdruck der gleiche wie bei Ferrettis Flussgöttern.
- 116 Nau (wie Anm. 41) S. 35.
- 117 Heinrich Kábdebo: Das Künstler-Ehepaar Beyer, in: Allgemeine Kunst-Chronik. Wochenschrift für Kunst, Kunstgewerbe und Literatur, 5. Band, Wien 1880, S. 25 – 29 und 37 – 40, hier S. 27.
- 118 Balet (wie Anm. 97) S. 18.
- 119 Balet (wie Anm. 97) S. 15.
- 120 Zu Beyers Werken vgl. AKL Bd. 10, 1995, S. 343; ThB Bd. 3, 1909, S. 568.
- 121 Klaiber (wie Anm. 2) S. 39. Beyer fertigte »14 Stück Romanische Keyßer Koeopf von gips gegossen«; HStAS A 20 Bü 176, Fasz. 4.9, Schreiben 24.9.1761.
- 122 Klaiber (wie Anm. 2) S. 93 f.
- 123 AKL Bd. 10, 1995, S. 344.
- 124 StAL FL 410/4 II Bü 1075, Plan der Dachverfallungen 1905.
- 125 Gradmann/Christ/Klaiber (wie Anm. 45) S. 71.
- 126 Schmidt (wie Anm. 1) S. 36; Weber (wie Anm. 42) S. 40.
- 127 Weber (wie Anm. 42) S. 40.
- 128 Wilhelm Beyer: Die neue Muse oder der Nationalgarten. Den akademischen Gesellschaften vorgelegt von ihrem Mitglied Wilhelm Beyer, Wien 1784, Tafeln 28 und 29.
- 129 Ebd. S. 18.
- 130 Ebd. S. 21.

Philipp Jakob Ihle (1736 – nach 1790)

Porzellan-, Theater- und Kirchenmaler in Ludwigsburg, Hofmaler
des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg in Mömpelgard

von Julius Fekete

Die Esslinger Maler-Dynastie Ihle

Beschäftigt man sich mit der weitverzweigten Esslinger Malerfamilie Ihle, so drängt sich eher die Bezeichnung »Dynastie« auf, ist es doch eine auffallend seltene Erscheinung, dass es eine Familie vom ausgehenden 17. bis in das 19. Jahrhundert hinein geschafft hat, jeweils vom Vater auf den Sohn wortwörtlich den Malerpinsel bzw. das Kunsthandwerk weiterzureichen – ja nicht nur weiterzureichen, sondern auch zu begabten und namhaften Künstlern heranzubilden. Herausgegriffen sei an erster Stelle der in Nürnberg zu höchstem Ruhm und künstlerischer Anerkennung gelangte Bildnismaler Johann Eberhard Ihle (1727–1814), der es sogar bis zum Direktor der dortigen Malerakademie brachte, ebenso Philipp Jakob Ihle (1736–nach 1790), der zunächst als Porzellan- und Theatermaler in Ludwigsburg wirkte und dann Hofmaler des Prinzen Friedrich von Württemberg in Mömpelgard wurde, oder Georg Tobias Ihle (1745–1797), der den Neubau des Stadtarchivs in Heilbronn ausmalte und Mitglied der Nürnberger Malerakademie wurde, aber auch Johann Jakob Ihle (1702–1774), der als Bildnismaler nicht nur des Esslinger Patriziats erfolgreich war und mehrere Emporen württembergischer Kirchen durch Bildlegenden versah.

Werke der Ihles befinden sich im Bach-Museum in Eisenach, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, im Bayerischen Nationalmuseum in München, in der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, im Deutschen Apothekenmuseum in Heidelberg, im Nürnberger Stadtmuseum, im Schiller-Nationalmuseum in Marbach/N., in der Tübinger Universität, im Calwer Stadtmuseum, selbstverständlich im Esslinger Stadtmuseum, unzählige in Privatbesitz und möglicherweise in der Deutschen Barockgalerie in Augsburg. Die Ihles malten nicht nur Esslinger Patrizier und Pfarrer, sondern sogar prominente Adelige und hochgestellte Persönlichkeiten des öffentlichen und geistigen Lebens ihrer Zeit wie z. B. die Herzöge Carl Alexander und Carl Eugen von Württemberg, Johann Albert Bengel, Friedrich Gottlieb Klopstock, Ladislaus Ignac Bercsenyi. Sogar ein Bildnis Johann Sebastian Bachs wird ohne Bedenken einem Ihle zugetraut!

Der Stellenwert der Malerfamilie wurde trotzdem bis dato sehr divergierend beurteilt. Geringschätzung wechselt sich ab mit positiver bis überschwänglicher Beurteilung – wobei man sehr wohl zwischen den einzelnen Mitgliedern der zahlreichen, über mehrere Generationen reichenden Malerdynastie unterscheiden muss. Zugleich ist zu betonen, dass die bisher allgemeine Geringschätzung der protestantisch-bürgerlichen Bildnismalerei der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wie auch der sakralen Malerei dieser Zeit in den protestantischen Kirchen Württembergs – die freilich allmählich aufgearbeitet wird¹ – eine der Hauptursachen dieser kritischen Einstellung sein muss.

Noch Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Erinnerung an die Leistungen des vergangenen Jahrhunderts noch recht frisch gewesen sein musste, hat beispielsweise ein Kenner der Esslinger Geschichte, kein Geringerer als Karl Pfaff, über die Malerei Esslingens berichtet: »Im 18. Jahrhundert finden wir zwar zwei Künstler erwähnt, Fuchs² und Ihlen, allein von ihren Leistungen ist weiter nichts bekannt, als dass sie die Bildnisse der damaligen Rats Herrn verfertigten, und den Titel Kunstmaler führen sie nur zum Unterschied von den sogenannten Flachmalern, die sich mit Zimmeranstreichen und ähnlichen Arbeiten beschäftigten und zum Gewerbe der Ipser gehörten.« Der Grund: »In diesem Zeitraum zeichnete sich Esslingen weder als Sitz der Gelehrsamkeit noch der Kunst aus.«³ Eine niederschmetternde Wertung, die ungeprüft lange weitertradiert wurde! Bertold Pfeiffer urteilte z. B. 1907 über die Ihles: »Die meisten bisher Genannten haben uns künstlerisch wenig zu sagen. Ihr Können war beschränkt, von freiem Schaffen kaum die Rede. Sie arbeiteten für das Bedürfnis, und dieses ging, wie es in kunstmarmen Zeiten zu gehen pflegt, selten hinaus über handwerkmäßige Familienbilder, wo die steife, vermeintlich würdevolle Körperhaltung, die pedantische Frisur und dergleichen für das Entfalten künstlerischer Eigenart wenig Spielraum ließ.«⁴ Auch der Esslinger Stadtarchivar Erwin Haffner hat die Ihles nur als »Größen zweiten und dritten Grads« bezeichnet.⁵ Und Werner Fleischhauer sprach 1939 von »handwerklichen, in Auffassung und Ausführung altertümlichen Bildnissen«, und dass »ihre unpersönlichen Arbeiten [...] alle ein einziges Werkstattgepräge« tragen.⁶ Auch Otto Borst vertrat 1962 noch die Auffassung, dass sogar die Werke des in Nürnberg zu Ruhm und Ansehen gelangten Johann Eberhard Ihle »nurmehr unbedeutenden Rang haben«.⁷

Sicherlich resultiert diese negative Bewertung aus der Betrachtung der frühen (!) Esslinger Portraits aus der Hand der Ihles – wobei man es sicherlich versäumte, quasi über den Zaun Esslingens zu blicken, insgesamt die Portraitmalerei dieser Zeit zu betrachten, also kritische Vergleiche außer Acht ließ. Sonst wäre man zu dem Resultat gekommen, dass die Portraitmalerei damals – bis auf einige wenige berühmte Künstlergrößen – insgesamt sich auf dem Niveau der Ihles befand.

Andererseits fanden im Jahre 1925 die Maler der Familie Ihle Aufnahme in das führende Künstlerlexikon von Thieme und Becker.⁸ Spätestens damit war deutlich, dass die Ihles zumindest nicht unbedeutend sein konnten. Adolf Schahl, einer der besten Kenner der schwäbischen Kunstlandschaft, wies 1966 darauf hin, dass namentlich die Esslinger Ihles »besonders hervortreten«, als im 18. Jahrhundert »die alte Bilderfreude [...] an Wänden, Emporen und Kanzelbrüstungen [...] wieder auflebte«.⁹ Otto Borst hat den positiven Stellenwert der Malerfamilie insgesamt 1977 dann doch anklingen lassen, indem er betonte, dass die Stadt Esslingen in der Zeit zwischen 1600 und 1800 »mit Ausnahme der Malerfamilie Ihle keinen einzigen einigermaßen namhaften Maler in seinen Mauern gehabt hat«.¹⁰ Noch deutlicher wird er, als er lobend erwähnt, dass die Stadt Esslingen »überdurchschnittlich ausgebildete Männer nach draußen geschickt« hat und dabei Johann Eberhard Ihle als Direktor der Kunstakademie in Nürnberg hervorhebt, »der seinerzeit wohl bedeutendsten Anstalt dieser Art in Deutschland«¹¹ – und somit seine 1962 vertretene Auffassung korrigiert.

Die Herkunft der Familie Ihle ist noch unerforscht. Der Familienname wird als Wohnstättenname zum Fluss Ihle oder als Übernahme des mittelnorddeutschen »ile« (Blutegel) gedeutet. Erstes bekanntes Vorkommen ist »van deme Yle« um 1378/79 und »yn dem ylen« um 1533.¹² Statistiken der Namensverbreitung legen die An-

nahme nahe, dass die Ihles keineswegs – wie der Klang des Namens nahe legt – zu den alteingesessenen schwäbischen Familien zu zählen sind: Fünf Prozent der Deutschen mit dem Nachnamen Ihle leben in Nordrhein-Westfalen, der Name kommt am häufigsten im Mittleren Erzgebirgskreis vor.

Die Anfänge der Esslinger Malerdynastie Ihle waren alles andere als leicht. Der erste Maler, Eberhard, kam 1677 in Esslingen zur Welt¹³, und zwar als Sohn eines Rotgerbers.¹⁴ Wahrscheinlich in den Jahren 1695/96 muss Eberhard Ihle in Esslingen den Augsburger Architekten und Bildhauer Johann Nikolaus Freund¹⁵ – einen Schüler des in Venedig erfolgreichen Bildhauers Giovanni Comino – kennen gelernt haben und folgte ihm daraufhin als sein Schüler nach Augsburg, wo er 1697/98 nachweisbar ist. Spätestens seit 1701 ist Ihle zurück in Esslingen, offenbar gut situiert, aber anscheinend nicht in der Architektur, sondern in der Malerei ausgebildet: Sein erstes uns bekannt gewordenes Werk sind die 1699 und 1715 gemalten Bildnisse des Ehepaars Frommann – der Tübinger Universitätsprofessor Johann Andreas Frommann d. J. (1672–1730) wurde 1704 Universitätsrektor und 1709 Geheimrat, also durchaus eine prominente Persönlichkeit. Zwischen 1703 und 1710 ist Eberhard Ihle gemeinsam mit dem aus Straßburg berufenen Maler Johann Friedrich Walter an der Renovierung und Neuausmalung der Esslinger Stadtkirche St. Dionys beschäftigt. Um 1712 folgten die ersten der 273 gemalten Wappen für das Esslinger Bürgerstuden-Wappenbuch, 1722/24 die Uhrentafel in den Gerichtsstuben des Rathauses in Kirchheim unter Teck, 1724 das Bildnis des Senators Friedrich August Manfred Neundorff. Eberhard Ihle starb bereits 1726 im Alter von 49 Jahren, hinterließ aber, neben zwei Töchtern, die Söhne Johann Jakob, Jeremias und Eberhard Gottlieb. Alle drei Söhne haben die Künstlerlaufbahn des Vaters fortgeführt, die Töchter haben jeweils einen Angehörigen der namhaften Familie Narr geheiratet.

Jeremias Ihle – 1704 getauft, als Taufpatin wird die Ehefrau des Stuttgarter Hof- und Kunstmalers Friedrich Gottlieb Müller genannt – ist ebenfalls als Bildnismaler bekannt geworden. Hervorgehoben sei das in der Deutschen Barockgalerie in Augsburg befindliche Bildnis des Augsburger Bankiers Joseph von Halder auf Mollenberg (1701–1757). Die Beziehungen der Ihles zu Augsburg setzten sich offensichtlich weiter fort. Jeremias starb unverheiratet im Jahre 1761.

Auch Eberhard Gottlieb Ihle, 1711 geboren, hielt sich in Augsburg auf, und zwar in den Jahren 1727 bis 1729, um Architektur zu studieren, womöglich wieder bei Johann Nikolaus Freund, wie der Vater. Allerdings ist auch er, wie der Vater, Bildnismaler geworden. Neben zahlreichen Esslinger Ratsherrenbildnissen seien genannt das 1741 für das Amt gemalte Bildnis des Prinzen Carl Eugen von Württemberg oder dasjenige des Theologen und Propstes Johann Albert Bengel in der Denkendorfer Klosterkirche. Eberhard Gottlieb ging 1743 nach Königsbronn und starb dort als 44-jähriger.

Johann Jakob Ihle, 1702 geboren, ist der Familientradition gefolgt und hat außerhalb Esslingens seine ersten Arbeiten hinterlassen: Er ist »bis 1726 am Bayreuther Schloss als Maler beschäftigt« gewesen.¹⁶ Es muss sich hierbei um das Alte Schloss der Eremitage handeln, dessen Innenräume in den 1720er Jahren neu ausgestattet wurden. Hier muss Johann Jakob auch das vielfach publizierte Bildnis Johann Sebastian Bachs gemalt haben, das sich heute im Bach-Museum in Eisenach befindet.¹⁷ Es ist wahrscheinlich für den Markgrafen Georg Friedrich Karl von Brandenburg-Bayreuth angefertigt worden, der eine Gemäldegalerie von Berühmtheiten besaß.

Das Bach-Bildnis hat Johann Jakob Ihles Eignung für die Portraitmalerei mit Nachdruck manifestiert. Nach seiner Rückkehr nach Esslingen ist er hier tatsächlich zuerst als Bildnismaler bekannt geworden. Hiervon zeugen u. a. das 1736 gemalte und heute im Schiller-Nationalmuseum in Marbach befindliche Portrait des Generalfeldzeugmeisters Johann Abraham David von Auge (1698–1784), das für die ev. Pfarrkirche in Weilheim/Teck gefertigte Bildnis Herzog Carl Alexanders von Württemberg, das



Emporenbild »Moses aus dem Wasser gezogen« von Johann Jakob Ihle in der Plochinger Stadtkirche.

1756 fertig gestellte Bildnis des Bürgermeisters und Landschaftsassessors Ludwig Friedrich Jäger (1722–1782) in Schorndorf, das 1758 für das Rathaus in Kirchheim unter Teck gefertigte Bildnis Herzog Carl Eugens von Württemberg, dann die Bildnisse der Ratsherren im neuen Esslinger Rathaus, im Esslinger Stadtmuseum befindliche Bildnisse von Zunftmeistern aus den 1760er bzw. 1770er Jahren. Einige Bildnisse aus Ihles Hand tauchen heute noch im Kunsthandel auf.¹⁸ Doch Johann Jakob erschloss auch ein neues Feld für seine Malkunst: die Emporenbrüstungsbilder in den evangelischen Kirchen rund um Stuttgart. Beispielhaft seien genannt die um 1743 bemalte obere Westempore der ev. Pfarrkirche in Leonberg und die 1745 für die Pfarrkirche St. Blasius in Plochingen gemalten Tafeln. Eine Sonderstellung besitzen das 1748 gemalte Epitaph des Herzoglich Mecklenburgischen Hof- und Kanzleirats Ludwig Jacob Weissensee (1682–1746) in der ev. Pfarrkirche in Fichtenberg (Landkreis Schwäbisch Hall) und das 1755 datierte Epitaph der Familie Johann Friedrich Bracks in der Stadtkirche von Lorch – eine Kombination aus ornamentaler Dekorationsmalerei und zwei Bildnissen. Johann Jakobs Vielseitigkeit belegt die bisher unbekannte Tatsache, dass er auch Gedichte schrieb.¹⁹ Johann Jakob starb 1774 in Esslingen. Von seinen acht Kindern – Johann Eberhard (1727 geb.), Jeremias Gottlieb (1731), Daniel Friedrich (1734), Philipp Jakob (1736), Georg

Tobias (1745), Christina Elisabetha, Jakobina Friederika (1743) und Philippina Magdalena (1738) – überlebten immerhin sechs. Wie wir noch sehen werden, schlugen alle Söhne die Künstlerlaufbahn des Vaters ein.

Georg Tobias Ihle, der 1745 geborene Sohn des Johann Jakob, setzte die väterlicherseits begonnene Tradition der Emporenbrüstungsbilder fort: Sein erstes bekanntes Werk sind die Malereien an den Emporen der 1752 bis 1762 erbauten ev. Pfarrkirche in Güglingen im Landkreis Heilbronn. Hier wirkte mit ihm auch der bekannte Giovanni Battista Ferrandini – um 1770 arbeiteten beide gemeinsam auch an der Ausmalung des Heilbronner Stadtarchivs. Gleichzeitig ist Georg Tobias auch als Bildnismaler tätig gewesen, wie drei Portraits der Deizisauer Pfarrfamilie Zoller belegen. Bis 1778 ist er sogar Mitglied der Nürnberger Malerakademie – an der, wie bereits erwähnt wurde, sein Bruder Johann Eberhard als Direktor wirkte – und der angesehenen Esslinger Bürgerstube. Er war somit nicht ohne Bedeutung. Ab 1790 arbeitet er an der Restaurierung des Alten Rathauses in Esslingen.

Daniel Friedrich Ihle, 1734 geboren, ist ebenfalls in Nürnberg nachweisbar, 1767 erwarb er sogar das dortige Bürgerrecht. Allein das Nürnberger Stadtmuseum besitzt elf Gemälde von seiner Hand, vorwiegend Bildnisse, aber auch Genrebilder. 1784 starb Daniel Friedrich offenbar kinderlos in Nürnberg.

Das meiste Lob erntete jedoch Johann Eberhard Ihle – und dies zu Recht. Bereits seine Zeitgenossen hoben hervor: »Hr. Direktor Ihle malet gute Portraite.«²⁰ Auch im 19. Jahrhundert schätzte man Ihle hoch ein: Andreas Andresen bezeichnete ihn als einen Bildnismaler, dessen Portraits »sich besonders durch Weichheit und Wärme des Colorits auszeichnen«, die auch als Radierungen von seiner Hand »trefflich ausgefallen sind.«²¹ Georg Schrötter, der erste Kenner der Nürnberger Kunstgeschichte, attestierte im Jahre 1908 Ihles Kunst eine »Genialität der Auffassung.«²² Dem 20. Jahrhundert war es weiterhin bekannt, dass Ihle »wahre Meisterstücke geliefert« hat.²³ Und auch die jüngeren Kenner der Nürnberger Kunst bezeichnen z. B. 1957 Johann Eberhard als »guten Bildnismaler.«²⁴ Schließlich ist Ihle »in den 1750er und 1760er Jahren einer der am meisten beschäftigten Porträtisten in Nürnberg« gewesen, »als Maler vor allem in technischer Hinsicht ein Meister«. Ihle war – wie Wilhelm Schwemmer, der profunde Kenner der Kunst des Barock in Nürnberg 1974 hervorhob²⁵ – »einer der meistbeschäftigten Porträtisten«. Es gelang ihm, die Nürnberger Malerakademie »in einer für die Reichsstadt politisch und wirtschaftlich sehr schweren Zeit mit Geschick in ihrem Bestand zu erhalten«. Ihle war ein »tüchtiger Zeichner und auch als Maler vor allem in technischer Hinsicht ein Meister«. Er »hatte die Gabe, den psychologischen Ausdruck der Physiognomien seiner Modelle zu erfassen. Zeitgenossen bewunderten die Ähnlichkeit seiner Bildnisse und die Feinheit seines Pinsels. Mit Recht gilt er als der bemerkenswerteste Nürnberger Bildnismaler der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts« – so Schwemmer. So ist es nur konsequent, dass dieser Ihle sogar Aufnahme in die Deutsche Biographische Enzyklopädie fand, denn schließlich gehörte er »zu den bedeutendsten Nürnberger Porträtmalern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.«²⁶

Johann Eberhard Ihle wollte 1749, gerade 22 Jahre alt, über Nürnberg nach Wien zu dem in Esslingen verwurzelten Freiherrn Franz Gottlieb von Palm, der allerdings am 4. Oktober 1749 starb – und so blieb Ihle in Nürnberg. 1751 wurde er dort Mitglied der Malerakademie, 1756 erwarb er das Bürgerrecht der Stadt, und 1771 ist er zum Direktor der Malerakademie gewählt worden, deren Leitung er vier Jahrzehnte lang innehatte und die er in ihrer Bedeutung deutlich heben konnte. Er steigt in diesen Jahrzehnten

zum bedeutendsten Maler der Stadt und ihrer Umgebung auf. Seine Werke befinden sich sowohl im Germanischen Nationalmuseum als auch im Bayerischen Nationalmuseum und in der Staatsgemäldesammlung in München, in der Akademie der Bildenden Künste, auf den Schlössern in Großgründlach und Kirchensittenbach, auf der Veste Coburg, im Deutschen Apothekenmuseum in Heidelberg, in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, in der Bildnissammlung der Nationalbibliothek in Wien usw. Ihle ist nicht nur Bildnismaler gewesen, sondern er lieferte auch Illustrationen für zoologische Publikationen und publizierte Vorlagenbücher für angehende Maler.

Es ist also an der Zeit, endlich einen objektiven Blick auf das Leben und Werk dieser offensichtlich keineswegs unbedeutenden Malerdynastie zu werfen und der Kunstgeschichte nicht nur Esslingens einen weiteren erfreuenden Mosaikstein hinzuzufügen. Hierbei soll zuerst und stellvertretend Philipp Jakob Ihle vorgestellt werden.

Philipp Jakob Ihle

Philipp Jakob Ihle ist als einer der fünf Söhne des erfolgreichen Johann Jakob Ihle am 10. September 1736 in Esslingen geboren worden. Das Geburtshaus steht noch. Es ist das Haus Kupfergasse 1, unmittelbar hinter dem Chor der ehemaligen Franziskanerkirche gelegen, in prominenter Lage.²⁷ Das im Spätmittelalter erbaute Wohnhaus gehörte im 17. Jahrhundert einem Mitglied des Großen Rats der Reichsstadt Esslingen. Aus dieser Zeit sind Reste der ausgemalten Bohlenstube erhalten, die Bedeutung des Hauses unterstreichend. Auch diese Tatsachen weisen darauf hin, dass die Familie Ihle zu den wohlhabenden und bedeutenden Esslinger Geschlechtern zu zählen ist.

Johann Jakob Ihle hatte am 3. Juli 1725 Anna Margaretha Maria Zoller geheiratet, geboren am 27. September 1705, Tochter des Tobias Zoller (1669–1719), Pulvermacher, Obermeister der Schmiedezunft, Steuerschreiber und Mitglied des Großen Rats in Esslingen.²⁸ Die Familie Zoller war mit der bedeutenden Esslinger Familie Schlossberger verwandt.²⁹ Ihle hatte also in illustre Kreise eingeh heiratet, dies muss für seine Beschäftigung sehr förderlich gewesen sein. Johann Jakob starb am 23. April 1774 in Esslingen³⁰, seine Witwe am 15. Dezember 1785 – sie hinterließ ein Vermögen von insgesamt 1167 Gulden, nicht unbedeutend für die damalige Zeit.

Seine Ausbildung genoss Philipp Jakob sicherlich beim Vater, denn »vor der Gründung der Academie des Arts gab es in Württemberg für einen angehenden Künstler kaum eine Alternative zur handwerklichen Lehre«. ³¹ Es sei denn, er begab sich in die Fremde: 1754 bittet Johann Jakob Ihle um die Übertragung der Malerarbeit an der neuen Orgel in der Stadtkirche in Esslingen, und zwar für seinen »fünf Jahre in der Fremde gewesenen Sohn«, der »sich in dieser Arbeit wohl exerziert habe«. ³² Dieser Sohn könnte der 1734 geborene Daniel Friedrich, aber auch der 1736 geborene Philipp Jakob gewesen sein. Wo er seine Auslands-Studien betrieben hat, ist nicht bekannt. Augsburg wäre nahe liegend, da sich dort schon andere Ihle hatten ausbilden lassen, so um 1700 sein Großvater Eberhard Ihle und später auch sein Onkel Eberhard Gottlieb.

Die von Johann Carl Sigmund Haußdörffer gefertigte Orgel wurde bereits durch die Zeitgenossen als »eine besondere Zierde dieser Kirche« bezeichnet. »Obenauf sind die beiden Flügel mit einem Thronhimmel verbunden, unter welchem das Symbol der Trinitas auf transparentem rotem Grund erscheint«, liest man im Protokoll der



*Das Eltern- und Geburtshaus Ihles in Esslingen unmittelbar hinter dem Chor der ehemaligen Franziskanerkirche (Bildmitte).
Ausschnitt aus einem Gemälde von Johannes Braungart, vor 1840.*

Stiftungsverwaltung.³³ Das noch überlieferte Orgelgehäuse – das Orgelwerk ist 1904 durch die Ludwigsburger Werkstätte Walckers erneuert worden – wird vor allem durch die aufgemalte reiche Marmorierung geprägt, außerdem weist es gemalte Wappen in acht Kartuschen auf und schließlich farbig gefasste Skulpturen. Die Malerarbeit ist somit durchaus als anspruchsvoll zu bezeichnen.

In Ludwigsburg

Spätestens seit dem Mai 1760³⁴ ist der 24-jährige Ihle zunächst als »Kunstmaler«³⁵, ab 1763 als Kunst- und Porzellanmaler³⁶ und spätestens seit 1766 zusätzlich auch als Theatermaler³⁷ in Ludwigsburg nachweisbar. Die erste Wirkungsstätte Ihles ist damals von europäischem Rang gewesen.

Am 5. April 1758 gründete Herzog Carl Eugen von Württemberg die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur im sog. Jägerhaus an der Schorndorfer Straße; der Betrieb wurde allerdings erst 1760 aufgenommen. Nachdem Ludwigsburg 1764 offiziell Residenz geworden war, erreichte die Porzellanmanufaktur schon in diesem und im darauffolgenden Jahr ihren Höhepunkt. 1764 berichtete man über »starke Bestellungen«, zwei Jahre später erreichte die Mitarbeiterzahl ihren Kulminationspunkt mit 179 Beschäftigten.³⁸ Auch führende Hofkünstler der Zeit wie Nicolas Guibal oder

Johann Heinrich Dannecker lieferten Entwürfe für die Produktion. Neben Ihle wirkten als Maler auch so prominente Künstler wie z. B. der fast gleichaltrige Johann Jakob Groot (1737–1784), u. a. mit den um 1762 ausgeführten Emporenbrüstungsbildern in der Renninger Pfarrkirche bekannt geworden, Sohn des Hofmalers und Galerie-Inspektors Johann Christoph Groot.³⁹

Ihle wirkte also ein Jahrzehnt auf dem Höhepunkt der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur mit, und zwar bis um 1770. Als »Kunst-Maler« der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur ist er z. B. 1763/64 mit 318 Gulden bezahlt worden – keineswegs unter dem Durchschnitt der anderen Mitarbeiter. Seine Aufgabe bestand offenbar darin, nach fremden Entwürfen unterschiedlichstes Porzellan zu bemalen. Hierbei hat er durchaus Können, ja Virtuosität bewiesen, wie Hans Dieter Flach, der beste Kenner der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, ihm bescheinigt: Ihle »hat für diese relativ kurze Zeitspanne sehr viele Arbeiten in mehreren Gattungen hinterlassen« und galt als »der selbst kleinste Flächen beherrschende« Künstler, als ein »guter Maler«.⁴⁰

In Ihles Werk dominieren zwei Gruppen: galante sog. Watteau-Szenen und Bataillen, also Schlachtenszenen. Hinzu kommen gelegentlich Putti und romantische Landschaften mit Staffagefigur, alles jedoch passend zum Rest ganz im Stil des Rokoko. Seine Figuren sind schlank gehalten, für die Farbgebung verwendet er gerne Eisenrot, insbesondere für die Konturen des Inkarnats, die übrigen Konturen werden hart gefasst. Die Watteau-Szenen lehnen sich – wie schon der Name sagt – stark an die Kunst der großen Rokokomalers wie Antoine Watteau und Francois Boucher an, genaue Vorlagen lieferten jedoch die Kupferstiche etwa eines Johann Esaias Nilson (1721–1788). Der einer umfangreichen Kunstverleger- und Illustratorenfamilie angehörende Nilson, kurpfälzischer Hofmaler und Buchverleger, war »einer der fruchtbarsten Meister des profanen deutschen Rokoko« und »vorzüglicher Miniaturmaler«, »seine Graphik hat sowohl den Bilddekor wie auch die Formgebung der zeitgenössischen Porzellan- und Fayence-Industrie beeinflusst«.⁴¹ Da sich in seinem Verlagswerk auch Stiche nach Boucher befinden, ist seine Vermittlertätigkeit des französischen Rokoko belegbar. Für die Schlachtenszenen sind wiederum die Radierungen von Georg Philipp Rugendas d. Ä. (1666–1742) – dem Direktor der Augsburger Kunstakademie und Angehörigen einer bekannten dortigen Künstlerdynastie mit eigenem Kunstverlag – die Vorlage; sie zeigen Kampfszenen aus den Türkenkriegen des 18. Jahrhunderts.

Ihle hat sehr viele Werke hinterlassen. Noch heute tauchen im Kunsthandel immer wieder Arbeiten von ihm auf, so z. B. im März 2005 eine mit sitzendem Bauernpaar bemalte Tasse, angeblich um 1765 entstanden, oder im Oktober 2006 drei Tassen mit Watteau-Szenen.⁴² Selbstverständlich besitzen auch namhafte Museen und Sammlungen ausgesuchte Stücke von Ihles Hand, so etwa das Landesmuseum Württemberg eine Teekanne oder das Kirschgartenmuseum in Basel ein Mokkaännchen mit Tasse und Untertasse, auf denen Szenen aus dem Siebenjährigen Krieg nach Rugendas dargestellt sind, sowie ein Mokka- und Teeservice mit Puttendarstellungen.⁴³

Wie bereits angesprochen, hat die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur ihre Blütezeit in den 1760er Jahren gehabt. Sie ist ständig auf die finanzielle Unterstützung Herzog Carl Eugens angewiesen, so dass ihre Lage nach des Herzogs Tod im Jahre 1793 sogar sehr kritisch geworden ist. Doch schon 1767 klagte man über Geldmangel, der künstlerische Abstieg begann, die 1771 erfolgte Einstellung der Zuschüsse führte 1774 zur schlechten Kassenlage und zwei Jahre später zu Schulden in Höhe

von über 40 000 Gulden. Die 1775 durchgeführte Rückverlegung der Residenz nach Stuttgart beschleunigte den Niedergang. Bereits bis zum Jahr 1776 sank die Beschäftigtenzahl von 179 im Jahre 1766 auf nunmehr 81.

Ihle hat es verstanden, rechtzeitig auf drohende Veränderungen zu reagieren und mehrere Standbeine für seine Existenz aufzubauen – seine künstlerische Vielfalt und berufliche Anpassungsfähigkeit sind auffallend. Wie wir noch sehen werden, galt dies auch für sein Privatleben.

Ihle wird ab ca. 1766 auch als Theatermaler in Ludwigsburg überliefert, auffallenderweise übereinstimmend mit dem beginnenden Niedergang der Manufaktur. »In den fünfziger und sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts entfaltete sich unter Herzog



Von Philipp Jakob Ihle bemalte Tasse aus der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur.

Carl Eugen in dem vom Siebenjährigen Krieg weniger betroffenen Württemberg eine letzte, späte Blüte absolutistisch-barocker Theater- und Festkultur, die, was ihren Umfang und materiellen Aufwand betrifft, in ganz Europa kaum mehr ihresgleichen hatte«, und Ludwigsburg wurde »zu einem Sammelpunkt der ersten Bühnenkünstler des Kontinents«. ⁴⁴ Herzog Carl Eugen ließ 1764 an seiner neuen Residenz »ein gewaltiges Opernhaus« errichten, das »durch zahllose Handwerker aus dem ganzen Lande« – unter ihnen womöglich auch Ihle – eine »prachtvolle Innenausstattung« erhielt. ⁴⁵ Das unter Eberhard Ludwig erbaute Theatergebäude war bereits 1758 nach Entwürfen von Philippe de La Guépière im Inneren ausgestattet worden. Hier also wirkte Ihle als Theatermaler unter der Leitung des großen Giovanni Battista Innocenzo Colomba (1717–1793/1801), der als Hofmaler u. a. auch Bühnenbildentwürfe für das Ludwigsburger Opernhaus gestaltete, und unter Giosue Scotti (1729–1785), der seit 1763 Theatermaler und ab 1767 Professor der Academie des Arts

gewesen ist, und gemeinsam mit dem Heilbronner Sebastian Holzhey, der seit 1751 in Ludwigsburg nachweisbar ist, wohl seit 1763 dort als Theatermaler wirkte und 1778 herzoglicher Hof- und Theatermaler wurde⁴⁶, gemeinsam auch mit Johann Jakob Morff (1726–1802)⁴⁷, der nicht nur Theatermaler war, sondern auch das Deckengemälde im Heilbronner Rathaussaal schuf. Manch ein noch erhaltenes Ludwigsburger Bühnenbild dürfte durch Ihle – nach Entwürfen von Colomba und Holzhey – ausgeführt worden sein. Erhalten sind »annähernd 140 Kulissen und Bühnenversatzstücke sowie vierzehn zugehörige Prospekte«. ⁴⁸ Da die Bühnenbilder nicht signiert sind, können die Arbeiten von Ihle leider nicht identifiziert werden.

Rätsel um ein Schorndorfer Deckenbild

Im Jahre 1765 erwarb in Schorndorf der Kaufmann Johann David Vaihinger (1738–1802) von seinem Vater Johannes das Haus Gottlieb-Daimler-Straße 18. Das Haus war 1743 beim Stadtbrand abgebrannt und 1745 von Johannes Vaihinger († 1780) wieder aufgebaut worden. Ein Saal im Erdgeschoss des Hauses erhielt eine bemalte Täferdecke, auf der eine Inschrift (Brief des Merkur) mit der Jahreszahl 1750 zu sehen ist. Die reich in grünen Camaieu-Tönen ausgemalten Deckenfelder zeigen im Mittelstück den über eine Küstenlandschaft mit Stadt und Frachtschiff fliegenden Merkur als Allegorie auf den Beruf des Auftraggebers, in anderen Feldern die vier Jahreszeiten, Motive aus dem Leben im Jahreslauf und aus exotischen Ländern. Die Malerei stellt »auch hinsichtlich ihrer künstlerischen Qualität« eine »überraschende Entdeckung« dar und weist »koloristisch auf einen begabten Maler der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, möglicherweise Philipp Jakob Ihle«, hin – so der bekannte Kunsthistoriker Adolf Schahl.⁴⁹

Liegt hier tatsächlich ein Werk Philipp Jakobs vor? Üblicherweise wird die Innendekoration eines Neubaus kurz nach seiner Fertigstellung ausgeführt, was für die Datierung des Deckenbildes in das Jahr 1750 spricht. Philipp Jakob Ihle ist freilich 1750 erst 14 Jahre alt gewesen, und scheidet somit als Maler des Schorndorfer Deckenbildes aus. Möglicherweise muss man das Werk einem anderen Porzellanmaler zuschreiben. In der Familie Vaihinger selbst gab es einen Porzellanmaler, den Johann Jakob Vaihinger, der allerdings erst 1757 geboren wurde.⁵⁰ Nehmen wir das Entstehungsdatum 1750 ernst, so scheidet er ebenfalls aus. Eine andere These ist jedoch auch nicht von der Hand zu weisen und brächte doch Ihle mit Schorndorf in Verbindung: Die Jahreszahl 1750 ist nicht identisch mit der Entstehungszeit des Deckenbildes, sondern bezieht sich auf ein anderes, uns bisher unbekanntes Ereignis. Für diesen Fall wäre als Datierung die Übertragung des Eigentums an den Sohn Vaihinger im Jahre 1765 in Betracht zu ziehen, der Sohn lässt zu diesem Anlass das Kontor des Hauses neu dekorieren.

Diese These kann nur ein stilkritischer Vergleich des Deckenbildes mit bekannten Werken Ihles erhärten. Die Gemeinsamkeiten mit der Porzellanmalerei Ihles sind gering: Die Bäume auf Porzellan sind bei ihm vorwiegend durch punktuellen Pinselauftrag gebildet, auf der Decke in Schorndorf dagegen durch Pinselstriche, auf Porzellan scheint die Sonne golden und meistens mittig auf dem Laub, auf der Decke vorwiegend silbern und seitlich angestrahlt. Auch die scharf konturierten Gesichtszüge in Schorndorf passen nicht zu der eher fließenden Konturierung auf Porzellan. Andererseits wissen wir von der großen Heterogenität im Werk Ihles, so dass die Arbeit in Schorndorf mit letzter Gewissheit weder ihm aberkannt noch zugeschrieben werden kann.

Ein anderes Indiz spricht jedoch wiederum für Ihles Autorschaft: 1756 malte sein Vater das Bildnis des Bürgermeisters und Landschaftsassessors Ludwig Friedrich Jäger (1722–1782) in Schorndorf, der mit Maria Dorothea Plattenhardt, geboren 1728 in Esslingen als Tochter des Dr. med. Lucas Albrecht Plattenhardt (1695–1730), verheiratet war.⁵¹ Die Herkunft der Frau aus Esslingen mag die Auftragsvergabe an Johann Jakob Ihle erklären. Bereits 1759 malte er ein zweites Bildnis des Bürgermeisters Jäger. Der Vater besaß somit direkte Beziehungen zu Schorndorf und könnte durchaus seinen Sohn an die Familie Vaihinger vermittelt haben. Ist das Deckenbild freilich nicht Philipp Jakob Ihle zuzuschreiben, so würde ich es mit Adolf Friedrich Harper (1725–1806) in Verbindung bringen. Dieser ist seit 1759 Hofmaler in württembergischen Diensten gewesen und wirkte auch als Theatermaler. Seine Supraporten im Ludwigsburger Schloss – genannt seien z. B. die Camaieu-Bilder im 2. Obergeschoss im Zweiten Kabinett, 1759 gemalt – weisen frappierende Ähnlichkeiten mit einigen Szenen des Schorndorfer Deckenbildes auf.⁵²

Kirchenerneuerungen in Großsachsenheim und Aldingen

Am 26. Mai 1761 heiratete Ihle – des »Hrn. Johann Jacob Jehlens, berühmten Kunst-Mahlers in der freyen Reichs-Stadt Esslingen, ehlicher Sohn«⁵³ – in Esslingen Louisa Charlotte Weiß, die aus der namhaften Familie des Vogts bzw. Oberamtmanns Jakob Noah Weiß in Großsachsenheim bzw. dessen 1737 geschlossener Ehe mit Christina Louisa, der Tochter des Vogts Johann Georg Schill, stammte. Jakob Noah Weiß starb am 10. Juni 1768 als herzoglicher Oberamtmann und Keller, sein Sohn Carl Friedrich wurde sein Nachfolger. Louisa Charlottes Mutter starb am 26. September 1781 im Alter von 62 Jahren.

Ihle hatte mit seiner ersten Frau Louisa Charlotta Weiß eine Tochter (Philippina Louisa, am 11. Juni 1762 geboren, starb einen Tag nach der Geburt) und einen Sohn, den am 28. Mai 1763 geborenen Carl Wilhelm Jacob. Taufzeugen der Tochter waren »Ihro Hochfreyherrl Gnaden Obrister und Commendant von dem Herzogl. Staab Regiment, Chevalier und Ritter deß Herzogl. Militair-Ordens de St. Charles, Herr von Rieger«, und »Hr. Joseph Jacob Rieger, Director der Herzogl. Porcellain-Fabrique«. ⁵⁴ Taufzeugen des Sohnes waren der Geheime Legationsrat und Intendant der Porzellanmanufaktur Albrecht Jakob Bühler sowie der General-Mühleninspektor Johann Wilhelm Götz, Vater des bedeutenden Kirchenratsbaumeisters Wilhelm Friedrich Götz. Ihle muss somit damals in Ludwigsburg über Ansehen und namhafte Freunde verfügt haben. Auch das hohe Ansehen seines Vaters, des »berühmten Kunst-Mahlers«, verdient hier Beachtung.

Die Verbindung der Ehefrau Ihles nach Großsachsenheim mag zu dem Auftrag für die dortige Pfarrkirche beigetragen haben: 1769 malte Ihle in der Großsachsenheimer Kirche anlässlich der ab 1767 erfolgten Kirchenrenovierung »einen beachtlichen Bibelzyklus«, der »einen geübten Maler« verrät, dem hier vor allem »prächtige Landschafts-Szenerien« gelangen, denn »die Landschaft ist seine Stärke«. ⁵⁵ Auf der 1751 eingebauten »Empor-Kirchen« malte der »Theatral-Mahler«⁵⁶ Philipp Jakob Ihle insgesamt 37 Brüstungsbilder, zunächst »17 Tafflen in den Chor mit biblischen Historien, worauf man allgemein gewünscht, dass auch die Tafflen der Magistrats-Bürger-Empor-Kirche mit gleicher Mahlerey geziert werden möchten«. So gut gefielen offenbar die 17 Bilder auf der Chorempore, dass auch noch 20 Bilder auf die Magistratsempore ihm übertragen wurden – mit heilsgeschichtlichen Szenen, von denen heute leider nur noch die Hälfte über-



*Blick auf die von Philipp Jakob Ihle gemalten Emporenbrüstungsbilder
in der Grosssachsenheimer Kirche.*

liefert ist. Dargestellt sind auf annähernd quadratischen Tafeln mit Bildunterschriften Szenen alttestamentarischer Herkunft, zu denen es auch bei Philipp Jakobs Vater Parallelen gibt: So malte Johann Jakob in der Plochinger Stadtkirche die Szene »Moses aus dem Wasser gezogen« wie sein Sohn in Grosssachsenheim vor einer Flusslandschaft mit befestigter Bogenbrücke im Hintergrund; auch die »Aufopferung Isaacs« weist in der Haltung der Handelnden wie auch in der Komposition der Staffage markante Parallelen auf. In der Leonberger Stadtkirche wiederum finden wir die Parallele zu den »Königen aus Arabien« in Grosssachsenheim, in Leonberg durch den Vater zu einer symmetrischen Gruppe aufgereiht, aber dort wie hier mit dem auffallend im Vordergrund liegenden Hund.

Die väterliche Schule ist nicht zu leugnen. Des Vaters Pinselführung ist allerdings wesentlich weicher, während der Sohn markantere Konturierung aus der Porzellanmalerei gewohnt ist. Beiden gemeinsam ist vor allem die räumliche Tiefe der Bilder und die häufige Einbindung in die Natur. Dass dies für die Malerei auf Emporenbrüstungen in den protestantischen Kirchen Württembergs keine Selbstverständlichkeit darstellte, sondern ein Qualitätsmerkmal der Ihle gewesen ist, wird dann deutlich, wenn Vergleiche angestellt werden: In der Kirche von Hausen a. d. Würm malte um 1777 der aus Prag stammende Johannes Stiegler Emporenbrüstungsbilder – derbe, bäuerlich bzw. kindisch wirkende Darstellungen von flächiger Malweise, ohne räumliche Tiefe und Einbindung in Landschaftsstaffage, deutlich beim Vergleich der Himmelfahrt bei Ihle und Stiegler. Diese Vergleiche ließen sich beliebig wiederholen, etwa in Weiler im Zabergäu (1767, J. Stiegler), Remshalden-Geradstetten (1770, J. B. Schnaible), Nufringen (1775) oder Weinstadt-Schnait (1761, Josef Wagner). Die Vorbilder für die Emporenbrüstungsbilder sind die zahlreich vorhandenen Bibelillustrationen, Andachtsbilder etc. des Barock, aber auch vergangener Zeiten gewesen⁵⁷ – und bei Ihle natürlich auch der reiche Fundus des Vaters.

Laut Kurt Bachteler hat Ihle 1767, also noch vor den Emporen, in Grosssachsenheim auch die aus dem Jahre 1717 stammende Kanzel »marmoriert und vergoldet« und somit die gesamte hölzerne Ausstattung der Kirche neu gefasst; hierfür erhielt er die stattliche Summe von 135 Gulden.⁵⁸

Die zweite Ehe Philipp Jakob Ihles legt die Autorschaft Ihles für die Emporenbilder in der Aldinger Pfarrkirche nahe. Seine zweite Ehefrau Dorothea Sabina (1733–1812) war die Tochter des Pfarrers Christoph Friedrich Hermann, der von

1736 bis 1777 die Aldinger Pfarrstelle bekleidete. Die Ehe wurde in den 1760er Jahren geschlossen, jedenfalls nach 1763.⁵⁹

Laut Adolf Schahl stammten die Emporengemälde in der Aldinger Margaretenkirche »vielleicht von Ihle«. ⁶⁰ Arnd Breuning vermutete, dass der Maler »möglicherweise in Diensten des benachbarten Herzoghofes in Ludwigsburg« stand. ⁶¹ Wie schließlich Jochen Tolk richtig bemerkte, wurde »offensichtlich das erste Bilderpaar« der Emporenbemalung »von einer anderen Hand gemalt als die folgenden«. In den Jahren 1733 und 1738 wurden zwei Bilderzyklen für die beiden Emporenbrüstungen in Auftrag gegeben, unter anderem an den Hoflackier und Maler Johann Jacob Borni aus Stuttgart, der allerdings nur die ersten beiden Bilder schuf. Ab 1777 folgte die vollständige Innenerneuerung der Kirche, und in diese Zeit könnten die auf Borni folgenden Emporenbrüstungsbilder datierbar sein. »Wer den Zyklus dann vollendet hat, ist offen. Ein tüchtiger Künstler war es jedenfalls«, fasste Tolk zusammen. ⁶² Könnte es, wie Schahl meint, Ihle gewesen sein? Am ehesten in Frage kämen die Bilder der Auferstehung Christi und der Ausspeuung des Jonas, die stilistisch in das Œuvre von Ihle passen würden. ⁶³

Merkwürdigerweise lässt sich keine Wohnung Ihles in Ludwigsburg nachweisen. Die beiden vorhandenen Adressbücher, u. a. von 1767, führen keinen Ihle. ⁶⁴ Er wohnte wohl außerhalb, vielleicht in Großsachsenheim oder Aldingen.



Emporenbrüstungsbild »Moses aus dem Wasser gezogen« von Philipp Jakob Ihle in der Großsachsenheimer Kirche.

In Mömpelgard

Nachdem Ludwigsburg seinen ständigen Residenzcharakter 1775 verloren hatte, waren »die großen Tage Ludwigsburgs als Musik- und Theaterzentrum von europäischem Ruf unwiederbringlich vergangen«. ⁶⁵ Für den Theatermaler Ihle gab es offensichtlich schon zuvor hier nichts mehr zu tun. Spätestens um 1772 ⁶⁶ – oder möglicherweise bereits 1769 mit dem Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg – ging Ihle nach Mömpelgard, noch im April 1790 ist er als Hofmaler des Prinzen dort nachweisbar. ⁶⁷ Er muss also über persönliche Beziehungen zum Prinzen verfügt haben, denn die Auswahl an guten Malern ist gerade nach dem Niedergang Ludwigsburgs groß gewesen. Und Ihle wechselte keineswegs in ein Provinznest: »1769, unter Friedrich Eugen, blühte das Hofleben wieder auf. Eine große Sommerresidenz wurde unverzüglich in Etupes erbaut.« ⁶⁸ Der Prinz verstand es, »die Anhänglichkeit der Mömpelgarder an das Fürstentum zu stärken«, Mömpelgard strahlte unter seiner Herrschaft im »Abendglanz des hochkultivierten späten Rokoko«. ⁶⁹

Der 1732 geborene Friedrich Eugen, seit 1753 mit Dorothea von Brandenburg-Schwedt, einer Nichte Friedrichs des Großen, verheiratet und in preußischen Militärdiensten stehend, kam 1769 mit seiner Familie nach Mömpelgard, um seine angeschlagene Gesundheit im milden Klima Mömpelgards zu kurieren, ließ sich hier zunächst als Privatmann nieder und bat um seinen Abschied aus preußischen Diensten. Zu diesem Standort mag ihn auch die Nähe zu den drei Söhnen in Lausanne – wo sie ihrer Ausbildung nachgingen – bewogen haben. 1769/70 nutzte die Familie Herzog Friedrich Eugens das Schloss Exincourt als Wohnsitz, später als Gästehaus. Herzogin Dorothea – nicht der damals minderbemittelte Friedrich Eugen – baute 1770 in der Nähe das Schloss Etupes mit ausgedehnten Gartenanlagen, Orangerie, Schweizerhaus, Triumphbogen, einem Tempel der Flora etc., vielleicht nach Entwürfen von Philippe de La Guèpière. ⁷⁰ »Etupes ist für Mömpelgard, was Herzog Carl Eugens Schöpfung Hohenheim für Württemberg ist. Aber unter den europäischen Dynastien jener Tage ist Etupes fast noch berühmter. Hier suchen sich die mächtigsten Herrscher des Kontinents, der spätere Zar Paul von Russland und der spätere Kaiser Franz von Österreich, unter den Töchtern Friedrich Eugens ihre Gemahlinnen.« ⁷¹

Allerdings sei festgehalten, dass sich die materielle Lage Friedrich Eugens seit der Mitte der 1770er Jahre dramatisch verschlechterte, 1785 musste er sogar die Schwiegermutter seiner ältesten Tochter, die Zarin Katharina, um Unterstützung bitten. Erst am 16. März 1786 wurde ihm förmlich die Statthalterschaft von Mömpelgard übertragen, so dass sich sein Einkommen nun verdoppelte. ⁷² Wenn also Ihle schon 1769 mit nach Mömpelgard gegangen ist, so sicherlich nicht als Hofmaler Friedrich Eugens, sondern eher mit Aufträgen der Herzogin für Etupes in der Tasche, wo ab 1770 die Arbeiten der Innendekoration begonnen wurden. Möglich ist, dass er auch in Exincourt Verwendung fand.

Das Mömpelgarder Schloss hat konkrete Arbeiten Ihles aufzuweisen. In den Jahren 1775/76 führte er Malerarbeiten an »25 großen Tafeln an der Lamberie des großen Vorzimmers Seiner Königlichen Hoheit im Schloss dieser Stadt« aus. ⁷³ Für diese Arbeiten erhielt er 12 Pfund, die Rechnung stellte G. L. Morel aus – dieser könnte identisch sein mit dem Miniaturmaler Gabriel Morel, der in St. Petersburg an der Ausmalung der Schlösser Montplaisir, Peterhof und des Palais Menschikov mitwirkte. ⁷⁴ Weitere Werke Ihles und Angaben zu seinem Leben in Mömpelgard sind bisher nicht bekannt geworden, bedingt insbesondere durch die schwierige Quellenlage. ⁷⁵

Auffallend ist, dass zahlreiche Stuttgarter, aber auch Straßburger Künstler damals hier Aufträge erhielten. Genannt seien der Hofkupferstecher A. L. d'Argent, der u. a. 1794 Verwendung fand, der Straßburger Zeichner J. Gottfried Gerhardt, der 1795 das »Leichenmonument des Herzogs Ludwig Eugen« zeichnete, der Stuttgarter Kupferstecher Ludwig Necker, der die Bildnisse Friedrich Eugens und Carl Eugens lieferte, oder auch der Leipziger Kupferstecher Johann Christoph Sysang, der das Bildnis Carl Eugens stach. All diese Werke befinden sich heute in Mömpelgard. Andererseits sind dort auch mehrere anonyme Arbeiten dieser Zeit vorhanden, deren Zuschreibung an Ihle nicht ausgeschlossen werden kann.⁷⁶

1788 fand in Mömpelgard die feierliche Vermählung der Tochter Elisabeth des Herzogs mit dem späteren Kaiser Franz II. von Österreich statt. Aufträge für einen Maler gab es also in Mömpelgard genug, ob in Etupes oder auch die üblichen Dekorationsmalereien anlässlich der sicherlich prunkvollen Hochzeit Elisabeths mit dem habsburgischen Thronfolger. Trotzdem fällt auf, dass Ihle offenbar nicht der erste Hof-Portraitist Friedrich Eugens gewesen ist: Der Nürnberger Johann Lorenz Kreul malte die beiden Bildnisse der Herzogin und des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, die heute das Landesmuseum Württemberg in Stuttgart aufbewahrt.⁷⁷

Die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung vom 4. August 1789 »bereiteten der Zeit der ungestörten Einkünfte aus der Statthalterschaft ein abruptes Ende«.⁷⁸ Unmittelbar nach der französischen Kriegserklärung im April 1792 verließ Friedrich Eugen das Land, ging zunächst nach Basel, Spa und Wilhelmsbad, bis ihn im Juni 1792 Friedrich Wilhelm II. von Preußen zum Generalgouverneur im Fürstentum Ansbach-Bayreuth ernannte. Friedrich Eugen residierte im Schloss in Bayreuth, später in Ansbach. »Manche Mömpelgarder folgten dem vertriebenen Fürsten auf deutschen Boden und behielten, auch als er 1795 den Herzogsthron bestieg, eine beide Teile gleich ehrende Vertrauensstellung.«⁷⁹ Womöglich auch Ihle? Dann hätte er den Erstlingsarbeiten seines Vaters begegnen können. Sowohl in Bayreuth als auch in Ansbach wäre für den Hofmaler Ihle genügend zu tun gewesen.⁸⁰ Interessanterweise gab es in Ansbach auch eine Porzellanmanufaktur, die 1758 von Markgraf Karl Alexander gegründet worden war.

Hätte Ihle Friedrich Eugen womöglich weiter begleitet, so hätte er auch in Württemberg erneut Werke hinterlassen können: 1793 werden Friedrich Eugen nach dem Tode Carl Eugens in Württemberg das Gut und Schloss Hohenheim zugesprochen, hier verbringt er 1794 einen Teil des Sommers. Seine Gemahlin, die Herzogin Dorothea, legte 1796 den Park des Fasanenhofs bei Stuttgart neu an und schuf in Nachahmung der Englischen Anlage in Hohenheim östlich vom Hof einen See mit zwei Inseln, umgeben von einem kleinen Park. Auf einer der Inseln errichtete sie einen Tempel der Flora, einen türkischen Kuppelbau mit Minaretts – das Ganze »Floride« genannt. Die Annahme, Ihle hätte das Herzogspaar weiter begleitet und wäre an der künstlerischen Ausstattung dieser Bauaufgaben beteiligt gewesen, ist sicherlich sehr reizvoll. Allein, es gibt keine Belege hierfür. In den Wirren des Französischen Revolutionskrieges verlieren sich Ihles Spuren, die Quellen schweigen sich bisher über seine weitere Laufbahn aus. Im Jahre 1792 wäre er 56 Jahre alt gewesen, noch zu jung, um sich dem, wohlverdienten, Ruhestand hinzugeben.

Nur soviel ist noch bekannt: Philipp Jakob Ihle hat offenbar kein Glück im Eheleben gefunden.⁸¹ Er war dreimal verheiratet. Über seine erste Ehe mit der Tochter des Großsachsenheimer Vogts Weiß ist bereits oben die Rede gewesen. Seine zweite Ehe mit der Pfarrerstochter Dorothea Sabina, mit der er drei Kinder⁸² hatte, wurde im

März 1787 in Stuttgart geschieden. Bereits im Januar 1786 hatte »Dorothea Ihlin, Mahlers Deserta, dermalen in Ludwigsburg sich aufhaltend«, angegeben, dass sie »schon beinahe zwölf Jahre«, also seit ca. 1774, von ihrem Mann getrennt sei und »von dessen Leben oder Tod nichts zuverlässiges anzugeben wisse«. ⁸³ Ihle hat dann in Mömpelgard noch ein drittes Mal geheiratet, Einzelheiten hierzu sind jedoch nicht bekannt.

Anmerkungen

- 1 Reinhard Lieske: Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg, Stuttgart 1973.
- 2 Laut Ulrich Thieme (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 12, Leipzig 1916, S. 545, vielleicht identisch mit Caspar Fuchs, der in den Kirchen in Saugau und Obermarchtal wirkte und 1741 in Saugau starb.
- 3 Karl Pfaff: Geschichte der Reichsstadt Esslingen, Bd. 2, 1840, S. 733.
- 4 Bertold Pfeiffer: Die bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen, in: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, hrsg. vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein, Bd. 1, Esslingen 1907, S. 615–758, hier S. 680.
- 5 Erwin Haffner: Eine Esslinger Malerfamilie des 18. Jahrhunderts, in: Sonntagsbeilage zum Schwäbischen Merkur, 1925, Nr. 413.
- 6 Werner Fleischhauer: Das Bildnis in Württemberg 1760–1860, Stuttgart 1939, S. 62.
- 7 Otto Borst: Esslingen am Neckar. Ein Brevier seiner Geschichte und Kunst, Esslingen 1962, S. 41.
- 8 Thieme (wie Anm. 2) Bd. 18, S. 553 f.
- 9 Adolf Schahl: Kunstbrevier Neckarschwaben, Stuttgart 1966, S. 30.
- 10 Otto Borst: Geschichte der Stadt Esslingen am Neckar, Esslingen 1977, S. 235 f.
- 11 Ebd. S. 264.
- 12 Quelle: OSN Online Social Networking GmbH im Internet.
- 13 Genauere Angaben im Esslinger Kirchenbuch fehlen.
- 14 Die Eheschließung der Eltern fand am 17.11.1663 in Göppingen statt; Esslinger Kirchenbuch, Bd. 12, S. 561.
- 15 Zu Johann Nikolaus Freund siehe Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 23 (1896) S. 21 ff.
- 16 Angela Müller: Zur Restaurierung des sogenannten Bachbildes von Johann Jakob Ihle, in: Bach-Händel-Schütz-Ehrung 1985 der DDR. Bericht über die Wissenschaftliche Konferenz zum V. Internationalen Bachfest der DDR, Leipzig 1985, S. 385 ff.
- 17 Joseph Müller: Bach Portraits, in: The Musical Quarterly 21 (1935) S. 155–165.
- 18 Bildnisse der Familie des Handlungsbedienten J. F. Härlin, 1765 datiert, 2008 bei artprice verzeichnet.
- 19 Ein Gedicht an die Rose ist unter www.mentel-zetel.de zu finden.
- 20 Christoph Gottlieb von Murr: Beschreibung der Vornehmsten Merkwürdigkeiten in der H. R. Reichs freyen Stadt Nürnberg, Nürnberg 1778, S. 551.
- 21 Andreas Andresen: Der deutsche Peintre-Graveur, Bd. 5, Leipzig 1878, S. 327 f.
- 22 Georg Schrötter: Die Nürnberger Malerakademie und Zeichenschule im Zusammenhang mit dem Kunstleben der Reichsstadt von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1821, Würzburg 1908, S. 49.
- 23 Theodor Hampe, Eberhard Lutze: Nürnberg, Leipzig 1934, S. 237.
- 24 Karl Sitzmann: Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken, Kulmbach 1957, S. 271.
- 25 Wilhelm Schwemmer in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 10, Berlin 1974, S. 125 f.
- 26 Deutsche biographische Enzyklopädie, Bd. 5, München 1997, S. 246.

- 27 Zu dem Umfeld des Hauses Ihle siehe Julius Fekete: Denkmalpflege im 19. und frühen 20. Jahrhundert am Beispiel der Esslinger Franziskanerkirche, in: Esslinger Studien 32 (1993) S. 111–163.
- 28 Stadtarchiv Esslingen (StadtAES), RP 1724–25, S. 422 f.
- 29 Johann Ulrich Pregizer: Genealogie oder Stamm-Baum der Hoch-Löblichen Schlossbergischen und deren davon abstammenden Familien, Esslingen 1723.
- 30 Esslinger Kirchenbuch, Bd. 19, S. 696.
- 31 Sabine Rathgeb: Studio & Vigilantia. Die Kunstakademie an der Hohen Karlsschule in Stuttgart und ihre Vorgängerin Academie de Arts, Stuttgart 2009, S. 17.
- 32 StadtAES, RP 6.6.1754.
- 33 Reinhard Metzger: Die Orgeln der Stadtkirche Sankt Dionys in Esslingen, in: Esslinger Studien 32 (1993) S. 65–110, hier S. 80, Nr. 2.2.3. Die Figuren, Engelsköpfe und Wappen stammen laut Metzger möglicherweise von der zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufgestellten Orgel Allgayers.
- 34 StadtAES, Inventuren und Teilungen, Nr. 106.
- 35 Bertold Pfeiffer: Die Ludwigsburger Porzellanfabrik, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte N.F. 1 (1892) S. 241–293, S. 253.
- 36 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 248 Bü 2433; Hans Dieter Flach: Ludwigsburger Porzellan. Fayence, Steingut, Kacheln, Fliesen. Ein Handbuch, Stuttgart 1997, S. 746. – Flach überliefert auch die Signatur Ihles: ein I in Form eines stilisierten Halbmondes, mit Punkt dahinter. Die folgenden Quellen bieten ein I als Signatur an: eine angeblich um 1777 entstandene (die Datierung ist, bedingt durch Ihles Übersiedlung nach Mömpelgard, mindestens 5 Jahre früher anzusetzen) Teekanne aus Ludwigsburg, bemalt von Ihle mit Schäferszenen und Goldstaffierung, erwarb das Landesmuseum in Stuttgart im Jahre 1964; Abb. in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 2 (1965) S. 334 f. Weitere Abbildungen seiner Werke bei Wilhelm Siemen (Hrsg.): Die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur einst und jetzt. Katalog der Ausstellung im Museum der deutschen Porzellanindustrie Hohenberg an der Eger 1990, S. 187 f., 252 f., und bei Peter Lahnstein/Mechthild Landenberger: Das Ludwigsburger Porzellan und seine Zeit, Stuttgart 1980, S. 133.
- 37 Als »Porcell. und Theatralmahler« wird er anlässlich der am 31.7.1766 erfolgten Taufe seines Sohnes Jakob Friedrich in Ludwigsburg bezeichnet; Stadtarchiv Ludwigsburg (StadtALB), Kirchenregister 1766, S. 495.
- 38 Flach (wie Anm. 36) S. 38.
- 39 Zu Renningen und den Emporenbrüstungsbildern allgemein siehe Julius Fekete: Kunst- und Kulturdenkmale im Landkreis Böblingen, Stuttgart 2006.
- 40 Hans Dieter Flach: Malerei auf Ludwigsburger Porzellan 1759 bis um 1850, Regensburg 2005, S. 84, 137.
- 41 Hans Vollmer (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 25, Leipzig 1931, S. 479.
- 42 Versteigert durch eBay bzw. durch das Auktionshaus Bergmann. Ihle wird im Verkaufsprospekt als »einer der bedeutendsten Porzellanstaffierer in Ludwigsburg« bezeichnet, seine »feine farbige Bemalung« wird hervorgehoben.
- 43 Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen (wie Anm. 36) S. 334 f.; Siemen (wie Anm. 36) S. 161, 187.
- 44 Harald Zielske: Innocente Colomba und das spätbarocke Bühnenbild. Zur Krise des württembergischen Hoftheaters im 18. Jahrhundert, in: Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 23 (1969) S. 23–45, hier S. 23.
- 45 Norbert Stein: Musik und Theater im Ludwigsburg des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 38 (1985) S. 61–87, hier S. 66.
- 46 Vollmer (wie Anm. 41), Bd. 17, Leipzig 1924, S. 419; HStAS A 21 Bü 624, A 202 Bü 1922.
- 47 Vollmer (wie Anm. 41), Bd. 25, Leipzig 1931, S. 145. Er war übrigens der Vater des bekannten Stuttgarter Bildnismalers Gottlob Wilhelm Morff (1771–1857), der 1796/97 in Heilbronn arbeitete.
- 48 Saskia Esser: Die Restaurierung der historischen Theaterdekorationen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 27 (1998) S. 169–171.
- 49 Adolf Schahl: Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises, Bd. 2, München 1983, S. 55, 962 f.

- 50 Freundliche Mitteilung der Schorndorfer Stadtarchivarin Edith Holzer-Böhm.
- 51 Erhard Fischer: Lebensbilder aus Schorndorf, Schorndorf 1988, S. 43.
- 52 Vgl. hierzu Annegret Kotzrek: Schloss Ludwigsburg zur Regierungszeit Herzog Carl Eugens von Württemberg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 159–187.
- 53 Pfarramt Großsachsenheim, Kirchenbücher.
- 54 Pfarramt Großsachsenheim, Kirchenbücher; StadtALB, Kirchenregister 1752–1777, S. 339.
- 55 Markus Otto: Nachreformatorische Gemälde in den Kirchen des Kreises Ludwigsburg. Gemälde an Emporenbrüstungen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 17 (1965) S. 70–92, hier S. 78 f.
- 56 Pfarramt Großsachsenheim, Kirchenkonventsprotokoll, fol. 64.
- 57 Hierzu Lieske (wie Anm. 1) und Martin Scharfe: Evangelische Andachtsbilder, Stuttgart 1968.
- 58 Kurt Bachteler: Geschichte der Stadt Großsachsenheim, Großsachsenheim 1962, S. 138.
- 59 In welchem Jahr genau die Hochzeit erfolgte, lässt sich nicht mehr ermitteln. Im Familienregisterauszug Bl. 1485 steht »176« als Eheschließungsdatum.
- 60 Schahl (wie Anm. 9) S. 241.
- 61 Arnd Breuning: Auf der Suche nach Weihnachten. Das Emporenbild »Geburt Christi und Anbetung der Hirten« in der evangelischen Margaretenkirche zu Aldingen, in: Hie gut Württemberg 30 (1979) S. 34.
- 62 Jochen Tolk: Die Margaretenkirche in Aldingen. Baugeschichte und Ausstattung, Remseck 1996 (= Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar, Bd. 15), S. 40 ff.
- 63 Vgl. Scharfe (wie Anm. 57) Abb. 35.
- 64 Adressbücher im StadtALB. – Der fehlende Eintrag im Adressbuch von 1788 belegt wiederum lediglich, dass Ihle zu diesem Zeitpunkt längst in Mömpelgard weilte.
- 65 Stein (wie Anm. 45) S. 71.
- 66 Laut einem Schreiben seines Schwiegervaters Hermann aus dem Jahre 1775 war Ihle damals seit drei Jahren, d. h. seit 1772 in Mömpelgard; StadtAES, RP 7.9.1775. – Otto Wanner-Brandt (Album der Erzeugnisse der ehemaligen württembergischen Manufaktur Alt-Ludwigsburg, Stuttgart 1906, S. 6) gibt Ihles Anwesenheit als Porzellan- und Theatermaler in Ludwigsburg zuletzt im Jahr 1771 an. Laut StadtALB, Kirchenregister 1777–1801, ist Ihle 1781 anlässlich der Konfirmation seiner Tochter Wilhelmina Friderika Dorothea als Kunstmaler in Ludwigsburg anwesend; dies mag Flach (wie Anm. 40, S. 223) zu der irrümlichen Annahme seiner dauernden Anwesenheit in Ludwigsburg bis 1781 verführt haben.
- 67 Im April 1790 stritt Georg Tobias Ihle mit seinem Bruder Philipp Jakob, dem Hofmaler in Mömpelgard; StadtAES, RP 15.4.1790.
- 68 Images du Patrimoine. Montbeliard. Ministere de la culture et de la communication. Inventaire general des monuments et des richesses artistiques de la France. Region de Franche-Comte, 1988, S. 18.
- 69 Walter Grube: Mömpelgard und Altwürttemberg, in: Alemannisches Jahrbuch 1959, S. 235–254, hier S. 250.
- 70 La Guèpière hielt sich 1771/72 in Mömpelgard auf und fertigte Entwürfe für das dortige Rathaus. Nach seinem Tod modifizierte seine Pläne Georges Louis Morel, Oberbauaufseher der Grafschaft.
- 71 Wie Anm. 69.
- 72 Hierzu Gabriele Haug-Moritz: Dynastie und Nebenland. Zur mömpelgardischen Statthalter-schaft Herzog Friedrich Eugens von Württemberg, in: Württemberg und Mömpelgard. 600 Jahre Begegnung, Leinfelden-Echterdingen 1999, S. 333–344; Sönke Lorenz, Dieter Mertens, Volker Press (Hrsg.): Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart 1997, S. 284 ff.
- 73 Departmental-Archiv des Doubs in Besancon, EPM, Rechnungen der Herrschaft, E1134, und ECM, E697, Rechnungsbeilage Nr. 264.
- 74 Vollmer (wie Anm. 41), Bd. 27, Leipzig 1933, S. 42, im Artikel über Philippe Pillement, den Lehrer Morels.
- 75 Über die schwierige Quellenlage zu Mömpelgard vgl. Walter Grube: Das Mömpelgarder Departement und die Mömpelgarder Registratur in Stuttgart, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 5 (1941) S. 255–283. – Im Stadtarchiv Montbeliard gibt es kein Quellen-

- material zu Ihle; dies verwundert auch nicht, da er für die Herrschaft arbeitete. Auch im Archiv des Hauses Württemberg in Althausen ist kein Quellenmaterial zu Ihle vorhanden (freundliche Mitteilung von Dr. Eberhard Fritz), ebenso wenig in Etupes.
- 76 Abgebildet und katalogisiert in: Les ducs de Wurtemberg a Montbeliard de 1769 a 1793, Montbeliard 1993.
- 77 Inv. Nr. 1973-144. Abgebildet in: Württemberg und Mömpelgard. Katalog der Ausstellung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, 2000, S. 64.
- 78 Haug-Moritz (wie Anm. 72) S. 342.
- 79 Otto Schanzenbach: Mömpelgards schöne Tage, Stuttgart 1887, S. 34.
- 80 Allerdings: Weder im Stadtarchiv Bayreuth noch im Staatsarchiv Bamberg finden sich Hinweise auf einen möglichen Aufenthalt Ihles in Bayreuth oder Ansbach.
- 81 Angaben zu Ehefrauen und Kindern in: StadtALB, Kirchenregister 1763 (S. 339), 1766 (S. 495), 1767 (S. 543); Familienregisterauszug, Bl. 1485; StadtAES, Inventuren und Teilungen, Nr. 106, März 1786; Flach (wie Anm. 36) S. 855.
- 82 Jakob Friedrich (1766–1820), Wilhelmina Friderika Dorothea (1767–1823) und Wilhelm Philipp (1771–1771).
- Jakob Friedrich Ihle wollte den Beruf des Barbiers bzw. des Chirurgen erlernen, ging jedoch nach Nürnberg – womöglich zu seinem berühmten Onkel, dem Akademiedirektor, die inzwischen zahlreich gewordene Esslinger Sippschaft dort stärkend – und wurde Dosenmaler und Dosenfabrikant in Schweinau bei Nürnberg. Jakob Friedrich war dreimal verheiratet: in erster Ehe am 30.1.1792 mit Gertraud Zinck (1757–1798), in zweiter Ehe am 29.1.1799 mit Anna Zinck (*1762), mit der er eine Tochter hatte, in dritter Ehe schließlich am 6.10.1806 mit Anna Maria Scheurl (1788–1860), mit der er fünf Söhne und drei Töchter hatte. Der Sohn Georg Friedrich Ihle (1812–1844) wurde nach der Lehre (1826–1830) bei Caspar Gottlieb Winter Goldschmied und 1839 als Meister in Nürnberg aufgenommen.
- 83 StadtAES, RP 5.1.1786.

Tiergarten Monrepos – Domäne Seegut

Jagd und Viehzucht unter den Königen Friedrich und Wilhelm I. von Württemberg

von Eberhard Fritz

Im frühen 19. Jahrhundert erlebte Ludwigsburg nach dem Regierungsantritt des Herzogs Friedrich II. von Württemberg eine neue Blüte. Der Herrscher erkor die Stadt mit ihrem weitläufigen Barockschloss zu seiner Sommerresidenz.¹ Er ließ Teile des Schlosses im Empirestil umgestalten und nutzte auch das Lustschloss Favorite und das kleine Seeschloss. Während im Favoriteschloss ebenfalls einige Räume modernisiert wurden, musste das unfertig dastehende Schlösschen am Eglosheimer See zuerst ausgebaut und für Wohnzwecke hergerichtet werden.² Durch den Bau eines Theater- und Festingebäudes konnte man am Seeschloss Theater- und Opernaufführungen sowie Bankette abhalten.³ Auch den Park gestaltete man im englischen Stil um, indem man das quadratische barocke Bassin abbaute und an seiner Stelle einen unregelmäßigen See mit zwei künstlichen Inseln anlegte.⁴ Das Seeschlösschen erschien für eine repräsentative Hofhaltung besonders attraktiv, denn es war sowohl für größere Veranstaltungen im Grünen als auch als Rückzugsort für eine kleinere Hofgesellschaft geeignet. Gleichzeitig boten sich in unmittelbarer Nachbarschaft, im riesigen Roten Tiergarten, ideale Jagdmöglichkeiten. Im Jahr 1804 gab der nunmehr zum Kurfürsten aufgestiegene Friedrich von Württemberg dem Schösschen den Namen »Monrepos«. Immer wieder zeigte er die Anlage stolz seinen Gästen, oder er zog sich mit seinem Gefolge einige Tage lang zur Erholung dorthin zurück.

Da bereits einige Arbeiten zur Geschichte des Schlosses Monrepos vorliegen⁵, soll das Seeschloss selbst im Rahmen dieses Aufsatzes unberücksichtigt bleiben. Im Mittelpunkt steht die Nutzung des Geländes um Monrepos als Tiergarten und als Domäne.

Tiergärten am Eglosheimer See

Neben dem Eglosheimer See bildeten zwei Tiergärten die Anziehungspunkte für die Regentenfamilie. Da der See seit Jahrhunderten ein bevorzugtes Jagdgebiet der württembergischen Herzöge gewesen war, hatte man bereits im 16. Jahrhundert ein Jagdhaus am See errichtet. Unter Herzog Carl Eugen war ein barockes Seeschlösschen mit einem quadratischen See erbaut, aber nie fertig gestellt worden, da der Bauherr das Interesse verloren hatte. Erst Herzog Friedrich II. richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das Gelände am See, wo er seit seinem Regierungsantritt regelmäßig jagte.⁶ Er ließ das Schloss im klassizistischen Stil umgestalten und fertig stellen sowie den Seegarten anlegen. Zweifelsohne diente dem Kurfürsten das Schloss Monrepos im finnischen Wyborg, wo er als russischer Generalgouverneur residiert hatte, als Vorbild.⁷

Nördlich des Schlosses Monrepos ließ Kurfürst Friedrich große Grundstücksflächen von verschiedenen Besitzern ankaufen. Dort wollte er einen größeren Tiergarten anlegen, in dem er jagen konnte. Im November 1804 erwarb der Kurfürst von der Gemeinde Heutingsheim deren Kommunwald und ließ den Park durch Zäune und Marksteine als eigenen Besitzkomplex ausweisen.⁸ Fünf Jahre später kaufte der König 75 Morgen (etwa 23 Hektar) Waldflächen vom Bietigheimer Gemeindewald zur Erweiterung des Tiergartens.⁹ Dazu kamen kleinere Parzellen von verschiedenen Grundbesitzern, sowohl Gemeinden als auch Privatpersonen, auf den Gemarkungen Geisingen, Tamm, Heutingsheim und Großsingersheim.¹⁰ Der gesamte Park wurde eingezäunt, um die Tiere darin zu halten.¹¹ Ein Teil des Tiergartens war als Schwarzwildpark eingerichtet.¹²

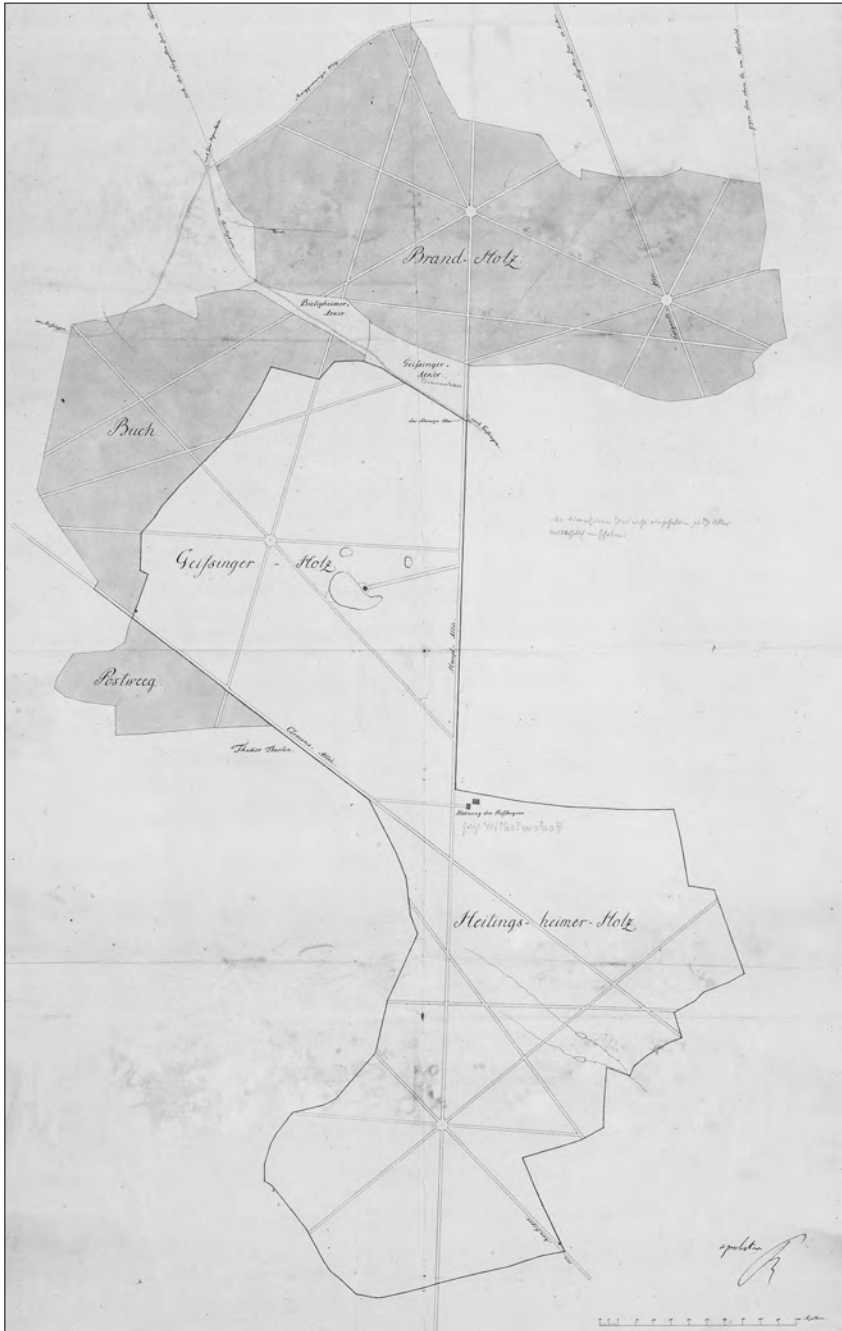
Bei den Grundstückserwerbungen in Geisingen kam es zu Schwierigkeiten, als sich herausstellte, dass der Substitut Pfizenmaier mit Wissen des Schultheißen Raißer das Protokoll über die Einschätzung der Güter eigenmächtig abgeändert hatte. Dadurch wollte er von der Hofdomänenkammer als Erwerberin überhöhte Preise erzielen.¹³ Wegen Betrugs wurde Pfizenmaier aus dem Dienst entlassen und zu einer zweimonatigen Festungsstrafe auf dem Hohenasperg verurteilt. Auch der Schultheiß verlor sein Amt.¹⁴ Nach der Klärung dieser Angelegenheit wurden weitere Grundstücke auf der Gemarkung Geisingen angekauft.¹⁵

Im Jahr 1817 ließ König Friedrich eine Baumschule anlegen und dort Akazien-Samen aussäen, weil er diese Bäume für die Parks seiner Schlösser züchten wollte. Fünf Jahre später bepflanzte man eine Fläche von 10 Morgen mit Maulbeerbäumen; daneben züchtete man auch Obstbäume. Allerdings erwiesen sich die Böden rasch als wenig geeignet für diese Nutzungen.¹⁶

Durch einen Waldtausch mit dem Freiherren v. Gemmingen wies der Tierpark eine geschlossene Waldfläche auf.¹⁷ Nach dem Abschluss der Arrondierung hatte der Park eine erhebliche Größe erreicht. Er diente nicht nur der Jagd, sondern auch der Erholung und der Repräsentation, wie die darin befindlichen Gebäude und Anlagen erkennen lassen.

Nordwestlich des Schlosses Monrepos lag der Weiße Tiergarten, auch Unterer Park genannt. Er war zwar von Alleen durchzogen, aber es standen dort keine Gebäude und somit keine Unterkünfte für die Jagd. Auf einer schnurgeraden Allee passierte man das »Jägerhaus« am oberen Ende des Weißen Tiergartens und gelangte unmittelbar darauf in den nördlich anschließenden Roten Tiergarten. Im Jägerhaus konnte man alle für die Jagd notwendigen Utensilien aufbewahren. Fuhr man auf der Allee weiter, so kam man am links davon liegenden »Boudoir« vorbei. Dabei handelte es sich um ein kleineres, rundes Gebäude mit quadratischen Endungen in vier Richtungen. Es lag romantisch an einem kleinen See und wurde ganz sicher für die so genannten »Gouters«, die damals sehr beliebten Mahlzeiten in der freien Natur, bei denen ein kaltes Buffet angerichtet war, genutzt.

Nicht weit davon entfernt, an der Kreuzung der Allee mit dem ehemaligen Weg von Bietigheim nach Heutingsheim, befand sich dann das Herzstück des Roten Tiergartens, das »Dianen-Haus«. Hier hatte sich Herzog Friedrich II. von Württemberg ein kleines Schlösschen, umgeben von einem Park, errichten lassen und es nach der Jagdgöttin Diana benannt. Daneben standen vier Futterhäuser im Park, denn als passionierter Jäger hegte der Herzog ein großes Interesse an einem reichen Wildbestand von hochwertigen Jagdtieren. Deshalb erschien es unerlässlich, die Tiere zu füttern. Im Favoritewald befand sich eine Menagerie, wo verschiedene Hühnerrassen sowie



*Karte des Tiergartens bei Monrepos mit den Waldteilen
Brandholz, Buch, Postweg, Geisinger Holz und Heutingsheimer Holz, um 1800.*

Pfauen gehalten wurden.¹⁸ Daneben gab es einen weitläufigen Tierpark mit bengalischem Wild und Gemsen.¹⁹ Nach dem Tod des Königs Friedrich wurde die Menagerie aufgehoben, das bengalische Wild jedoch belassen.

Wie aus den Hofdiarien bekannt ist, kam König Friedrich immer wieder mit einem kleinen Gefolge nach Monrepos, um dort zu jagen.²⁰ Hier fand er einen Rückzugsort, wo es familiärer zugeht als in den großen, weitläufigen Schlössern. Gerade das Ensemble von Schloss, Park und Tiergarten war ideal zur Erholung und Zerstreuung geeignet, konnte aber andererseits bei hochrangigen Besuchern auch als Ort höfischer Repräsentation dienen.

Zum Schloss Monrepos gehörte eine Meierei mit einer Landwirtschaft. In der Regierungszeit König Friedrichs war diese Meierei vor allem für die Schafzucht bedeutend, denn hier befand sich die »Immediat-Schäferei«, eine in Selbstverwaltung von der Hofdomänenkammer betriebene Schäferei.²¹ Dazu gehörten Schafweiden in Großsachsenheim und in Lorch, die im Verbund bewirtschaftet wurden. Den Winter über hielt man die Mutterschafe und die Lämmer, zwischen 1000 und 1500 Tiere, in den Stallungen auf Monrepos; hier befanden sich auch Anlagen zum Waschen und Scheren der Schafe.²² Im Frühjahr wurden sie auf die Schwäbische Alb getrieben, wo die Hofdomänenkammer große Weideflächen von den Gemeinden Bichishausen, Magolsheim, Ennabeuren und Feldstetten angepachtet hatte.



Das »Boudoir« im Tiergarten Monrepos.

König Friedrich förderte aufgrund ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für das Königreich Württemberg die Schafzucht, indem er Hunderte wertvoller spanischer Schafe ankaufen ließ.²³ Die Wolle wurde an die Königliche Tuchfabrik in Ludwigsburg verkauft.²⁴ Damit setzte sich der Monarch auch indirekt für die Industrialisierung des Landes ein. Ein Oberschäfer und 15 Schafknechte waren für die Betreuung der riesigen Schafherde erforderlich.²⁵ Immer wieder brach in den Beständen die Maul- und Klauenseuche aus. Insgesamt aber besaß der König zweifellos eine der besten Schafherden des Landes.

Die Domäne Monrepos

Als König Friedrich im Oktober 1816 starb, trat sein Sohn König Wilhelm I. die Regierung an. In Monrepos zerfiel der Gutskomplex in drei Teile: das Schlossareal, das Meiereigut und der Tierpark. Das Schloss gehörte zur Zivilliste²⁶ und war testamentarisch der Königinwitwe Charlotte Mathilde als Teil ihrer vertraglich garantierten

Versorgung eingeräumt worden. Es sollte der Witwe als Sommerresidenz dienen, wobei König Friedrich zur Bedingung gemacht hatte, dass gegenüber dem Zustand der Schlossanlage zum Zeitpunkt seines Todes nichts verändert werden dürfe.²⁷ Daran hielt sich die verwitwete Königin aber offenbar nicht ganz: Sie wohnte zwar den Sommer über im Schlösschen, ließ aber den gegenüber liegenden Festinbau abbrechen.²⁸

Das zum Schloss gehörige Meiereigut wurde im Jahr 1817 zur Verpachtung ausgeschrieben und an den meistbietenden Interessenten namens Bayha verpachtet. Zwar wies dieses Gut höchst unterschiedliche Bodenqualitäten auf – je ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzflächen wurde als gut, mittelmäßig und »gering« eingeschätzt –, aber der Pächter unternahm alles, um die Ertragslage zu verbessern. So pflanzte er sehr viele Obstbäume auf die Felder. Ein Vorteil des Gutes lag darin, dass es aufgrund seiner Lage sehr gute Absatzmöglichkeiten für die Produkte bot. Allein der Milchverkauf erbrachte jährlich 2000 Gulden.²⁹

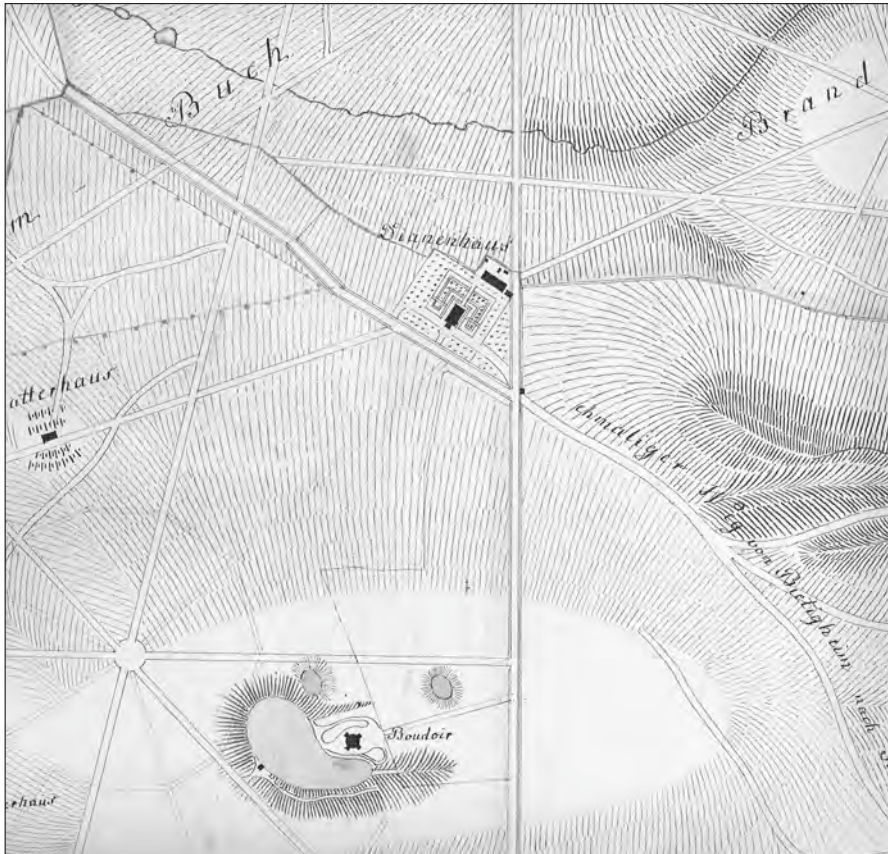
Der Tierpark ging sofort an den neuen Landesherrn König Wilhelm I. über. Dieser beabsichtigte zunächst, das Areal für die Parforcejagd zu nutzen, ließ dafür weitere Waldflächen ankaufen und die notwendigen Gebäude und Einrichtungen planen.³⁰ Innerhalb weniger Monate änderte der Monarch jedoch seine Meinung, indem er den Tierpark einer reinen landwirtschaftlichen Nutzung in Eigenregie der Hofdomänenkammer zuführte.³¹ Im Frühjahr 1817 übernahm er den Tierpark auf die Zivilliste und hob die »Immediat-Schäferei« auf. Das Personal wurde entlassen³² und die große Schafherde an inländische Schafhalter verkauft.³³ Damit beabsichtigte der König, seine hochwertigen Schafe den württembergischen Schafhaltern zur Verbesserung ihrer Herden zugute kommen zu lassen und zu verhindern, dass sie an Spekulanten veräußert wurden.³⁴ Die Gebäude der Meierei und alle Güter in Monrepos blieben im Besitz des Staates und fielen damit in die Zuständigkeit der Staatsfinanzverwaltung.³⁵

Da die zum Tierpark erworbenen Grundstücke noch nicht vollständig bezahlt waren, musste der König zur Tilgung der Kaufsummen Kredite aufnehmen, die aus Einlagen der angrenzenden Gemeinden bei der Oberhofkasse stammten.³⁶ Damit partizipierten diese Kommunen indirekt von den Erwerbungen in Monrepos. Nun hegte Wilhelm I. eine Passion für die Landwirtschaft und erwarb große Domänen, auf denen in exemplarischer Weise edles Vieh und hochwertige Pflanzen gezüchtet werden sollten.³⁷ Dazu eignete sich der landwirtschaftliche Betrieb in Monrepos hervorragend, genoss er doch wegen seiner »bekanntlich schönen Viehzucht« bereits einen sehr guten Ruf.³⁸ So wollte der König auch den Tierpark zum landwirtschaftlichen Musterbetrieb machen.³⁹ Er jagte nun in anderen Waldgebieten, in denen eine landwirtschaftliche Nutzung nicht möglich war. Deshalb hob er im Oktober 1820 den Wildpark bei Monrepos offiziell auf und ordnete die Errichtung eines Gestüts hofs an, der mit dem Gestütskomplex Weil, Scharnhausen und Kleinhohenheim organisatorisch verbunden sein sollte. In diesem Zusammenhang übertrug er die Zuständigkeit für den Park vom Hofjägermeisteramt auf die Hofdomänenkammer.⁴⁰ Die fachliche Aufsicht führte der Gestütsdirektor von Weil, die ökonomischen Angelegenheiten oblagen dem Scharnhäuser Hofkammerverwalter August Weckherlin.⁴¹ Nach den Angaben des Hofkammerverwalters boten die beiden Teile des Wildparks Platz und Futter für 120 bis 140 Fohlen. Als Gebäude für den Domänenbetreiber eignete sich das Jägerhaus.⁴² Dort wurde das Hofgebäude umgebaut und in der Scheune ein Fohlenstall für die Hengstfohlen eingerichtet. Dann zäunte man das

Gelände der neuen Domäne ein und erweiterte die Weideflächen durch umfangreiche Rodungen.⁴³ Nur wenig später, als noch mehr Fohlen auf das Gut gebracht werden sollten, ordnete der König den Bau eines weiteren Fohlenstalls in einem Nebengebäude des Dianenhauses an.⁴⁴

Auf nassen Wiesenflächen ließ man unter Aufsicht des königlichen Wasserbaudirektors Karl August v. Duttenhofer Drainagen verlegen, um sie als Weiden nutzbar zu machen.⁴⁵ Zum Park gehörte der Bietigheimer Stadtwald, den der Monarch den Besitzern überlassen wollte. Gleichzeitig aber wies er den Hofkammerverwalter an, zur Arrondierung des Domänengeländes von der Stadt Bietigheim im Waldgebiet an der Grenze zum Park so viele Parzellen wie möglich einzutauschen.⁴⁶

Das Dianenhaus wurde noch einige Zeit lang gelegentlich als repräsentativer Ort im Grünen genutzt. Da Königin Katharina sehr gerne hierher kam, wollte sie die beiden Gebäude im Park erhalten wissen, obwohl dies einen erheblichen Aufwand verursachte. Denn vor allem die aus Holz errichteten Nebengebäude wurden aufgrund der feuchten Umgebung vom Schwamm befallen und mussten immer wieder



Plan (Ausschnitt) mit dem Dianenhaus und dem Boudoir, um 1820.

repariert werden.⁴⁷ In den Hauptgebäuden wurden die Möbel vom Ungeziefer zerfressen.⁴⁸ Darüber hinaus musste man wegen der abgeschiedenen Lage Einbrüche und Diebstähle befürchten.⁴⁹ Aber auch nach dem frühen Tod Katharinas wollte der König das Gebäudeensemble im Park erhalten. Auf einer Reise nach Kochendorf beispielsweise frühstückte er hier mit seiner dritten Gemahlin Königin Pauline, bevor sie weiterreisten. Zur Vorbereitung des Frühstücks hatte man um fünf Uhr morgens einen Kammerdiener, einen Koch und einen Kammerlakaien vorausgeschickt, um sieben Uhr reisten der königliche Adjutant und ein Hoffräulein sowie ein weiterer Kammerdiener, eine Kammerfrau, ein Kammerlakai, drei Hofbediente und eine Kammerjungfer voraus.⁵⁰ Daraus wird ersichtlich, welch hohen Aufwand solche königlichen Reisen verursachten, selbst wenn sie in diesem Fall nur zwei Tage mit einer Übernachtung in Kochendorf dauerten.

Im Oktober 1822 errichtete König Wilhelm I. die Gestütsverwaltung, in der sämtliche selbstbewirtschaftete Höfe mit den Gestüten und landwirtschaftlichen Betrieben zusammengefasst wurden. An der Spitze stand ein dreiköpfiges Gremium, bestehend aus dem Direktor der Hofdomänenkammer, dem Gestütsdirektor und dem Hofkammeralverwalter.⁵¹ Im Winter desselben Jahres ließ Hofkammeralverwalter Weckherlin den gesamten Park Monrepos durch den Feldmesser des Kameralamts Ludwigsburg neu versteinen.⁵²

König Wilhelm I. wollte jede Gelegenheit zur Erweiterung der neuen Domäne nutzen. Im Dezember 1821 befahl er, dass der Favoritewald, in dem sich kein Wild mehr befand, samt dem Schloss dem Fohlenpark bei Monrepos zugeschlagen und damit ebenfalls nicht mehr vom Hofjägermeisteramt, sondern vom Hofkammeramt Scharnhausen verwaltet werden sollte.⁵³ Umgehend rodete man den Forstwald, denn der König wollte den Park als Weide für seine edlen Farren (Zuchtbullen) der verschiedenen Rassen nutzen. Im Park stand das Fasanenmeisterhaus, das von der Witwe des Fasanenmeisters Wibbekink und von dem Hofjägerburschen Rettich bewohnt wurde. Die Witwe beaufsichtigte das Schloss Favorite, Rettich war für die Jagd und für die Aufsicht über den Park mit seinen Einrichtungen zuständig. Das Schloss Favorite befand sich nach den Angaben des Hofkammeralverwalters August Weckherlin genauso wie die Wohnung des Fasanenmeisters und die daran anstoßende Scheune in einem sehr ordentlichen Zustand. Dagegen war das so genannte »Grüne Haus« – ein ganz mit Moos, Baumrinde und Stroh verkleidetes Gebäude im Park mit einem Salon, einem Kabinett und einer Küche – außen stark beschädigt. Man konnte es jedoch ohne größeren Aufwand reparieren, falls der König es noch benötigte. In einem sehr schlechten Zustand befanden sich das alte Bruthaus vor dem Haus des Fasanenmeisters, fünf weitere Fasanen- und Hühnerhäuser sowie ein hölzernes Waschhaus. Weckherlin entwickelte einen Plan zur künftigen Nutzung des Parks und beantragte eine Sperrung für die Öffentlichkeit.⁵⁴

König Wilhelm I. zeigte aber kein großes Interesse am Favoriteschloss und wollte es nur durch die dringendsten Reparaturen vor dem Zerfall bewahren.⁵⁵ Die Fasanerie⁵⁶ sollte erhalten, das »Grüne Haus« und andere entbehrliche Gebäude abgebrochen werden. Im Bruthaus errichtete man einen Stall für 30 bis 40 Zuchtstiere und einige Zugpferde.⁵⁷ Ein dritter Fohlenstall wurde im Jahr 1823 gebaut, in dem man auch kranke Pferde unterbrachte; außerdem richtete man einen Stall für junges Vieh und Schafe ein.⁵⁸ Da es in der ganzen Gegend viele Wilderer gab, wurde der Hofjägerbursche Rettich beim Hofkammeramt nun ausschließlich für den Favorite-

park angestellt.⁵⁹ Einem Schweizer, der auf der Domäne Weil im Taglohn arbeitete und dort auch Käse herstellte, übertrug man die Aufsicht über das Melkvieh in Monrepos. Daneben war ein Parkwächter als Wärter für das junge Vieh im Park Favorite zuständig.⁶⁰

Um die beiden Parks als Domäne nutzen zu können, rodete man viel Wald, ließ aber im Park Monrepos die meisten alten Eichen stehen; deshalb erzielte man auch in den folgenden Jahren Erlöse aus verkauftem Holz.⁶¹ Insgesamt umfasste der Park Monrepos 650 Morgen (etwa 200 Hektar) Fläche, der Favoritepark noch einmal 200 Morgen (etwa 63 Hektar).⁶² So war eine ansehnliche Domäne entstanden, die sich gut bewirtschaften ließ und für die Vermarktung der Produkte ideal in der Nähe der Stadt Ludwigsburg und der Residenzstadt Stuttgart lag. Wiederholt besuchte der König den Tiergarten bei Monrepos und nutzte die Gelegenheit, um seiner Stiefmutter, der verwitweten Königin Charlotte Mathilde, die Aufwartung zu machen.⁶³

Wie auf den anderen Domänen erprobte man neue Maschinen zur Verbesserung der Bewirtschaftung. König Wilhelm und Königin Katharina hatten in Hohenheim ein Landwirtschaftliches Institut gegründet, zu dem eine Fabrik für Feldmaschinen gehörte. Für die Domäne Monrepos beschaffte man eine Wurzelschneidemaschine aus Hohenheim.⁶⁴ Ein Teil der landwirtschaftlichen Flächen – etwa 15 Morgen (4,7 Hektar) – war zum Kartoffelanbau verpachtet.⁶⁵ Wie stolz der König auf seine Mustergüter war, lässt sich auch daran erkennen, dass Hofkammerverwalter Weckherlin bereits 1824 eine ausführliche »Landwirthschaftliche Beschreibung« über die Domänen Weil, Scharnhausen, Kleinhohenheim, Monrepos, Favorite und Achalm verfasste. Sie wurde ein Jahr später im »Korrespondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins« veröffentlicht.⁶⁶ Im Übrigen aber versuchte man so günstig wie möglich zu wirtschaften. Als man das eigene Gespann für Haferfuhren in Monrepos aufgab, führte das zu einer Ersparnis an Gehältern sowie an Kosten für die Livree und Reisekosten des Zugknechts, die Fütterung der Pferde und die Unterhaltung der Wagen.⁶⁷

Eine grundlegende Veränderung ergab sich durch den Tod der Königin Charlotte Mathilde am 6. Oktober 1828. Nach den testamentarischen Bestimmungen König Friedrichs fielen das Schloss und das Meiereigut an den Staat zurück. König Wilhelm I. beabsichtigte, zumindest das Meiereigut durch die Hofdomänenkammer für sein Privatvermögen ankaufen zu lassen, falls es zu einem angemessenen Preis zu bekommen war. Deshalb beauftragte er die Hofdomänenkammer als Verwaltungsbehörde des Privatvermögens der Regentenfamilie, diesbezüglich Verhandlungen mit der staatlichen Finanzverwaltung aufzunehmen. Neben dem repräsentativen Meiereigebäude und elf weiteren Wirtschaftsgebäuden umfasste das Meiereigut eine Fläche von etwa 510 Morgen (160 Hektar) Land.⁶⁸ Hofkammerverwalter Weckherlin riet dazu, auch das Schloss zu kaufen, da dort in nächster Zeit keine größeren Bauarbeiten anfallen würden; lediglich die Pfeiler an der Außenfassade mussten repariert werden. Dann könnte der König darüber entscheiden, welche Schlossgebäude er in Zukunft erhalten wollte.⁶⁹

Da es offenbar keinen weiteren Interessenten für das große Gut gab, führten die Offerten der Hofdomänenkammer rasch zu einem Ergebnis. Am 6. Mai 1829 wurde ein Kaufvertrag abgeschlossen, mit dem die Domäne um 62 000 Gulden in den Besitz der Hofdomänenkammer kam.⁷⁰ Der Kaufpreis wurde aus den Braunschweig-Lüneburgischen Dotalgeldern beglichen, die nach dem Tod der Königinwitwe



Plan der Schlossanlage Monrepos und der Meierei.

Charlotte Mathilde an König Wilhelm I. gefallen waren. Sie waren ohnehin in Schuldscheinen bei der Staatsfinanzverwaltung angelegt, so dass man den Kaufpreis nur dort abzuschreiben hatte.⁷¹

Mit der Erwerbung der Domäne übernahm Hofkammerverwalter Weckherlin die Verwaltung in alleiniger Verantwortung.⁷² Im Gegensatz zu anderen Domänen sollte das Seegut nicht mehr verpachtet, sondern durch einen angestellten Verwalter bewirtschaftet werden. Nach den Berechnungen Weckherlins warf die Selbstbewirtschaftung der Domäne einen höheren Ertrag ab als die Verpachtung. Deshalb wurde das Pachtverhältnis mit dem bisherigen Pächter Bayha gegen Zahlung einer Entschädigung aufgelöst.⁷³

Nun verloren das Schloss und die Meierei ihre Residenzfunktion. Deshalb baute man mehrere Einrichtungen im Seepark ab und verkaufte sie. So entfernte man einen »Moosschopf« auf einer der beiden Inseln im See und auch die Brücken zwischen den Inseln.⁷⁴ Die prächtige »Staatsgondel« auf dem See war nun ebenfalls entbehrlich geworden.⁷⁵ Da König Wilhelm I. das Dianenhaus nicht mehr nutzte, leerte man das Gebäude, ließ es aber zunächst noch stehen.⁷⁶ Dagegen musste man heruntergekommene Einrichtungen auf dem Gut mit hohem Kostenaufwand sanieren.⁷⁷ Zwar wurde das Schloss Monrepos vollständig erhalten, aber nun rückte die landwirtschaftliche Nutzung der Domäne vollends in den Vordergrund. Von den in Monrepos befindlichen Dienern wurden der Hausverwalter Riedt, der Portier Bosch und der Matrose Barth sowie der Parkjäger Rettich entlassen und entweder in den Ruhestand versetzt oder anderweitig angestellt. Nur den Lichterjungen Johann Konrad Schopf übernahm man im Rang eines Schloss-

dieners als Aufseher über die Schlossgebäude.⁷⁸ Aber schließlich entschloss sich König Wilhelm I., weiterhin Schiffe auf dem See beim Schloss zu unterhalten, und ließ Barth wieder anstellen.⁷⁹

Da Wilhelm I. keine sehr gute Beziehung zu seinem Vater König Friedrich gehabt hatte, ordnete er eine Namensänderung der Domäne an und benannte sie in »Seegut« um.⁸⁰ Auf die Stelle des Gutsverwalters berief er den Verwalter der Domäne Achalm, Philipp Jakob Friedrich Fritz (1803–1876), einen angesehenen Schafzuchtexperten.⁸¹ Zur Bewirtschaftung der Domäne übernahm man den Oberknecht

Gestütsaufseher und Tierarzt	580 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung, täglich 1 Maß Milch
Fohlenknecht 1. Klasse	240 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung
Fohlenknecht 2. Klasse	180 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung
Verwalter im Seegut	500 fl	mietfreie Wohnung, mietfreies Gartenhaus
Schlossdiener	203 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung
Parkjäger	380 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung
Melker	180 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung, täglich 1 Maß Milch
Oberknecht	180 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung
Viehwärter im Park Favorite	204 fl	freie Livree, mietfreie Wohnung
Oberschäfer	200 fl	mietfreie Wohnung

Tabelle 1: Jährliche Gehälter der Angestellten, 1844/45 (fl = Gulden).

Johann Georg Käser aus Hohenheim und zwei Knechte vom bisherigen Gutspächter Bayha, außerdem wurden drei Viehknechte bestellt.⁸² Neben den festen Angestellten arbeiteten in Monrepos und im Favoritepark noch Vikariere (Stallknechte)⁸³, deren Zahl schwankte, sowie zahlreiche Tagelöhner, da sehr viele saisonale Tätigkeiten anfielen. Sämtliche fest angestellten Bediensteten erhielten eine Livree, damit man sie auf den ersten Blick als »königliche Diener« erkennen konnte. Außerdem trug die einheitliche Kleidung zum gesamten Erscheinungsbild des »Mustergutes« bei.

Während der Verpachtung der Domäne waren sowohl die Wohngebäude als auch die Wirtschaftsgebäude der Meierei sehr heruntergekommen.⁸⁴ Mit umfangreichen Baumaßnahmen und Reparaturen richtete man die Domäne für einen modernen landwirtschaftlichen Betrieb ein. So ließ König Wilhelm I. gleich nach der Erwerbung ein neues Meiereigebäude erbauen und in weiten Teilen des Parks die Wege pflastern.⁸⁵ Auch an den landwirtschaftlichen Einrichtungen und Geräten mussten zahlreiche Reparaturen vorgenommen werden. Damit beauftragte der Hofkammerverwalter eigens einen Wagner. Immerhin wurden damit die landwirtschaftlichen Gebäude in einen sehr guten Stand versetzt, so dass man sich Hoffnungen machen konnte, in den folgenden Jahren nur noch die laufende Unterhaltung bestreiten zu müssen.⁸⁶

Zunehmend erwiesen sich die Gebäude im Park als entbehrlich und verfielen entsprechend. Das überflüssig gewordene Dianenhaus wurde 1831 abgebrochen. Auch im Boudoir hielt sich der König in den 1830er Jahren nur noch ganz selten auf. Zeitweise diente es als Reifekammer für den Käse.⁸⁷ Da das Gebäude auf nassem Grund stand und ohnehin nicht sehr solide gebaut war, faulten die hölzernen Schwellen,

Pfosten und Riegel so stark, dass es baufällig wurde. Fremde Leute drangen in den Park und in das Gebäude ein, stahlen Teile des eisernen Geländers und rissen von den Kronleuchtern Glasperlen ab.⁸⁸ Im Sommer 1838 befahl König Wilhelm I., das Boudoir zum Abbruch zu verkaufen. Der Erlös von 388 Gulden fiel an das Krongut.⁸⁹ Statt dieser repräsentativen Gebäude entstanden nun neue Wirtschaftsgebäude für den landwirtschaftlichen Betrieb. Nachdem 1832 ein neues Stallgebäude auf dem Gestüts Hof fertig gestellt war, verkaufte man den alten Schweinestall und den ehemaligen Kälberstall auf den Abbruch.⁹⁰

Produkt	Erlös 1844/45	Erlös 1860/61
Vieh	2 619 fl (47 %)	9 632 fl (75 %)
Milch	2 005 fl (43 %)	2 752 fl (58 %)
Wolle	(nicht zu bestimmen)	-
Sommerweizen	366 fl	-
Roggen	102 fl	-
Ackerbohnen	73 fl	-
Wicken	Feldbau	-
Gerste	Feldbau	-
Dinkel	4 082 fl	-
Raps	1 593 fl	2 688 fl
Kartoffeln	265 fl	-
Obst	28 fl	1 049 fl (20 %)
Gras, Laub, Eichen	524 fl	127 fl
Holz	5 249 fl (90 %)	144 fl
Fische	437 fl	-

*Tabelle 2: Erlöse der Domäne Monrepos aus Naturalprodukten
(fl = Gulden; Prozentangaben = Anteil am Gesamterlös aller Betriebe der Gestütsverwaltung).*

Aus den Rechnungen der Gestütsverwaltung, welche die Gestüts Höfe Weil, Scharnhausen, Kleinhohenheim und Monrepos, die Domäne Monrepos mit dem Favoritepark sowie das Gut Achalm umfasste, geht hervor, dass es sich insgesamt um einen Zuschussbetrieb handelte. Im Rechnungsjahr 1844/45 konnten die Einnahmen der Güter die Ausgaben nur zur Hälfte decken.⁹¹ Die größten Defizite entstanden jedoch im Gestütsbetrieb, der ohnehin nicht auf eine Gewinnerzielung angelegt war. Dagegen warf die Domäne Seegut immer Gewinne ab, mit denen man die Defizite der Gestüte teilweise ausglich. In den 1860er Jahren lag der jährliche Reinertrag der Domäne bei 15 000 bis 16 000 Gulden (vgl. Tabelle 2).⁹²

Tierzucht in Monrepos

Mit der Erwerbung und Einrichtung der Domänen wollte König Wilhelm I. seinen Beitrag zu grundlegenden Verbesserungen in der Landwirtschaft leisten. Als »Musterbetriebe« sollten sie den württembergischen Bauern zeigen, wie eine moderne

Landwirtschaft auszusehen hatte. Außerdem betrieb man auf den Domänen Vieh- und Pflanzenzucht, um hochwertiges Ausgangsmaterial für den Agrarbereich zu gewinnen. Besonders die Viehzucht eröffnete gute Aussichten, denn wenn auf den königlichen Gütern besseres Vieh heranwuchs, konnte man überzählige Tiere abgeben und so die genetisch bestimmten Qualitätsmerkmale in den bäuerlichen Viehbeständen fortpflanzen.

Auf der großen Domäne Monrepos ließ der König vor allem Pferde, Rinder und Schafe aufstellen.⁹³ Hier befand sich die Weide für die Hengstfohlen, von denen die meisten aus Württemberg stammten.⁹⁴ Man widmete das Gut Monrepos also vor allem den Zwecken der einheimischen Landwirtschaft, während die anderen Gestüthöfe schwerpunktmäßig edle Pferde aus aller Herren Länder aufnahmen. Dazu wurde das entsprechende Personal angestellt.⁹⁵ Jedoch bestand auf dem Gut ein eigenes Gestüt, dem ein Aufseher vorstand. Schon bald stellten sich die ersten Erfolge ein. Bereits im Sommer 1821 wurden drei Hengstfohlen – offenbar gegen den Willen des Hofkammerverwalters Weckherlin – verkauft.⁹⁶

Der erste Aufseher namens Mayer schied 1828 aus. Als Nachfolger berief König Wilhelm I. Louis Brendle, der seine Ausbildung an der Tierarzneischule in Stuttgart absolviert hatte. Nach einem Jahrzehnt hatte er bei der Behandlung von Tierkrankheiten so viel Erfahrung gesammelt, dass ihn die Hofdomänenkammer bei vollem Gehalt für ein Jahr vom Dienst freistellte.⁹⁷ Nach dem Abschluss eines Kurses an der Tierarzneischule in Wien arbeitete Brendle als Verwalter und Tierarzt im Gestüt Seegut. Dadurch sparte die Hofdomänenkammer Kosten ein, da bislang der Ludwigsburger Regimentstierarzt Schallich kranke Tiere gegen Entgelt behandelt hatte. Durch die Haltung so vieler Tiere auf dem Gut brachen immer wieder Krankheiten aus, deren Behandlung durch einen dort ansässigen Veterinär erfolgversprechender war als durch einen auswärtigen Tierarzt.⁹⁸ Für Menschen und Tiere wurden auf dem Gut jährlich Medikamente im Wert von 400 bis 600 Gulden benötigt. Normalerweise bezog man alle Medikamente aus der Hausmann'schen Hof- und Stadtapotheke. Der andere Ludwigsburger Apotheker Bischoff wollte ebenfalls am Geschäft partizipieren und stellte den Antrag, bei der Medikamentenlieferung für das Seegut auch ihn zu berücksichtigen. Jedoch lehnte das Hofkammeramt dieses Ansinnen vor allem im Interesse der Versorgungssicherheit für die Tier-Medikamente ab.⁹⁹

Einen Schwerpunkt der Landwirtschaft auf dem Seegut bildete die Viehzucht.¹⁰⁰ Auf den Weiden hielt man Rinder aus der Allgäuer Rasse, dem Haller Stamm und der ungarischen Rasse.¹⁰¹ Aber auch ein Büffel ist erwähnt.¹⁰² Im Favoritepark weidete man die Zuchtstiere, so zum Beispiel auch ostindische Farren.¹⁰³ Viel Vieh wurde aus der Schweiz importiert, die in der europäischen Viehzucht als führend galt. Bereits in den 1820er Jahren wurde Schweizer Vieh auf der Domäne gehalten, wie ein 1827 erfolgter Austausch von Vieh zwischen den Domänen Monrepos und Achalm belegt: Während elf Rinder vom Schweizer Stamm auf die Achalm abgegeben wurden, kamen 14 Farren, Kühe und Kälber vom Mürztaler oder Allgäuer Stamm nach Monrepos. Außerdem kamen zwei Zugochsen aus dem Favoritepark auf die Domäne Achalm.¹⁰⁴

Nach der Erwerbung der Domäne Monrepos für die Hofdomänenkammer konnte König Wilhelm I. dann seine Vorstellungen eines Musterguts völlig umsetzen. Regelmäßig kam er auf das Seegut, um es persönlich in Augenschein zu nehmen und seine edlen Tiere zu betrachten. Zahlreiche Gemeinden im Königreich profitierten direkt von der königlichen Viehzucht dadurch, dass sie überzählige Zuchtbullen zu



*Rindviehherde vor der Kulisse des Schlosses Monrepos und des Hohenaspergs,
Ölgemälde (Maler unbekannt).*

günstigen Preisen als »Gemeindefarren« erwarben.¹⁰⁵ So pflanzten sich die hochwertigen Eigenschaften dieser Tiere in den bäuerlichen Viehbeständen fort. Von seinen anderen Gütern ließ er Zuchttiere auf das Seegut bringen und vermehrte den Viehbestand durch weitere Ankäufe. So erwarb man aus den Sennereien des Klosters Einsiedeln im Kanton Schwyz 24 Kühe und einen Farren und verkaufte zur Finanzierung dieses hochwertigen Viehs Rinder aus dem Seegut.¹⁰⁶ Schweizer Hirten trieben das Vieh nach Württemberg. Da die Stelle des Käasers gerade unbesetzt war, wurde einer der Begleiter sofort angestellt. Er wollte aber nicht alleine auf dem Gut bleiben, weswegen man seinen Kameraden, der ebenfalls den Transport begleitet hatte, als Viehwärter und Melker beschäftigte.¹⁰⁷

Die erzeugte Milch konnte wohl auch wegen unzureichender Kühlmöglichkeiten nicht sofort verkauft werden. Deshalb verarbeitete ein eigens angestellter Käser den größten Teil zu Käse. Obwohl man dafür erfahrene Männer aus der Schweiz anstellte, bedurfte es einiger Erfahrung, bis die Produkte eine einwandfreie Qualität aufwiesen und der Käse durch die Lagerung keinen Schaden mehr nahm. Gegen Ende der 1820er Jahre hatte die Käserei diesen Stand erreicht. Man stellte verschiedene Sorten Weich- und Hartkäse her. Auf längere Sicht erwies sich die Käseherstellung indessen gegenüber dem Milchverkauf als wenig profitabel, so dass sie kurz nach der Erwerbung der Domäne für die Hofdomänenkammer aufgegeben wurde.¹⁰⁸ Im Gestüt Weil bei Esslingen wurde jedoch weiterhin eine Käserei betrieben. In Monrepos dagegen kamen die Erlöse nun ausschließlich aus dem florierenden Handel mit frischer Milch.

Die Erfolge in der Viehzucht waren auch daran abzulesen, dass der Gewinn pro Kuh zwischen 1827 und 1829 erheblich gesteigert werden konnte.¹⁰⁹ Mit Kreuzungen verschiedener Rassen hoffte man die Vorteile einer jeden Art von Rindvieh kombinieren zu können. Da überdies der Viehstand auf dem Seegut ständig vergrößert wurde, erzielte man einen so hohen Absatz, dass man in manchen Jahren mit zweistelligen Zuwachsraten bei den Erträgen rechnen konnte.¹¹⁰ Durch die Erhöhung des Viehbestands und die bessere Bewirtschaftung stiegen die Erlöse aus dem Verkauf von Milch, zumal auf dem Markt eine rege Nachfrage herrschte.¹¹¹ Jeden Tag brachte ein »Milchbub« mit Pferd und Wagen die erzeugte Milch in die Stadt Ludwigsburg, um sie dort zu verkaufen; ein Versuch zur Verpachtung des Milchertrags an einen Pächter zum Verkauf auf dessen eigene Rechnung scheiterte innerhalb kurzer Zeit.¹¹²

Indessen blieb die Viehzucht nicht von Krisen verschont. Als im Jahr 1838 auf dem Gut unter dem Rindvieh die Lungenseuche ausbrach, verendete ein großer Teil des Schweizer Viehs, während die holländische Rasse sich als widerstandsfähiger erwies. Als Konsequenz daraus gab man die reine Schweizer-Zucht auf und paarte die wenigen übrig gebliebenen Schweizer Kühe mit Holländer Farren, um diese Mischrasse dann rein fortzuzüchten.¹¹³ Im Lauf der Zeit kam es aber auch hier zu Problemen, so dass man seit 1861 auch Kühe des Hällisch-Limpurgischen Stammes auf dem Seegut einstellte, die man mit einem Bullen des Rosensteiner Stammes paarte.¹¹⁴

Im Favoritepark wurden immer auch exotische Tierarten gehalten. So erprobte man die Eignung von Yaks unter den klimatischen Bedingungen in Württemberg. Seit den 1850er Jahren gelang es, eine Zucht aufzubauen. Als der Zoologische Garten in Frankfurt am Main den Wunsch äußerte, eine Yak-Kuh aus seinem Bestand mit einem Bullen in Favorite zu paaren, entsprach König Wilhelm I. dieser Bitte. Per Eisenbahn wurde das Tier nach Ludwigsburg gebracht und so lange in Favorite eingestellt, bis die Paarung vollzogen war. Tatsächlich brachte die Kuh ein Kalb zur Welt, mit dem die Zucht im Frankfurter Zoo weitergeführt werden konnte.¹¹⁵ Da insgesamt die Haltung der Yaks nicht einfach war, gab es in den europäischen Zoos nur wenige Exemplare. Man musste erkennen, dass Yaks zur Haltung als Haustiere nicht geeignet waren.¹¹⁶

Neben der Viehhaltung bestand auf dem Seegut eine ausgedehnte Schafzucht, auf die König Wilhelm I. ein besonderes Augenmerk gerichtet hatte. Dabei wurden die drei Domänen Achalm, Seegut und Weil, auf denen Schafe gehalten wurden, gemeinsam bewirtschaftet, indem man die Schafherden zu speziellen Verrichtungen wie Waschen und Scheren auf die jeweils geeignetste Domäne trieb. Durch den Austausch von Tieren kreuzte man erwünschte Eigenschaften in die Bestände ein. Auf dem Seegut wurden verschiedene Rassen gehalten: englische lange, spanische, nubische und deutsche Schafe sowie Bastard- und Riesenschafe. Eine Hammelherde war auf der Domäne Weil bei Esslingen stationiert. Schon seit den frühen 1820er Jahren hatte König Wilhelm I. in bedeutenden europäischen Schäfereien in der Gegend von Genf, in Sachsen und in Österreich durch Beauftragte hochwertige Schafe ankaufen lassen. Aber auch aus dem Land selbst ließ er Tiere erwerben.¹¹⁷ Durch einen Tausch gelangten beispielsweise 1831 sieben Justinger Mutterschafe aus der Herde des Landwirtschaftlichen Instituts Hohenheim auf das Seegut.¹¹⁸ Diese Tiere gingen auf die Schafzucht des Herzogs Carl Eugen von Württemberg auf dem Gut Justingen zurück.

Es gelang, auf den drei Domänen eine hochwertige Schafzucht aufzubauen und auf den Wollmärkten sehr gute Preise zu erzielen. Dabei verfolgte man von vornherein das Ziel, auf dem Seegut Tiere mit einem größeren Körper und einer gröberen,



*Schäfer mit Schafen vor Schloss Monrepos.
Lithographie von Franz Schnorr, um 1835 (aus F. v. Schmidt:
König Wilhelm von Württemberg in seinen ländlichen Beschäftigungen, Stuttgart 1865).*

aber doch zur Tuchfabrikation geeigneten Wolle zu halten. Dagegen hielt man auf der Achalm solche Schafrassen, die eine »hochfeine« Wolle lieferten. Um dem Zuchtziel näher zu kommen, erprobte man auf dem Seegut verschiedene Schafrassen aus Württemberg, Friesland, Ungarn, Oberitalien und England.¹¹⁹ Es stellte sich heraus, dass sich die wenigsten dieser Rassen für die Zucht eigneten. Schließlich zog man durch die Kreuzung von Leicester-Böcken mit Merinoschafen eine Herde heran, die man »Englisch-Merinoschafe« nannte, und gab die Tiere der nicht geeigneten Rassen an andere Domänen oder an private Käufer ab.¹²⁰ Als die Kammgarnspinnereien nach einer längeren Wolle verlangten, wurde eine zweite Herde von »Achalm-Schweriner Kammwollschafen«, einer Kreuzung zwischen Schafen von der Domäne Achalm und solchen aus der Herde des Grafen Schwerin-Wolfshagen aus der Uckermark, herangezüchtet.¹²¹

Vom Seegut wurde die Wolle der englischen und der deutsch-englischen Schafe meist an das Zucht- und Arbeitshaus Ludwigsburg verkauft. Die Merino-Wolle aller drei Schafzucht-Domänen Achalm, Weil und Seegut lieferte man an Fabriken in Deutschland und Frankreich.¹²² Für die englischen Schafe richtete man beim Dianenbau eine Weide her und trieb sie abwechslungsweise dorthin und in den Favoritpark. Um die Aufsicht auf der entlegenen Weide zu gewährleisten, räumte man dem Oberschäfer Furch im Dianenbau eine Wohnung ein, damit seine Frau nebenher einen Blick auf die Schafherde werfen konnte.¹²³ Im Jahr 1845 war die Schafherde auf dem Seegut von 450 auf 600 Tiere angewachsen, für die man 2500 Zentner Heu

benötigte.¹²⁴ Nach der Verlegung des Gestüts auf dem Seegut nach Kleinhohenheim vergrößerte man innerhalb weniger Jahre die Herde um mehr als das Doppelte auf 1400 Tiere.¹²⁵ Allerdings musste man das Zuchtziel im Lauf der Zeit hin zu Tieren mit größerer Wolle und höherem Fleischertrag verschieben. Durch den technischen Fortschritt wurde es in den Textilfabriken möglich, gröbere Wolle zu verarbeiten, während die Nachfrage nach Schaffleisch anstieg.¹²⁶ Aber man kaufte immer noch im In- und Ausland gute Tiere an, so im Jahr 1856 einen Kammwollbock im burgundischen Ort Gevrolles. Dieses Tier verendete allerdings schon nach zwei Jahren, worauf man seinen ältesten Nachkommen zur Zucht einsetzen musste.¹²⁷ Aus unbekanntem Gründen reduzierte man die Schafherde im Seegut 1857 auf 1000 und ein Jahr später auf 600 Tiere.¹²⁸

Neben den Rindern und Schafen gab es eine Ziegenherde, für die der König ursprünglich zwei Kaschmirböcke bereitgestellt hatte, um die guten Eigenschaften dieser Tiere einzukreuzen.¹²⁹ Im Lauf der Jahre wuchs die Herde an, umfasste verschiedene Rassen¹³⁰ und hatte in den 1840er Jahren die Größe von 30 Tieren erreicht, so dass Ziegen vom Seegut verkauft werden konnten.¹³¹ Man hielt die Kaschmirziegen, drei Alpakas und das bengalische Wild¹³² im Favoritepark, der auch als Überwinterungsquartier für die sehr schwierig zu behandelnden englischen Schafe und sämtliche Widder der Seegut-Herde diente.¹³³ König Wilhelm I. schenkte 1863 dem Zoologischen Garten in Frankfurt am Main eine Kaschmirziege und einen Angora-Ziegenbock, erhielt dafür freilich im Gegenzug einen Fasan und andere Tiere für die Wilhelma.¹³⁴



Exotische Tiere im Favoritepark.

*Lithographie von Franz Schnorr, um 1835 (aus F. v. Schmidt:
König Wilhelm von Württemberg in seinen ländlichen Beschäftigungen, Stuttgart 1865).*

Schließlich wurden seit 1821 auch Schweine auf der Domäne gehalten. Ziel war es, eine Rasse zu züchten, die sich auch für die kleineren Bauern eignete. Die damals am häufigsten gehaltenen großen Schweine wuchsen zu langsam und verbrauchten zu viel Futter. Durch eine Kreuzung zwischen der württembergischen Landrasse und einer kleineren schnellwüchsigen Gattung gelang es tatsächlich, ein Schwein zu züchten, welches das Futter besser verwertete und mehr Fleisch lieferte.¹³⁵ Allerdings erlangte die Schweinezucht auf dem Seegut niemals eine größere Bedeutung.

Auch um die Fischerei im See musste sich der Scharnhäuser Hofkammeralverwalter kümmern. Von der Verlassenschaftskommission der Königin Charlotte Mathilde als Eigentümerin der Domäne übernahm man 1829 einen geschätzten Fischbestand von 12 bis 13 Zentnern Hechten und Karpfen.¹³⁶ Zur Erhaltung dieses Bestandes ließ man einen Fischer regelmäßig Hechte und Karpfen einsetzen und erzielte damit einen ordentlichen Ertrag.¹³⁷ Aber auch in der Fischzucht wollte der König neue Wege beschreiten. Er ließ beim Hofkammeralamt Altshausen nachfragen, wie weit die in den oberschwäbischen Seen und Weihern häufig gehaltenen Weller auch für den See in Monrepos geeignet seien.¹³⁸ Nach den Angaben des Altshäuser Hofkammeralverwalters Vogel wurde der Weller als Raubfisch nur in Gewässern gehalten, die man regelmäßig ablassen konnte, besonders intensiv in den Weihern in der Umgebung von Altshausen. Dort waren lediglich am Blitzenreuter See Weller versuchsweise neu eingesetzt worden.¹³⁹ Trotz dieses nicht gerade ermutigenden Gutachtens wurden im See von Monrepos einige junge Weller ausgesetzt, um ihre Eignung zu testen, und man erzielte damit einen Erfolg.¹⁴⁰ Da sich der Weller jedoch in Monrepos nicht vermehrte, kaufte man von Fischern im oberschwäbischen Buchau immer wieder »Setzlinge« aus dem Federsee, wenn welche zu bekommen waren.¹⁴¹

Ansonsten bezog man vom Stuttgarter Hoffischer junge Spiegelkarpfen und Hechte als »Setzfische« und bewirtschaftete den See auf herkömmliche Weise.¹⁴² Der Verwalter Philipp Jakob Fritz erhielt den Auftrag, sich beim Pächter der Seefischerei in Horrheim über die besten Methoden der Fischzucht zu informieren.¹⁴³ So bildeten die zahlreich im See bei Monrepos vorhandenen Rotaugen ein Problem, weil sie die eingesetzten Jungfische wegfräßen. Der Horrheimer Fischpächter empfahl, viele Hechte zur Vertilgung der Rotaugen einzusetzen; wenn das nichts helfen würde, müsste man den See ablassen.¹⁴⁴ Offenbar bekam man das Problem in den Griff. Die Fischzucht brachte die erwarteten Ergebnisse, und man verkaufte den gesamten Ertrag – der im Jahr 1850 auf 12 bis 15 Zentner Fische geschätzt wurde¹⁴⁵ – nach einer öffentlichen Ankündigung in den Zeitungen an den Meistbietenden.¹⁴⁶

Weitere Erträge kamen aus der Nutzung des Grases, indem man in guten Jahren Futter und Heu verkaufte. Das Mähen der Wiesen, das Heubinden, das Schneiden, Wenden, Binden und Aufladen des Getreides sowie das Dreschen übernahmen Leute aus der Umgebung der Domäne im Taglohn. Naturgemäß schwankte genauso wie beim Heu und beim Getreide auch beim Obstbau die Ergiebigkeit von Jahr zu Jahr sehr stark.¹⁴⁷ Die alten Obstbäume auf dem Gut holzte man ab und ersetzte sie durch Bäume mit hochwertigen Sorten. Um die Erntekosten niedrig zu halten, bemühte sich der Hofkammeralverwalter, das Obst auf den Bäumen zu verkaufen, was jedoch nicht immer gelang. Im sehr guten Obstjahr 1830 beispielsweise musste man die Obstbäume bis zur Ernte gegen Diebstahl bewachen, dann das Obst pflücken oder aufsammeln und selbst verkaufen.¹⁴⁸ Auf der Domäne standen mehrere tausend Obstbäume, vor allem entlang der Alleen.¹⁴⁹

Im Übrigen nahm man auf der Domäne Seegut die Funktion eines »Mustergutes« sehr ernst, indem man immer wieder neue Agrarmethoden erprobte. Durch Vorträge und Artikel in landwirtschaftlichen Fachzeitschriften verbreiteten sowohl der Hofkammeralverwalter als auch der Gutsverwalter ihre Erfahrungen in der interessierten Öffentlichkeit. Damit mehrten sie selbstverständlich auch ihren Ruf als Agrarexperten. Im Sommer 1832 düngte man Felder, auf denen Raps, Dinkel, Hafer und Kartoffeln wuchsen, sowie trockene Wiesen versuchsweise mit großen Mengen von Salz. Bei einer Düngermenge, die etwa 6 bis 10 Zentnern Kochsalz pro Morgen entsprach, kam es zu erheblichen Ertragseinbußen. Nur die Kartoffeln vertrugen die starke Salzdüngung.¹⁵⁰ Über die Erfahrungen zur Verbesserung der Wiesen berichteten Gutsverwalter Fritz und Hofkammeralverwalter Weckherlin in einer Fachzeitschrift.¹⁵¹ Auch neue Pflanzen wurden auf den Feldern der Domäne angebaut. Als der Oberhofgärtner Johann Wilhelm Bosch die aus Chile stammende Ölmadie (*madia sativa*) in Württemberg erproben wollte, räumte ihm König Wilhelm I. dafür ein 10 Morgen großes Feld ein.¹⁵² Allerdings hatte man zu hohe Erwartungen in diese Pflanze gesetzt, denn der Anbau erwies sich doch als nicht ganz einfach, wie Verwalter Fritz in einem Vortrag vor dem Landwirtschaftlichen Verein im Neckarkreis berichtete.¹⁵³ Einige Zeit später verbreitete sich der Anbau von Sorgho (oder Sorghum), einer Hirseart, die als sehr ertragreiche Grünfütterpflanze genutzt wurde. Da die Pflanzen selten Samen lieferten, musste man jedes Jahr Sämereien aus Oberitalien beziehen.¹⁵⁴

In den Jahren nach 1845 setzte im Königreich Württemberg eine schwere Wirtschaftskrise ein. Es kam zu einer gewaltigen Auswanderungswelle, da unzählige Menschen in Not gerieten. Ein Jahrzehnt lang hielt diese Krise an und beeinträchtigte auch die Entwicklung der Domänen. So gelang es im Jahr 1848 nicht mehr, die Wolle von den königlichen Schäfereien Seegut und Weil zu verkaufen.¹⁵⁵ Durch die herrschende Not kamen manche Angestellte in Versuchung, sich am Eigentum des Königs zu vergreifen. Andererseits machte sich durch die Revolution von 1848 auch im Alltagsleben eine unruhige Stimmung bemerkbar. Allenthalben wurde Kritik an königlichen Beamten und höheren Angestellten sehr direkt in aller Öffentlichkeit geäußert.¹⁵⁶ Einzelne Personen und Gemeinden zögerten nicht mehr, Beschwerdeschriften über die Verfehlungen von Amtsträgern an die Hofdomänenkammer zu richten oder ihrem Unmut direkt Luft zu machen. Daraufhin wurden Untersuchungen gegen die Beschuldigten angestellt, die sowohl bei den Hofkammerältern als auch bei den Forstämtern auf allen Ebenen zu zahlreichen Entlassungen führten. Auf dem Seegut wurde der Verwalter und Tierarzt Bertsch wegen einiger Vergehen aus dem Dienst entlassen. Diese Maßnahme muss auch als Indiz für eine veränderte Personalpolitik der Hofdomänenkammer gewertet werden. Dort war man jetzt eher geneigt, die Beschwerdeschriften ernst zu nehmen und personelle Konsequenzen zu ziehen.

Gleichzeitig aber bot die Krisensituation Anlass, über Verbesserungen in der Domänenverwaltung nachzudenken. So gab man die Pferdezucht im Seegut auf und gliederte sie 1849 in das Gestüt Kleinhohenheim ein.¹⁵⁷ Erwägungen über einen Verkauf der Domänen Seegut und Achalm wurden jedoch schließlich zurückgestellt.¹⁵⁸ Mit neuen Bewirtschaftungsformen sollte der Ertrag des Seeguts gesteigert werden; gleichzeitig wurde die Agrarforschung durch neue Ansätze gefördert.

Im Jahr 1854 genehmigte König Wilhelm I. den Antrag des Hohenheimer Professors Adolf Rueff (1820–1885)¹⁵⁹ auf Einrichtung einer Fischbrutanstalt auf der Domäne Monrepos und förderte dessen Arbeit finanziell.¹⁶⁰ Dort sollten Hechte und Karpfen ausgebrütet werden, während Rueff an einem Brunnen im Gestüt Scharnhausen mit

Forellen experimentierte.¹⁶¹ Damit erzielte er so gute Ergebnisse, dass im ganzen Land Versuchsstationen für die Fischzucht eingerichtet wurden, da sich viele Bäche und Teiche – besonders im Schwarzwald – dafür eigneten.¹⁶² Obwohl manche Fischzüchter ihre Versuche wegen auftretender Probleme nach einiger Zeit wieder aufgaben, konnte Professor Rueff mit seinen Experimenten auf den königlichen Domänen doch wichtige Impulse setzen.¹⁶³

Um dieselbe Zeit wie mit der Fischzucht begann man auf dem Seegut mit der Züchtung von Seidenraupen.¹⁶⁴ Darum kümmerte sich Antoinette Edelmann aus Rottenburg, die offenbar über einschlägige Erfahrungen auf diesem Gebiet verfügte.¹⁶⁵ In der Seidenkultur sah man einen zukunftsfrächtigen Gewerbebezweig, aus dem sich Erwerbsmöglichkeiten vor allem für die ärmeren Bevölkerungsschichten ergeben sollten. Allerdings musste man einen erheblichen Aufwand treiben, da die Seidenraupen große Mengen an Maulbeerblättern fraßen.¹⁶⁶ Deshalb wurden mehrere tausend Maulbeerbäume gepflanzt.¹⁶⁷ Im Jahr 1858 erbrachte die Zucht einen Ertrag von etwas über 100 Pfund Kokons; allerdings waren alle Raupen, die aus den von einer Berliner Zucht bezogenen Eiern geschlüpft waren, zugrunde gegangen. Dagegen blieben die Raupen aus den Montaubaner Eiern gesund. In Paris kaufte man in diesem Jahr 26 Kokons des Rizinus-Seidenraupenschmetterlings.¹⁶⁸ Nach wenigen Jahren erwies sich indessen die Seidenproduktion als unrentabel und wurde deshalb wieder aufgegeben.

Die Verwaltung der Domäne

Wie alle anderen Domänen wurde auch das Seegut durch die Hofdomänenkammer verwaltet, wobei das Hofkammeramt Scharnhausen unmittelbar zuständig war. Mit Genehmigung des Hofkammeramts betrieb der Gestütsknecht Leibsle in seiner Wohnung auf dem Gut eine kleine Wirtschaft, damit sich die auf dem Gut beschäftigten Knechte und Tagelöhner mit Essen und Trinken versorgen konnten. Nicht lange danach öffnete der Wirt diese Wirtschaft auch für fremde Gäste, die auf den Hof kamen, um »im Freyen zu zehren und sich zu vergnügen«, indem er im Garten Tische und Bänke aufstellte. Damit verstieß er gegen die ihm gestellten Bedingungen zur Führung der Wirtschaft. Obwohl Leibsle heimlich beim Kameralamt Ludwigsburg eine Konzession für eine öffentliche Wirtschaft erwarb, beschwerten sich wahrscheinlich die Ludwigsburger Wirte über die unliebsame Konkurrenz. Denn die Domäne Seegut bot sich als nahes Ausflugsziel für das städtische Publikum an. Auf königlichen Befehl wurde die Wirtschaft im Juni 1835 vollständig aufgehoben.¹⁶⁹

Wegen der günstigen Lage des Gutes erschien es besonders attraktiv, die landwirtschaftliche Nutzfläche bei entsprechender Gelegenheit zu vergrößern. Die Hofdomänenkammer erwarb 1838 weitere Flächen von der Oberfinanzkammer, so dass wiederum Grundbesitz in Monrepos aus staatlichem Besitz in den königlichen Privatbesitz kam. Wenig später wurde die Domäne durch die Bildung einer eigenen Gemarkung aus dem Gemeindeverband Eglosheim herausgelöst.¹⁷⁰ In Verträgen mit den angrenzenden Gemeinden Asperg, Eglosheim, Heutingsheim und Tamm legte man finanzielle Entschädigungen für die ihnen künftig entgehenden Rechte fest.¹⁷¹ Die Gemarkung des Seegutes umfasste nun eine Gesamtfläche von 576 Morgen (181 Hektar).¹⁷² Zur Verbesserung der Wasserversorgung durch Brunnen und zur

Entwässerung feuchter Grundstücksflächen wurden Leitungen aus Tonröhren verlegt. Sie bewährten sich jedoch nicht, so dass man sie nach wenigen Jahren gegen hölzerne Wasserleitungen austauschen musste.¹⁷³

Bei der selbstbewirtschafteten Domäne Seegut unterstand der Gutsverwalter der direkten Aufsicht des Hofkammerverwalters. Der seit 1829 amtierende Gutsverwalter Philipp Jakob Fritz geriet in Schwierigkeiten, als er 20 Gulden aus dem Verkauf eines Grundstücks auf der Domäne annahm und nicht in das Kassenbuch eintrug.¹⁷⁴ Obwohl ihm keine grobe Fahrlässigkeit zum Vorwurf gemacht wurde, suchte er eine andere Stelle und fand sie im Frühjahr 1840 als Gutsverwalter bei Baron August v. Waechter auf dem Lautenbacher Hof.¹⁷⁵ Seine Nachfolge trat der Verwalter des Rittergutes Sindlingen bei Herrenberg namens Mörz an, den der Hofkammerverwalter Ergenzinger bei der Erwerbung dieses Gutes für die Hofdomänenkammer aus dem Besitz der Gräfin Philippine von Colloredo-Mansfeld kennen gelernt hatte. Ergenzinger betrachtete ihn zwar nicht als einen »höher gebildeten Oeconomen«, sondern als »tüchtigen Praktiker«, hielt ihn aber für die Leitung des Domänebetriebs geeignet.¹⁷⁶ Mörz wurde zunächst probeweise mit einem Jahresgehalt von 600 Gulden und freier Wohnung angestellt.¹⁷⁷ Bald häuften sich die Klagen über den neuen Verwalter wegen Günstlingswirtschaft und Vorteilsannahme, aber der Hofkammerverwalter konnte bei einer Untersuchung keine Beweise finden.¹⁷⁸ Jedoch wurde Mörz im Sommer 1843 entlassen und als Nachfolger Ferdinand Louis Bertsch († 1858) aus Gaisburg angestellt. Dieser hatte auf der in der Nähe von Altshausen gelegenen Domäne Lichtenfeld bei dem renommierten Pächter Emil Stockmaier die ersten praktischen Erfahrungen gesammelt und war dann an das Landwirtschaftliche Institut Hohenheim als »Landbaumann« und Kanzleihilfe gewechselt.¹⁷⁹

Nur kurze Zeit nach der Entlassung des Verwalters Fritz entließ die Hofdomänenkammer auch den Schweizer Joseph Kallin. Vordergründiger Anlass war eine Rauferei mit dem Vikarier Christian Geiger. Bei der Untersuchung des Falles kamen jedoch Unterschlagungen beim Milchverkauf zu Tage, welche die Hofdomänenkammer nicht tolerieren wollte, obwohl der Schweizer seine Unschuld beteuerte.¹⁸⁰

Die kultivierten Flächen auf der Domäne wurden bedeutend ausgeweitet, indem man auch im ehemaligen Tierpark weitere Grundstücke agrarisch nutzte. So hatte der Verwalter schließlich Gespanne, Tagelöhner und Arbeiter zu beaufsichtigen, die an unterschiedlichen Orten eine halbe bis eine Stunde voneinander entfernt arbeiteten. Daneben oblag ihm die Bauaufsicht in den Parks.¹⁸¹

In den 1840er Jahren wurde das Eisenbahnnetz im Zentrum Württembergs ausgebaut. Dies machte sich auf den Domänen bemerkbar, weil durch den gestiegenen Bedarf an Arbeitskräften die Tagelöhne anstiegen.¹⁸² Allerdings war es infolge der schweren Wirtschaftskrise auch im Königreich Württemberg 1845 zu einem starken Preisanstieg der Lebensmittel gekommen; innerhalb eines Jahres stieg der Preis für einen sechspfündigen Brotlaib von 24 Kreuzer auf 29 Kreuzer. Deshalb musste der König sämtlichen Gestütsknechten, Vikariern und Dienstboten auf den Gestüten und Meiereien eine Teuerungszulage gewähren.¹⁸³ Im Frühjahr 1847 ließ die Hofdomänenkammer im Seegut 12,5 Morgen (etwa 4 Hektar) Wald roden und in Stücken zu je einem Viertel Morgen an arme Einwohner der benachbarten Orte ausgeben. Diese sollten den Boden umgraben, von Holz und Wurzeln befreien und Kartoffeln pflanzen, um selbst Lebensmittel für den Eigenbedarf zu produzieren. Aber während des nassen Sommers wurden die Kartoffeln von einer Krankheit befallen und faulten,

so dass meist nicht einmal so viel geerntet werden konnte, wie man gesteckt hatte. Auf Antrag der Hofdomänenkammer erließ der König deshalb für dieses Jahr auf diesem Feld das vereinbarte Pachtgeld.¹⁸⁴

Offenbar gingen schon um diese Zeit Gerüchte über eine mögliche Beendigung der Eigenbewirtschaftung des Seeguts durch die Hofdomänenkammer um. Im Revolutionsjahr 1848 meldeten sich der Verwalter Bertsch und der Rentbeamte Bühner aus Bettenhausen als Pachtinteressenten für den Eventualfall bei der Hofdomänenkammer an. Aber die Beamten entschieden sich, die Domäne weiter durch einen Verwalter bewirtschaften zu lassen und nicht zu verpachten. Indessen war dieses Jahr nicht einfach für den Verwalter, weil der Tagelöhner Philipp Feucht ihn der Entwendung von Holz beschuldigte und bei der Hofdomänenkammer sogar eine gerichtliche Untersuchung erreichte. Auch wegen seiner politischen Gesinnungen bekam Bertsch Probleme, da er »sich dem Treiben der Volks- und dergleichen radikalen Vereine hingeb«. Manche unterstellten dem Verwalter »demagogische Tendenzen«. Im Juli 1849 wurde Bertsch bei einer Versammlung in Ludwigsburg als Vertreter der Gemeinde Eglosheim in ein Komitee zur Vorbereitung der Beratungen für eine Verfassungsrevision gewählt.¹⁸⁵ Da die Beamten der Hofdomänenkammer es »nur natürlich« fanden, dass »der König einen Demokraten nicht gern in seinen Privatdiensten sieht«, stellten sie eine Untersuchung an. Allerdings wurde dem Verwalter bescheinigt, dass er sich nicht um den Sitz im Komitee beworben habe, sondern durch Zuruf gewählt worden sei. Deshalb ergriffen seine Vorgesetzten keine disziplinarischen Schritte gegen ihn, zumal er seine Arbeit auf dem Seegut ordentlich verrichtete.¹⁸⁶ König Wilhelm I. beförderte ihn 1853 sogar zum Gutsinspektor.

Durch die Ausdehnung des Ackerbaus hatte sich die Anzahl der einfachen Bediensteten erhöht. Um 1850 waren auf dem Gut drei Pferdeknechte und sechs Ochsenknechte, zwei Rindviehwärter und ein Milchbub beschäftigt. Für die Gespanne hielt man sieben Pferde und 25 Ochsen. Allerdings musste die Hofdomänenkammer kräftige Gehaltserhöhungen gewähren, um überhaupt noch geeignete Arbeitskräfte für diese Tätigkeiten zu bekommen.¹⁸⁷

Durch die Einteilung des Guts in »Schläge« und die Bewirtschaftung nach einem Rotationsprinzip hatten sich inzwischen die modernen Agrarmethoden durchgesetzt.¹⁸⁸ Somit konnte die Domäne Seegut auch in dieser Hinsicht als Mustergut gelten. Der Umfang des gesamten Gutes betrug zu dieser Zeit 1373 Morgen (432 Hektar), wovon 600 Morgen (189 Hektar) als Ackerfeld dienten, 63 Morgen (20 Hektar) mit Luzerne eingesät wurden und 146 Morgen (46 Hektar) Wiesen waren. Daneben gab es 11 Morgen (3,5 Hektar) Weiden und 553 Morgen (174 Hektar) Waldweiden.¹⁸⁹ Auf Befehl des Königs wurde der ehemalige Seegutpark vollkommen abgeholzt.¹⁹⁰

Im Übrigen achtete König Wilhelm I. sehr darauf, dass die Domäne Seegut nicht mehr als »Monrepos« bezeichnet wurde. Als im Mai 1858 ein Zeitungsartikel über die Bewirtschaftung der Domäne Monrepos im »Schwäbischen Merkur« erschien, war er darüber erbost. Er mochte es nicht, wenn in öffentlichen Blättern über die Verwaltung seiner Güter berichtet wurde. Um den Namen »Seegut« auch öffentlich stärker ins Bewusstsein zu bringen, brachte man auf königlichen Befehl an allen Eingängen große Tafeln mit der Bezeichnung an.¹⁹¹

Vielleicht stand der betreffende Zeitungsartikel auch im Zusammenhang mit anstehenden Veränderungen auf dem Gut oder war sogar vom Gutsverwalter lanciert worden. Im Sommer 1858 erwarb nämlich Louis Bertsch ein eigenes, 560 Morgen (176 Hektar) großes Gut in Großhöchberg bei Spiegelberg, um es selbst zu bewirt-

schaffen. Dazu bat er um einen Urlaub von bis zu vier Wochen jährlich sowie um die Anstellung eines »Assistenten« auf dem Seegut als Vertreter während dieser Zeit. Die Beamten der Hofdomänenkammer bezweifelten jedoch, dass es Bertsch möglich sein würde, zwei Güter ordentlich zu leiten. Außerdem musste man Konflikte zwischen dem Verwalter, dem Assistenten und dem Oberknecht auf dem Seegut befürchten.¹⁹² Da sich Bertsch nicht bereit fand, auf die Bewirtschaftung seines Gutes zu verzichten, ließ die Hofdomänenkammer heimlich einen Nachfolger suchen und fand ihn in einem jungen Dozenten am Landwirtschaftlichen Institut Hohenheim, Franz Kübel (1833–1901). Nun beantragte Ferdinand Louis Bertsch die Entlassung; der König verlieh ihm bei dieser Gelegenheit den Titel »Ökonomeinspektor«.¹⁹³ Freiwillig war Bertsch jedoch nicht aus dem Dienst geschieden, und innerhalb kurzer Zeit kamen ihm starke Bedenken, ob er sein Gut würde erfolgreich bewirtschaften können. Verbittert und verzweifelt reiste er wenige Wochen nach seiner Entlassung nach Friedrichshafen und nahm sich das Leben, indem er vom Hafendamm aus in den Bodensee sprang.¹⁹⁴ Dadurch geriet die Witwe Emma Bertsch in wirtschaftliche Nöte, so dass sie jahrelang von der Hofdomänenkammer unterstützt wurde.¹⁹⁵

Der 25-jährige, aus Stuttgart stammende Nachfolger Franz Kübel hatte die Stelle als Verwalter bereits angetreten.¹⁹⁶ Trotz seines jugendlichen Alters verfügte er durch Praktika auf verschiedenen Domänen über Einblicke in die Gutswirtschaft. Gleich nach seiner Anstellung heiratete er Julie Charlotte Riecke aus Stuttgart und wurde damit Schwiegersohn des Hofdomänenrats Christian Heinrich Riecke, eines hohen Beamten der Hofdomänenkammer.¹⁹⁷ Kurze Zeit später verstarb der langjährige Schlossdiener Schopf. Als Nachfolger wurde im September 1859 der Kanzleidiener im Hofjägermeisteramt, Karl Christian Werner aus Weinsberg, mit einem Jahresgehalt von 350 Gulden sowie freier Wohnung und Dienstkleidung angestellt.¹⁹⁸

Immer wieder wurde die Bewirtschaftung der Domäne den veränderten Verhältnissen



*Dreschmaschine, angetrieben durch eine Lokomobile
(aus Julius v. Hügel/Georg Friedrich Schmidt:*

Die Gestüte und Meiereien Seiner Majestät des Königs von Württemberg, Stuttgart 1861).

angepasst und die maschinelle Ausstattung ergänzt. Durch die Aufgabe des Gestüts im Seegutpark beim Dianenbau und die Nutzung der frei gewordenen Flächen für die Landwirtschaft hatte sich die Domäne bedeutend vergrößert. Über weite Entfernungen hinweg mussten Dünger, Stroh und Heu vom Hauptwirtschaftshof auf diese neuen Flächen gebracht werden. Um dieses Problem zu beheben, wurden auf dem Gestütshof zwei Schuppen mit einem Fassungsvermögen von 14 000 Stroharben erbaut. Die ehemaligen Fohlenställe richtete man als Vieh- und Schafställe ein, um den für die neu umgebrochenen Ackerflächen erforderlichen Dünger in deren unmittelbarer Nähe zu gewinnen. Gutsaufseher Reichle verlegte seine Wohnung auf den Gestütshof und beaufsichtigte das dortige Vieh.¹⁹⁹

Durch eine fortschreitende Mechanisierung sollten die manuellen Verrichtungen weiter reduziert werden, zumal sich in der Umgebung aufgrund der günstigen Erwerbsmöglichkeiten für die Bevölkerung kaum je genügend Arbeitskräfte für die Ernte finden ließen.²⁰⁰ So hielten sich die Beamten der Hofdomänenkammer und die Angestellten auf dem Gut über neue landwirtschaftliche Maschinen auf dem Laufenden und erwarben geeignete Gerätschaften. Zwei Pferderechen erleichterten die Ernte des Heus und des Öhmids, daneben wurden Sämaschinen und »vielreihige Felgmaschinen« angeschafft.²⁰¹ Im Jahr 1858 erwarb das Hofkammeramt um 2675 Gulden eine Lokomobile zum Antrieb einer Dreschmaschine, die man auf dem Seegut und auf anderen Domänen einsetzen konnte. Mit dieser Dampfmaschine konnte man auch eine Häckselmaschine und eine Sämaschine betreiben.²⁰²

Eine neue Ära: Verpachtung statt Selbstbewirtschaftung

Nach dem Tod König Wilhelms I. im Juni 1864 trat sein Sohn König Karl die Regierung an. Der neue Monarch ordnete sofort die Wiedereinführung des Namens »Monrepos« für die Domäne Seegut an.²⁰³ Dies bildete den Auftakt für weitere grundlegende Veränderungen auf dem Gut. Nachdem in Monrepos kein Gestüt mehr bestand, erschien es nicht mehr sinnvoll, die Domäne unter der Verwaltung der Gestütsverwaltung zu belassen. Hofkammerpräsident Ludwig Erhard Ergenzinger, der auch die Verwaltung des persönlichen Vermögens König Karls übernommen hatte, arbeitete Anfang 1865 einen Nutzungsplan für die 1242 Morgen (391 Hektar) große Domäne aus.²⁰⁴ Bereits 1864 war der Verwalter Franz Kübel zum Hofkammerverwalter in Stuttgart ernannt worden; zwei Jahre später wurde er von seiner Funktion als Verwalter der Domäne Monrepos entbunden.

Nach dem Ausscheiden des Verwalters sollte das Gut aus der Gestütsverwaltung herausgelöst und in zwei Teile aufgeteilt werden. Während das alte Gut Monrepos in Selbstverwaltung verbleiben sollte, schlug der Hofkammerpräsident eine Verpachtung des ehemaligen Gestütshofes vor, auf dem sich auch Wohn- und Wirtschaftsgebäude befanden. Er erwartete eine jährliche Mehreinnahme von 1500 Gulden.²⁰⁵ Diesem Vorschlag stimmte König Karl zu und gab dem Gelände des ehemaligen Gestütshofs den Namen »Wilhelmshof«,²⁰⁶ Auf eine öffentliche Ausschreibung hin meldeten sich sechs Pachtliebhaber, von denen der Mühlenbesitzer Friedrich Essich aus Metterzimmern mit einer Jahrespacht von 8200 Gulden das höchste Angebot abgab.²⁰⁷ Er erhielt den Zuschlag, und auch die Rinder und die große Schafherde verkaufte man ohne öffentliche Ausschreibung an den neuen Pächter.²⁰⁸ Die Bewirtschaftung erwies sich jedoch für Essich als äußerst schwierig.

Einige Jahre später gab der Verwalter Jakob Kemmler auf der Domäne Monrepos seine Stelle auf, weil er die hofkammerliche Domäne Geroldseck pachtete. Daraufhin regte Hofkammerpräsident Ergenzinger im November 1869 an, auch die Domäne Monrepos zur Verpachtung auszuschreiben und lediglich das Schloss und die dazu gehörigen Anlagen in eigener Verwaltung zu behalten.²⁰⁹ Als Pachtliebhaber trat der Direktor der Stuttgarter Zuckerfabrik, Friedrich Adolph Reihlen (1824–1912), auf. Reihlen war Eigentümer der Zuckerfabrik gewesen und nach der Überführung der Firma in eine Aktiengesellschaft zum Direktor ernannt worden.²¹⁰ Ausdrücklich pachtete er die Domäne Monrepos als Privatmann und nicht für die Fabrik. Der Favoritepark war von der Verpachtung ausgenommen und wurde dem Hofjägermeisteramt zur Verwaltung übergeben.²¹¹

Es war geplant, große Teile der Ackerflächen mit Zuckerrüben zu bepflanzen. Über Erfahrungen mit dem Anbau von Zuckerrüben verfügte die Hofdomänenkammer bereits, freilich nur aus Oberschwaben: Schon 1837 hatte sich König Wilhelm I. finanziell an einer neu gegründeten Zuckerfabrik in Altshausen beteiligt, war jedoch nach einem Konkurs der Fabrik 1854 wieder ausgestiegen.²¹² Obwohl sich damals schon gezeigt hatte, dass der Rübenanbau einen sehr hohen Arbeitsaufwand erforderte, sah man auf der Domäne Monrepos Möglichkeiten für einen profitablen Anbau im großen Stil. Doch auf lange Sicht sollten sich diese optimistischen Annahmen als Trugschluss erweisen.

Mit der Verpachtung der Domäne Monrepos an die Zuckerfabrik Stuttgart endete ihre Rolle als »Mustergut«. Die Beendigung der verschiedenen Zuchtversuche bedeutete nicht nur das Ende einer Ära, sondern es zeigte auch einen Wandel in der Landwirtschaft an. Im Zuge der stark zunehmenden Industrialisierung gewann die Massenproduktion an Bedeutung. Durch die Aufgabe der Selbstbewirtschaftung und die Verpachtung wurde auch der Betrieb des Gutes Monrepos den veränderten Bedingungen einer neuen Zeit angepasst.

Anmerkungen

Abkürzungen:

AHW = Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen

fl = Gulden

HDK = Hofdomänenkammer

HKAS = Hofkammeramt Stuttgart

HStAS = Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Mo. = Morgen

PGK = Protokoll der Gestütskommission*

StAL = Staatsarchiv Ludwigsburg

* Die Sitzungsprotokolle der Gestütskommission werden nach der Nummer, dem Tagesordnungspunkt (römische Zahlen) und ggf. dem Unterpunkt zitiert.

1 Eberhard Fritz: Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz. Friedrich von Württemberg und seine Hofhaltung im frühen 19. Jahrhundert, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 189–236.

- 2 Eberhard Fritz: Vom »Seehaus« zu »Monrepos«. Studien zur Funktion des Seeschlosses unter König Friedrich von Württemberg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 49 (1995) S. 67–92.
- 3 Norbert Stein: Zur Geschichte des Festin- und Theaterbaus beim Seeschloss Monrepos, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45 (1991) S. 71–86.
- 4 Birgit Hlawatsch: Monrepos. 400 Jahre württembergische Geschichte, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45 (1991) S. 39–69.
- 5 Hans Eugen: Monrepos. Baugeschichte eines Lustschlosses, Stuttgart 1933; Eduard v. Kallee: Monrepos, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 10 (1926) S. 53–69.
- 6 Vgl. die entsprechenden Einträge im Hofdiarium bei Fritz (wie Anm. 2).
- 7 Ludwig Heinrich v. Nicolay: Das Landgut Monrepos in Finnland 1804, o.O. 1840.
- 8 AHW HDK Bü 2634 (Abschrift der Kaufurkunde, 11.11.1804 und gedruckter Entwurf; Erklärung der Gemeindevorsteher von Heutingsheim, 26.6.1818). Nach einer Aufstellung aus der Generalkassenrechnung wurden in den Jahren 1804 bis 1806 etwa 500 Mo. (157 Hektar) Waldungen erworben (AHW HDK Bü 2634, 23.10.1812): 229 Mo. von der Gemeinde Heutingsheim; 17 Mo. von der Gemeinde Tamm; 11 Mo. Heutingsheimer Privatwald; 175 Mo. von der Gemeinde Geisingen; 5 Mo. Geisinger Privatwald; 35 Mo. von der Gemeinde Möglingen; 27 Mo. von der Gemeinde und von Privatpersonen in Tamm; 2 Mo. von Privatpersonen in Bietigheim. In den Jahren 1807 bis 1814 wurden noch einmal etwa 51 Mo. Flächen erworben (AHW HDK Bü 2634, 11.2.1815). Die Morgenangaben sind nach unten gerundet.
- 9 AHW HDK Bü 2634 (24.12.1820, 28.2.1821; Königliches Dekret, 23.3.1821 mit Erwähnungen des Kaufs). – StAL E 228 II Bü 2491 (Entschädigung der Stadt Bietigheim für die seit dem Jahre 1809 aus einem zum Tiergarten bei Monrepos eingezäunten Stadtwald entgangenen Holz- und Nebennutzungen, 1817–1841).
- 10 Zusammenstellung in AHW HDK Bü 2634 (Kopie des Übergabeverzeichnisses von Akten über den Tierpark vom 18.9.1807). – StAL E 228 II Bü 2117 (Erwerbung von Waldungen der Gemeinden Geisingen, Tamm und Möglingen sowie mehrerer Privatpersonen zum Tierpark).
- 11 AHW HDK Bü 1067 (Königliches Dekret mit dem Auftrag an Oberforstrat v. Reitter zur Erwerbung weiterer Grundstücke auf den Gemarkungen Bietigheim und Geisingen sowie zur Einzäunung des Parks, 5.4.1810).
- 12 AHW HDK Bü 1067 (Königliches Dekret über die Erweiterung des Schwarzwildparks, 2.6.1810; Zusammenstellung über die Güterkäufe, 3.9.1810).
- 13 AHW HDK Bü 1067 (7.7.1810).
- 14 AHW HDK Bü 1067 (Kopie des Königlichen Dekrets vom 31.7.1810).
- 15 AHW HDK Bü 2549 (Auszug aus dem Kaufbuch der Gemeinde Geisingen). Es handelte sich um etwa 8 Mo. Ackerfeld, das von zwölf Bürgern um insgesamt 3800 fl erworben wurde.
- 16 AHW HDK Bü 644 Qu. 3 (4.2.1817).
- 17 AHW HDK Bü 1067 (19.7.1811).
- 18 AHW HDK Bü 603a (30.11.1816); Tierbestand: 95 Pariser Hühner, 5 nordische Hühner, 15 russische Hühner, 96 welsche Hühner, 22 Zwerghühner, 96 Perlhühner, 14 Pfauen.
- 19 AHW HDK Bü 603a (30.11.1816); Tierbestand an bengalischem Wild: 2 Hirsche, 2 Spieße, 4 alte Hirsche, 1 Schmaltier, 1 Tierkalb; an Gemen: 1 Bock, 1 Schmalbock, 1 alte Geiß, 2 Schmalgeißen, 1 Kitzgeiß, 2 alte dürre Geißen.
- 20 Vgl. Fritz (wie Anm. 2).
- 21 AHW HDK Bü 1202 (Auszug einer Note, 14.2.1815).
- 22 AHW HDK Bü 1201 (Angaben des Hofdomänenrats Bayha über die Anzahl der Schafe in der Immediat-Schäferei, 16.4.1816). Die Gesamtzahl der Schafe betrug 3272 Tiere, von denen 1526 Tiere in Monrepos gehalten wurden. Im April 1816 hatte sich die Anzahl der Schafe in Monrepos auf 1186 Tiere reduziert (Angaben des Hofdomänenrats Bayha, 9.4.1816).
- 23 AHW HDK Bü 1202 (Text einer Anzeige in verschiedenen Zeitungen über den Verkauf der Immediat-Schäferei, 23.2.1817). Vgl. auch A. Aspinall: *The Later Correspondence of George III.*, Volume IV. (1802–1807), Cambridge 1968, S. 336 Nr. 3106 (Brief der Königin Charlotte Mathilde von Württemberg an König George III. von England, 14.6.1805).
- 24 AHW HDK Bü 1201 (11.6.1814).
- 25 AHW HDK Bü 1203 (16.2.1817).

- 26 AHW HDK Bü 2634 (Note des Finanzministeriums, 13.12.1820). Bei der Zivilliste handelte es sich um Vermögen und Einkünfte, die dem König als Entschädigung für seine Repräsentation als Staatsoberhaupt und für seine Regierungstätigkeit zustanden. Dagegen wurde das private Vermögen der königlichen Familie – das vom Staatsvermögen getrennt war – von der Hofdomänenkammer verwaltet.
- 27 HStAS E 221 Bü 881 (Wittumversicherungsurkunde des Königs Friedrich für Königin Charlotte Mathilde, 13.8.1807).
- 28 Abbruch des Festingebäudes: HStAS E 228 II Bü 1097. Erst nach der Erwerbung der Domäne Monrepos durch die Hofdomänenkammer wurde der Platz, auf dem der Festinbau und das Theater gestanden hatten, urbar gemacht und bewirtschaftet (AHW HDK Bü 2862, PGK 54 XXX, 24.4.1831). Im Jahr 1839 brachte man beschädigte steinerne Bilder, »welche im Hintergrunde des sogenannten Festinplatzes, gegenüber von dem Landhaus im Seegut, im Freyen, zwischen Gesträuche aufgestellt sind«, nach Ludwigsburg und stellte sie auf der Balustrade des Schlosses auf. Ursprünglich hatten diese Figuren an der Fassade des Festinbaus gestanden (HStAS E 14 Bü 286 Qu. 14, HDK an das Staatssekretariat, 17.6.1839; AHW HDK Bü 2221 Qu. 212, 13.6.1839).
- 29 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 3 (HDK an den König, 9.2.1829).
- 30 AHW HDK Bü 644 Qu. 5 (13.2.1817), Qu. 6 (Königliches Dekret, 11.2.1818).
- 31 AHW HDK Bü 644 Qu. 1 (22.10.1818): Aufhebung der Parforcejagd auf 30. September 1818.
- 32 AHW HDK Bü 1203 (28.2.1817).
- 33 AHW HDK Bü 1202 (Königliches Dekret, 28.2.1817). Der Verkauf fand am 26. und 27. März 1817 statt.
- 34 AHW HDK Bü 1202 (Bericht der HDK über den Verkauf der Immediat-Schäferei, 20.3.1817).
- 35 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 1, Ludwigsburg 2000, S. 344.
- 36 AHW HDK Bü 2634 (24.10.1821 und weitere Akten über die strittige Entrichtung der Kapitalsteuer).
- 37 Jochen Bender/Eberhard Fritz: Wohlstands-Träume. Herzog Carl Eugen, König Wilhelm I. und die Landwirtschaft. Begleitbroschüre zur gleichnamigen Ausstellung des Hauses Württemberg und der Stadt Ostfildern, 2002.
- 38 AHW Hofdiarien (unverzeichnet); Stuttgarter Illustrierte Zeitung mit Anzeige über Viehverkauf in Monrepos, 1.1.1806.
- 39 Wortlaut des Königlichen Dekrets über die Mustergüter bei Eberhard Fritz: Vom landwirtschaftlichen Mustergut zum Golfplatz. Die Domäne Schaichhof im Besitz des Hauses Württemberg, in: Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer, Stuttgart 1994, S. 616–629, hier S. 617.
- 40 Eberhard Fritz: Die Hofdomänenkammer im Königreich Württemberg. Zur Vermögensverwaltung des Hauses Württemberg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 56 (1997) S. 127–180.
- 41 Klaus Herrmann: August von Weckherlin. Hofkammerverwalter, Direktor in Hohenheim und Wirklicher Geheimer Rat in Hohenzollern-Sigmaringen, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken Bd. 14, Stuttgart 1980, S. 192–218.
- 42 AHW HDK Bü 2634 (Bericht über den Park bei Monrepos, 22.10.1820).
- 43 AHW HDK Bü 2634 (Königliches Dekret, 29.10.1820).
- 44 AHW HDK Bü 2640 Qu. 9 (Königliches Dekret, 16.2.1822).
- 45 AHW HDK Bü 2634 (27.3.1821).
- 46 AHW HDK Bü 2634 (6.11.1820, 20.11.1820).
- 47 AHW Hofbehörden, Bau- und Gartendirektion 44/22 Qu. 6 (17.9.1817): Benützung der Küche beim Dianenhaus ist lebensgefährlich, darum muss sie für eine Nutzung abgestützt werden.
- 48 AHW Hofbehörden, Bau- und Gartendirektion 44/22 (13.11.1817).
- 49 Allerdings waren sowohl das Dianenhaus wie auch das Boudoir im Juni 1817 bereits weitgehend ausgeräumt und mussten nicht mehr ständig beaufsichtigt werden, so dass die beiden Portiers entlassen wurden; AHW HDK Bü 644 Qu. 4 (5.6.1817) und Qu. 5 (Königliches Dekret, 10.6.1817).
- 50 AHW Hofdiarium 1819–1822 (12.4.1821).

- 51 AHW HDK Bü 2865 (Auszug aus den Verhandlungen der Hofkammerkollegien, 31.10.1822, mit Verweis auf das Königliche Dekret vom 27.10.1822).
- 52 AHW HDK Bü 2634 (9.12.1822).
- 53 AHW HDK Bü 2634 (Königliches Dekret, 12.12.1821).
- 54 AHW HDK Bü 2634 (3.1. und 17.1.1822).
- 55 Umfangreichere Reparaturen am Schloss Favorite: AHW HDK Bü 2863 (PGK 65 II, 11.3.1836).
- 56 Zur Fasanerie gehörten folgende Häuser: Oberes Bruthaus für Gold- und Silberfasanen, Unteres Fasanenhaus, Langer Bau, Welschhühnerhaus (Abbruch 1822), Aufzugshütte und Häuschen für den Jägerburschen, Auerhahnenhaus (Abbruch 1822), Mooshaus (Abbruch 1822), Waschhaus (Abbruch 1822), Futterhäuschen (Abbruch 1822); AHW HDK Bü 2634 (18. 3. und 30.4.1822).
- 57 AHW HDK Bü 2634 (Königliches Dekret, 4.2.1822).
- 58 AHW HDK Bü 2865 (Jahresetat 1823/24).
- 59 AHW HDK Bü 2634 (25.2.1822).
- 60 AHW HDK Bü 2634 (30.5.1822).
- 61 AHW HDK Bü 2634 (18.1.1825). Abzüglich der Holzschlagkosten erzielte man aus den Holzverkäufen einen Reinerlös von 28 664 fl; vgl. auch Aufstellung der Holzzerlöse, 8.9.1833, wo der gesamte Holzzerlös aus beiden Parkteilen von 1820 bis Juni 1833 mit 49 763 fl angegeben wird.
- 62 August Weckherlin: Landwirthschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm, in: Korrespondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins 1825, S. 3–158, hier S. 12 f.
- 63 AHW Hofdiarium 1823–1827 (23.9.1822; 12. und 29.3.1823; 3.5.1823; 15. und 29.10.1824; 16.11.1824; 7. und 21.12.1824; 20.4.1825; 8.7.1825; 21.9.1825).
- 64 AHW HDK Bü 2860 Nr. 6 X (4.1.1822).
- 65 AHW HDK Bü 2862 (PGK 48 XXIX 1,2,12, 15.3.1829). Erwähnt ist 1 Mo. Platz unter dem Dianenhaus, auf dem »Erdbirnen« angebaut wurden.
- 66 Weckherlin (wie Anm. 62).
- 67 AHW HDK Bü 2865 (Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Gestütsverwaltung, 1826/27).
- 68 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 3 (9.2.1829): Ackerfeld 300 Mo.; Felder mit ewigem Klee 40 Mo.; Wiesen 75 Mo.; Schloss mit Anlagen (wo der Pächter die Grasnutzung hat) und See 25 Mo.; Eichenwäldle an der Grenze gegen Asperg 70 Mo.
- 69 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 3 (9.2.1829). Offenbar wurde zeitweise nicht einmal der Abbruch des Schlosses selbst ganz ausgeschlossen, wie sich zwischen den Zeilen der Akten herauslesen lässt.
- 70 AHW HDK Bü 2220; HStAS E 266 Nr. 5; HStAS E 14 Bü 286 Qu. 9 (Genehmigung des Ankaufs durch den König, 8.5.1829); HStAS E 221 Bü 881 Qu. 28 (Königliches Dekret mit Genehmigung des Kaufvertrags, 13.5.1829).
- 71 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 8 (HDK an König, 6.5.1829).
- 72 AHW HDK Bü 2862 (PGK 50 II, 20.12.1829).
- 73 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 6 (König an die HDK, 15.4.1829).
- 74 AHW HDK Bü 2862 (PGK 50 XIV und XXIII, 20.12.1829).
- 75 StAL E 20 Bü 675 (Verkauf von Gegenständen des abgebrochenen vergoldeten Schiffs in Monrepos, 1824).
- 76 AHW HDK Bü 2862 (PGK 52 II 7, 26.9.1830).
- 77 AHW HDK Bü 2865 (Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Gestütsverwaltung, 1831/32).
- 78 AHW HDK Bü 2862 (PGK 50 I, 20.12.1829); Bü 2917.
- 79 AHW HDK Bü 2863 (PGK 65 III, 8.10.1835).
- 80 AHW HDK Bü 2220 Qu. 74b (Königliches Dekret, 17.6.1830); Bü 2862 (PGK 51 XII, 12.6.1830).
- 81 AHW HDK Bü 2862 (PGK 48 III, 15.3.1829). Das Jahresgehalt betrug 420 fl, 2 Meß Buchenholz und täglich 1 Maß Milch; dazu wohnte er mietfrei und konnte unentgeltlich einen Garten

- benutzen. – In Monrepos wurde der Sohn des Philipp Jakob Friedrich Fritz, Emil Fritz (1832–1874), geboren, der in die Vereinigten Staaten auswanderte und zuletzt in Lincoln, New Mexico, lebte. Auseinandersetzungen um sein Testament lösten in New Mexico einen lokalen Bürgerkrieg aus, durch den der »Westernheld« Billy the Kid berühmt wurde; vgl. Frederick Nolan: *The Lincoln County War. A Documentary History*, Santa Fe 2009.
- 82 AHW HDK Bü 2862 (PGK 50 V–VII, 20.12.1829). – Für die Jahre 1844/45 lassen sich die Gehälter der Angestellten auf dem Seegut feststellen; AHW HDK, Hauptbuch der Gestütsverwaltung 1844/45, S. 86 f.
- 83 Seit 1833 waren die Vikariere in zwei Lohnklassen eingeteilt. Beim Dienstantritt bezogen sie einen täglichen Lohn von 24 Kreuzern, nach einer fünfjährigen Dienstzeit rückten sie in die erste Klasse auf und verdienten täglich 30 Kreuzer; AHW HDK Bü 2863 (PGK 63 VIII, 2.11.1834).
- 84 AHW HDK Bü 2862 (PGK 51 VIII, 12.6.1830).
- 85 AHW HDK Bü 2862 (PGK 50 XIV, 20.12.1829).
- 86 AHW HDK Bü 2862 (PGK 51 VIII, 12.6.1830).
- 87 AHW HDK Bü 2863 (PGK 33 XVI, 1825).
- 88 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Verwalter Fritz an das HKAS, 19.10.1831).
- 89 AHW HDK Bü 2550 Qu. 173 (3.7.1838) und Qu. 189 (16.11.1838).
- 90 AHW HDK Bü 2863 (PGK 58 XXII, 4.10.1832, 60 XII, 17.7.1833). Für den Stallbau wurde Material vom gleichzeitig abgebrochenen Ökonomiegebäude beim Dianenhaus verwendet.
- 91 AHW HDK, Hauptbuch der Gestütsverwaltung 1844/45, S. 71.
- 92 HStAs E 14 Bü 286 Qu. 25 (Hofkammerpräsident Ergenzinger an den König, 26.1.1865).
- 93 Vgl. dazu auch Klaus Herrmann: Zur Entwicklung der Landwirtschaft in Ludwigsburg und Umgebung von 1815 bis heute, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 62 (2008) S. 119–141, besonders S. 125–128. – König Wilhelm ließ 1833 zur Errichtung einer Maultierzucht vom Landgestüt Marbach zwei Eselhengste, drei Maultierfohlen und zwei Pferdestuten auf das Seegut bringen. Die Zucht war jedoch offensichtlich nicht erfolgreich und wurde wohl bald wieder eingestellt; AHW HDK Bü 2863 (PGK 61 II 10, 10.11.1833).
- 94 Weckherlin (wie Anm. 62) S. 32, 39. Bis 1824 waren bereits fast 100 Hengstfohlen im Land aufgekauft worden.
- 95 Da die Personalakten der Domäne Monrepos nur unzureichend erhalten sind – beispielsweise wurden die Akten über das »niedere Dienstpersonal« im Jahr 1937 ausgeschieden und an einen Altpapierhändler verkauft (AHW HDK Bü 168) –, kann das Personal nur noch unzureichend dokumentiert werden (die Abkürzung e. bedeutet, dass die betreffende Person in diesem Jahr erwähnt ist): Gestütsaufseher: Mayer (–1828); Louis Brändle (1828–1839). Gutsverwalter: Philipp Jakob Friedrich Fritz (1829–1840); Mörz (1840–1843); Ferdinand Louis Bertsch (1843–1853). Gutsinspektor: Ferdinand Louis Bertsch (1853–1858); Franz Kübel (1858–1866). Gutsaufseher: Johannes Reichle (1860–1863). Oberknechte: Johann Georg Käser (1829–1854); Johannes Reichle (1854–1860); Heinrich Geiger (1863–1865). Parkjäger: Kraus (1821–1826); Rettich (1826–1829). Pferdeknechte: Heinrich Geiger (1854–1863). Pferdezugknechte: Staiger (e. 1832). Gestütsknechte: David Buche (e.1825); Schlienze (e. 1826); Meier (–1826); Leibsle (e. 1832); Samuel Lutz (e.1847); Christian Geiger (e.1847); Friedrich Deck (1848–1868). Schäfer: Volz (–1826); Heyd (1826–); Johann Georg Kirschbaum (–1834); Johannes Kirschbaum (1837–1846). Schweizer (Käser): Hildbrand (–1824); Franz Christen (1824–1825); Kaspar Christen, Bruder des vorigen (1825–1828); Stotz (1829–); Joseph Kallin (–1841); Meinrad Kuriger (1842–). Tierarzt: Louis Brändle (1840–1848). Parkwächter im Favoritepark: Spahlinger (1814–1846); Johannes Kirschbaum (1846–1869). Hofjäger im Favoritepark: Rettich (–1826). Parkjägerbursche: Mack (–1831); Greuling (1831–). Waldschütz im Favoritepark: Kraus (1826–). Hausverwalter: Riedt (–1829). Portier: Bosch (–1829). Schlossdiener: Johann Konrad Schopf (1829–). Lichterjunge: Johann Konrad Schopf (– 1829). Matrose: Barth (–1829).
- 96 AHW HDK Bü 2634 (30.7.1821).
- 97 AHW HDK Bü 2863 (PGK 68 I, 4.10.1838; 71 II, 15.10.1840).
- 98 Beispiel: »Heftige« Lungenseuche beim Rindvieh in den Jahren 1838/39, »da eine solche lang andauernde Krankheit nicht unter die gewöhnlichen Fälle gezählt werden könne«; AHW HDK Bü 2863 (PGK 70 V, 4.10.1839).

- 99 AHW HDK Bü 2863 (PGK 62 VIII, 13.6.1834).
- 100 Vgl. dazu Rainer Loose: Ohne Viehzucht kein Ackerbau. Wilhelm I. von Württemberg und die Erneuerung der Landwirtschaft (bis ca. 1848 und mit Berücksichtigung Oberschwabens), in: Ulm und Oberschwaben 56 (2009) S. 203–228.
- 101 Weckherlin (wie Anm. 62) S. 54.
- 102 AHW HDK Bü 2860 (PGK 30/1825 XVIII).
- 103 AHW HDK Bü 2860 (PGK 10/1823 IX 3) und Bü 2861 (PGK 24/1824 XI). Im Jahr 1825 befanden sich 50 Farren im Favoritepark (PGK 30/1825 XVIII).
- 104 AHW HDK Bü 2862 (PGK 41 XVII, 7.2.1827).
- 105 AHW HDK Bü 2862 (PGK 49 XXIV, 25.9.1829).
- 106 AHW HDK Bü 2862 (PGK 52 II, VIII, X, 26.9.1830); vgl. Julius v. Hügel/Georg Friedrich Schmidt: Die Gestüte und Meiereien Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg, Stuttgart 1861, S. 162, wo neben dem Kloster Einsiedeln auch das Schloss Pfäffikon als Herkunftsort des Schweizer Viehs angegeben ist.
- 107 AHW HDK Bü 2863 (PGK 54 XXXII, 24.4.1831).
- 108 AHW HDK Bü 2865 (Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Gestütsverwaltung, 1829/30).
- 109 AHW HDK Bü 2865 (Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Gestütsverwaltung, 1831/32): Im Jahr 1827 belief sich der Ertrag von etwas über 70 Kühen auf 3100 bis 3200 fl, im Jahr 1831 erbrachten etwas über 90 Kühe fast 6000 fl. Der Ertrag pro Kuh stieg von etwa 45 fl auf ungefähr 65 fl, also um 44 %.
- 110 AHW HDK Bü 2863 (PGK 55 II 3, 7.9.1831, und 58/1832 VII). Im Jahr 1831 stieg der Erlös aus Molkereiprodukten gegenüber dem Vorjahr von 4000 fl auf 4800 fl und damit um 20 %; im folgenden Geschäftsjahr betrug der Erlös 5300 fl (+ 10,4 %).
- 111 AHW HDK Bü 2862 (PGK 51 XXIV, 12.6.1830, und 52 II 2, 26.9.1830): Im Jahr 1829/30 betragen die Erlöse aus dem Milchverkauf 4000 fl.
- 112 AHW HDK Bü 2863 (PGK 70 V, 4.10.1839).
- 113 Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 163.
- 114 Ebd.
- 115 AHW HKAS 4/21 (Schreiben des Kabinettschefs v. Maucler, 22.12.1859; Dankschreiben der Zooverwaltung Frankfurt am Main, 11. und 24.5.1861).
- 116 Robert v. Schlaginweit: Bemerkungen über den Yak (*Bos grunniens*), in: Mittheilungen des Central-Instituts für Akklimatisation in Deutschland, 1860, S. 48 f. (Exemplar in AHW HKAS 4/21).
- 117 AHW HDK Bü 2863 (PGK II 9, 4.10.1839): Kauf von etwa 20 deutschen Schafen in der Taubergegend; der Preis für ein Schaf betrug etwa 20 fl. Zum Vergleich: Ein Zugochse kostete 100 fl.
- 118 AHW HDK Bü 2862 (PGK 55 XIII, 7.9.1831).
- 119 Vgl. Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 167.
- 120 Ebd. S. 168.
- 121 Ebd. S. 168 f.
- 122 In den 1840er Jahren trat Jules Couvet aus Amiens als Käufer auf.
- 123 AHW HDK Bü 2863 (PGK 64 VI, 30.5.1835).
- 124 AHW HDK Bü 2864 (PGK 77 I, 6.11.1845).
- 125 AHW HDK Bü 2864 (PGK 81 II, 17.11.1849, 87 II, 17.10.1855). Auf der Domäne Achalm wurden um dieselbe Zeit 600 Schafe gehalten.
- 126 AHW HDK Bü 2909 (PGK 80 II, 20.9.1848). – Zu Schwierigkeiten beim Verkauf der Wolle vgl. Eberhard Fritz: Das Hofgut Achalm im Besitz des Hauses Württemberg, in: Reutlinger Geschichtsblätter 45 (2006) S. 139–172, hier S. 153 f.
- 127 AHW HDK Bü 2909 Qu. 5 (Brief des Hofdomänenrats Schmidt, 22.7.1858).
- 128 AHW HDK Bü 2864 (PGK 89 II, 20.10.1857 und 90 II, 8.11.1858).
- 129 Weckherlin (wie Anm. 62) S. 102.
- 130 AHW HDK Bü 2909 Qu. 5 (Brief des Hofdomänenrats Schmidt, 22.7.1858): Kauf von zehn »Zottelgaisen« im Berner Oberland.
- 131 AHW HKAS 4/21 (Entwurf eines Schreibens des Hofdomänenrats Schmidt an Tierhändler Lossow in Berlin, 2.2.1860). Eine Ziegenherde aus der Kreuzung mit Kaschmirböcken, bestehend aus einem Bock, sieben alten Ziegen, drei Kitzziegen und einem Kitzbock, wurde

- 1835 dem Oberamtsbezirk Wangen vom König als Geschenk überlassen; AHW HDK Bü 2863 (PGK 64 IX, 30.5.1835).
- 132 Bereits 1827 war bengalisches Wild vom Gestüt Scharnhausen in den Park Monrepos verbracht worden; AHW HDK Bü 2862 (PGK 41 XVIII, 7.2.1827).
- 133 AHW HDK Bü 2864 (PGK 78 III, 3.12.1846).
- 134 AHW HKAS 4/21 (Dankschreiben von Dr. Max Schmidt, Direktor des Zoologischen Gartens Frankfurt, 17.3.1863).
- 135 F. v. Schmidt: König Wilhelm von Württemberg in seinen ländlichen Beschäftigungen, Stuttgart 1865, S. 18.
- 136 AHW HDK Bü 2862 (PGK 49 I, 26.9.1829).
- 137 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Verwalter Fritz an das HKAS, 22.8.1829); AHW HDK Bü 2862 (PGK 51 XIX, 12.6.1830). – Im November 1832 wurde der zwei Jahre zuvor mit Fischen besetzte See abgefischt mit folgendem Ertrag: 1 Weller, 1435 Pfund Karpfen, 52 Pfund Börsinger und 147 Pfund Hechte; AHW HDK Bü 2863 (PGK 59 X, 30.11.1832).
- 138 AHW HDK Bü 2862 (PGK 50 XII, 20.12.1829).
- 139 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Vertrag mit Hoffischer Kaufmann, 10.3.1830).
- 140 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Verwalter Fritz an das HKAS, 9.4.1831).
- 141 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Bericht des Stuttgarter Hofkammerverwalters Ergenzinger, 25.2.1839).
- 142 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Verwalter Fritz an das HKAS, 22.8.1829). – Im Herbst 1838 setzte man im großen See beim Landhaus folgende Fische ein: 2 große Karpfen, 161 kleine Karpfen, 983 Karpfensetzlinge, 4 kleine Hechte, 300 Hechtsetzlinge, 10 Weller und 16 Aale (Verwalter Fritz an das HKAS, November 1838).
- 143 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Bericht des Verwalters Fritz, 17.3.1831).
- 144 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Bericht des Verwalters Fritz, 19.11.1831).
- 145 AHW HDK, Hauptbuch der Gestütsverwaltung 1844/45, S. 50. In diesem Rechnungsjahr wurden vom Seegut verkauft: 2388 Pfund Karpfen, 315 Pfund Hechte, 26 Pfund Börsinger und 228 Pfund Karauschen. Hauptabnehmer war der Stadtfischer Kauffmann aus Stuttgart.
- 146 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Anzeigenentwurf, 16.10.1850).
- 147 Für das Jahr 1838 liegen Angaben über die bewirtschafteten Nutzflächen vor: Heuernte auf 331 Mo. Wiesen; Anbau von Klee und Futterpflanzen auf 115 Mo. Feldern; Getreideernte auf 142 Mo. Äckern; Ertrag an verschiedenen Früchten etwa 1000 Scheffel; AHW HDK Bü 2863 (PGK 68 XVII 13, 17, 4.10.1838).
- 148 AHW HDK Bü 2865 (Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Gestütsverwaltung, 1830/31). Der Obstertrag des Seeguts erbrachte in diesem Jahr 1525 fl.
- 149 Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 161. Um 1860 zählte man 2850 Apfelbäume, 520 Birnbäume und 550 Zwetschgenbäume.
- 150 Korrespondenzblatt 1833, S. 132; vgl. Otto Linné Erdmann (Hg.): Die neuesten Forschungen im Gebiete der technischen und ökonomischen Chemie, Leipzig 1833, S. 370 f.
- 151 Philipp Jakob Fritz/August Weckherlin: Einige Notizen über neue Wiesen-Anlagen, in: Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel 1 (1834) S. 9–11.
- 152 AHW HDK Bü 2863 (PGK 68 XV, 4.10.1838).
- 153 Großherzoglich Badisches Landwirtschaftliches Wochenblatt 9 (1839) S. 49–51.
- 154 Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 146 f.
- 155 AHW HDK Bü 2873 (29.1.1848).
- 156 Zur »sowohl geographisch als auch gesellschaftlich weit verbreiteten Kritik an der Ausgestaltung der Bürokratie« vgl. Birgit Bayer: Ich bleibe nicht mehr über Nacht Schultheiß! Die Bewegung gegen die Schultheißen in Württemberg im Frühjahr 1848, Frankfurt 2006, S. 323. Die Erkenntnisse von Birgit Bayer über die Schultheißen müssten für Beamte in höheren Behörden ergänzt werden.
- 157 AHW HDK Bü 2873 (30.10.1848; 19.2.1849).
- 158 AHW HDK Bü 2873 (Königliches Dekret, 19.2.1849).
- 159 Zu Rueff vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Band 29, Leipzig 1889, S. 588.
- 160 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Hofkammerverwalter Essich an Professor Rueff, 9.3.1854); vgl. AHW HDK Bü 2873 (23.1.1854, 6.3.1854, 7.3.1854, 4.7.1855).
- 161 AHW HKAS 4/17 Vol. 1 (Bericht des Professors Rueff, 21.12.1854).

- 162 Adolf Rueff: Die künstliche Fischzucht in ihrer Anwendung auf Württemberg, in: Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft vom 20.2.1858, S. 41 ff.
- 163 Vgl. Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 98–100 (dort nur mit Bezug auf die Domäne Scharnhausen).
- 164 AHW HDK Bü 2873 (Anschaffung von Geräten, 26.3.1851; Kauf von Maulbeerlaub für die Seidenraupen, 23.5.1851).
- 165 AHW HDK Bü 2873 (17.11.1852).
- 166 Rainer Loose: Von Seidenwürmern, Maulbeeren und armen Leuten. Zu einem Kapitel frühindustrieller Wirtschafts- und Sozialpolitik im Königreich Württemberg während des 19. Jahrhunderts, mit besonderer Berücksichtigung des Raumes Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter 42 (2003) S. 53–72.
- 167 Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 161. Um 1860 standen auf dem Gut etwa 16300 Maulbeerbäume (Buschbäume, Hochstämme und Heckenpflanzen).
- 168 AHW HDK Bü 2864 Qu. 5 (Brief des Hofdomänenrats Schmidt, 22.7.1858).
- 169 AHW HDK Bü 2863 (PGK 64 VII, 30.5.1835; Königliches Dekret, 6.6.1835).
- 170 AHW HDK Bü 2220 Qu. 178 ff.
- 171 AHW HDK Bü 2221 Qu. 210 (Entschädigungszahlungen an die Gemeinden, 22.5.1839); HStAs E 14 Bü 286 Qu. 14 (HDK an den König, 14.5.1839).
- 172 AHW HDK Bü 2221 Qu. 221 (14.2.1840).
- 173 AHW HDK Bü 2864 (PGK 79 II, 20.11.1847).
- 174 Schon früher war Fritz wegen Unregelmäßigkeiten in seiner Amtsführung, insbesondere wegen mangelhafter Untersuchung von Veruntreuungen durch Angestellte, angezeigt worden, worauf zweimal eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde; AHW HDK Bü 2863 (PGK 63 VI, 2.11.1834, 65 VIII, 8.10.1835).
- 175 AHW HDK Bü 2909 Qu. 5 (Kassensturz, 12.2.1839), Qu. 9 (Entlassungsgesuch des Verwalters Fritz, 18.4.1840).
- 176 AHW HDK Bü 2909 Qu. 9 (18.4.1840).
- 177 AHW HDK Bü 2909 Qu. 13 (4.5.1840).
- 178 AHW HDK Bü 2909 Qu. 23 (anonyme Beschwerdeschrift, 25.4.1841); Qu. 25 (Bericht des Hofkammerverwalters über die angestellte Untersuchung der Vorwürfe, 17.6.1841).
- 179 AHW HDK Bü 2909 Qu. 27 (5.8.1843). Gründe für die Entlassung von Mörz werden nicht genannt; der betreffende Schriftwechsel wurde wohl vernichtet.
- 180 AHW HDK Bü 2864 (PGK 73 I, 11.11.1841).
- 181 AHW HDK Bü 2864 (PGK 82 III, 23.10.1850).
- 182 AHW HDK Bü 2864 (PGK 76 IV, 11.11.1844).
- 183 AHW HDK Bü 2864 (PGK 78 XII, 3.12.1846). Die Teuerungszulagen sollten aufhören, sobald der Preis eines sechspfündigen Brotlaibs auf 18 Kreuzer sinken würde. Sie wurden 1848 eingestellt; AHW HDK Bü 2862 (PGK 80 II, 20.9.1848).
- 184 AHW HDK Bü 2864 (PGK 79 VI, 20.11.1847).
- 185 AHW HDK Bü 2909 Qu. 77 (Ludwigsburger Tagblatt, 17.7.1849).
- 186 AHW HDK Bü 2909 Qu. 77 (24.7.1849); Qu. 78 (22.7.1849).
- 187 AHW HDK Bü 2864 (PGK 83 II, 27.10.1852). Der Jahreslohn der Knechte betrug 160 fl, die Rindviehwärter erhielten täglich 27 Kreuzer und der Milchbub verdiente täglich 24 Kreuzer.
- 188 AHW HDK Bü 2864 (PGK 83 III, 27.10.1852). Das Hofkammeramt führte 1852/53 auf der Fläche des aufgegebenen, 175 Mo. großen Gestütsparkes eine Rotation in zehn Schlägen von je 17,5 Mo. ein: Wirkfutter (gedüngt); Raps; Dinkel; Klee gras; Weide; Runkelrüben (gedüngt); Gerste oder Hafer; Klee gras; Weide; Hafer. Der übrige Park wurde in sieben Schlägen zu je 16 1/8 Mo. betrieben. Daneben gab es 42 Mo. Wiesen und 320 Mo. Waldweide.
- 189 AHW HDK Bü 2864 (PGK 83 III, 27.10.1852).
- 190 AHW HDK Bü 2864 (PGK 88 II, 23.10.1856). Der Erlös für das gefällte Holz betrug 8000 fl.
- 191 HStAs E 14 Bü 286 Qu. 21 (Note an Hofkammerpräsident Ergenzinger, 29.5.1858).
- 192 AHW HDK Bü 2909 Qu. 84 (14.7.1858); Qu. 85 (12.7.1858); Qu. 86 (20.7.1858).
- 193 AHW HDK Bü 2909 Qu. 98 (25.8.1858).
- 194 AHW HDK Bü 2909 Qu. 103 (Bericht vom 17.9.1858 über den am Abend zuvor verübten Suizid).

- 195 AHW HDK Bü 826 Nr. 19; Bü 1390.
- 196 AHW HDK Bü 2909 Qu. 94 (Königliches Dekret, 15.8.1858); Qu. 102 (Dienstanweisung für den Verwalter). – Kübel bezog als Jahresgehalt 700 fl und hatte daneben freie Wohnung.
- 197 AHW HDK Bü 2909 Qu. 104 (Heiratsurlaubnis, 11.10.1858).
- 198 AHW HDK Bü 2916 (Königliches Dekret, 21.9.1859).
- 199 AHW HDK Bü 2864 (PGK 93 III, 10.10.1861).
- 200 Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 146 f.
- 201 AHW HDK Bü 2864 (PGK 93 IV, 10.10.1861, und Königliches Dekret, 13.10.1861). Der 1861 gekaufte Pferderechen kostete 100 fl, die vielreihige Sämaschine mit der dazu passenden vielreihigen Felgmaschine kostete insgesamt 600 fl. Es liegt nahe, dass auch die 1860 angeschafften zwei englischen Maschinen zum Wenden und zum Rechen des Heus sowie die englische Getreidemähmaschine (Gesamtpreis: 940 fl) für das Seegut bestimmt waren, aber aus den Angaben im Protokoll geht nicht hervor, für welche Domäne sie erworben wurden. Ebenso wenig lassen sich folgende Maschinen einer Domäne zuweisen: Häcksel-, Dungstreu- und Felg-Maschine um 700 fl; AHW HDK Bü 2864 (PGK II, 8.10.1859, und PGK IIe, 10.10.1860). Die Maschinenausstattung um 1860 bei Hügel/Schmidt (wie Anm. 106) S. 183 f.
- 202 AHW HDK Bü 2864 (PGK II, 8.11.1858); HStAS E 146 Bü 2243. Die Häckselmaschine kostete 300 fl, die Sämaschine 400 fl.
- 203 AHW HDK Bü 2221 Qu. 258 (21.7.1864).
- 204 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 25 (Hofkammerpräsident Ergenzinger an den König, 26.1.1865).
- 205 Das Gut Monrepos umfasste eine Fläche von 646 Mo. (203 Hektar), das Gestütshofgut war 596 Mo. (188 Hektar) groß.
- 206 AHW HDK Bü 2555 (Königliches Dekret, 3.3.1865).
- 207 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 26 (Hofkammerpräsident Ergenzinger an den König, 2.3.1865). Pachtakten: AHW HDK Bü 2555.
- 208 HStAS E 14 Bü 74 Qu. 9 (Verwalter des königlichen Privatvermögens Ergenzinger an den König, 6.4.1865): Verkauf von 72 Stück Rindvieh sowie 470 Schafen und Lämmern.
- 209 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 25 (Hofkammerpräsident Ergenzinger an den König, 24.11.1869).
- 210 Kurzer Abriss über die Geschichte der Zuckerfabrik in Gabriele Kreuzberger: Fabrikbauten in Stuttgart. Ihre Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1993, S. 377–386.
- 211 HStAS E 14 Bü 286 Qu. 29 (Königliches Dekret an die HDK, 30.12.1869).
- 212 Peter Eitel: Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert. Band 1: Der Weg ins Königreich Württemberg (1800–1870), Stuttgart 2010, S. 170–173.

Die zerbrochene Karriere eines württembergischen Ulanenoffiziers*

von Wolfgang Klusemann

Am 12. Dezember 1886 erhielt der Rittmeister Alfred Andree, Eskadronchef im Ulanenregiment König Karl (1. Württ.) Nr. 19, Stuttgart, den Abschied ohne Zusage einer Pension und ohne die Erlaubnis zum Tragen der Uniform seines Regiments. Diese Art der Entlassung kam schon fast einer unehrenhaften Entfernung aus dem Dienst oder, wie man früher auch sagte, einer Kassation nahe. Es ist nicht mehr feststellbar, in welcher Weise dies geschah, ob es eine Urkunde dazu gab oder ob es formlos vor sich ging. Aber man könnte annehmen, dass der Regimentskommandeur dem Rittmeister die Entlassung eröffnete.

Wie konnte das geschehen? Welcher Anlass, welche Gründe haben König Karl, der selbst Chef dieses Regiments war, dazu veranlasst, eine solche Entscheidung zu treffen? Andree war ein mehrfach ausgezeichnete und wohl auch gut qualifizierter Offizier. Der familiäre, gesellschaftliche Hintergrund war hervorragend. Vor ihm hatte eine viel versprechende Karriere gelegen.

Ich will es gleich vorwegschicken: eine einleuchtende Erklärung für diese Entlassung habe ich nicht gefunden. Genauer gesagt: es ließen sich wohl Gründe dafür, jedoch nicht der eigentliche Anlass finden. Meine Ausführungen werden also leider einiges offen lassen müssen.

Die Quelle meiner Ausführungen ist der Nachlass der Tochter Alfred Andrees und seines Schwiegersohnes, des Generalmajors a. D. Hans Herrmann. Dieser Nachlass umfasst einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten, von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, mit einem sehr umfangreichen Bestand an Schriftstücken und Fotos. Er befindet sich seit 1989 bzw. 1993 im Stadtarchiv Ludwigsburg.

Alfred Andree kam am 28. Mai 1846 in Schaffhausen auf die Welt. Sein Vater, Richard Collyer Andree, war britischer Offizier gewesen. Richard Andree war 1799, im Alter von erst 14 Jahren, in die Dienste der East India Company getreten und hatte es im aktiven Dienst in Indien bis zum Oberst gebracht. Allein sein Nachlass aus dieser Zeit wäre einer besonderen Bearbeitung wert. Er enthält z. B. neben einer Unmenge an Briefen, Aufstellungen über Vermögensverhältnisse und sämtlichen Ernennungsurkunden auch so exotische Dokumente wie Aufzeichnungen über die Tiger, die er in Indien erlegt hat.

Seine Urlaube verbrachte der britische Offizier auf weiten Reisen durch Mittel- und Südeuropa, die er auch nach seiner Zuruhesetzung 1838 fortsetzte. Hierbei lernte er in der Nähe von Heidelberg seine Frau kennen und heiratete sie 1841. Maria Franziska Mathilde Sigel (genannt Fanny) war die 1814 geborene Tochter des Bade-

* Gekürzte Fassung eines am 25. Februar 2009 bei der Militärgeschichtlichen Gesellschaft Ludwigsburg gehaltenen Vortrags.

besitzers Franz Peter Sigel aus Langenbrücken. Sie muss eine gute Schulbildung gehabt haben, und sie war mit 27 Jahren seinerzeit eine schon recht alte Braut. Er war immerhin schon 56. Kennzeichnend für die damaligen Rechtsverhältnisse ist es, dass sie vor der Hochzeit mit einem Ausländer erst noch aus der badischen Staatsangehörigkeit entlassen werden musste.

Auch im Ruhestand war die »Karriere« des Obersten noch nicht beendet. Er wurde 1842 zum Major General und 1852 zum Lieutenant General ernannt. Seine letzte Ernennungsurkunde 1865 zum General in the Army hat er aber nicht mehr in der Hand gehabt; er starb noch vor ihrem Eintreffen.

Einige wenige Jahre lebte das Paar in England, möglicherweise auf eigenem Grundbesitz, zog dann aber in die Schweiz nach Schaffhausen, wo der Sohn Alfred geboren wurde. Ihm folgte eine Tochter, die 1849 auf die Welt kam. Im gleichen Jahr ließ sich die Familie in Stuttgart nieder. Die Gründe für den Ortswechsel lassen sich nicht mehr genau ermitteln. Möglicherweise war die württembergische Residenz mit ihrem gesellschaftlichen Leben der Anziehungspunkt.

Der Sohn Alfred erhielt mit Sicherheit eine gute Erziehung, dem Stand der Eltern angepasst, und wohl auch eine ordentliche Schulbildung. Zunächst war er in einem Institut in Trauchburg. Als Zehnjähriger bekam er im Oktober 1856 einen Reisepass des Königreichs Württemberg, gültig für ein Jahr und, wie es hieß, »nach Frankreich, um in Nancy in ein Institut einzutreten«. Der Pass wurde 1857 um zwei Jahre verlängert. Der Junge erhielt in Nancy die Erstkommunion und blieb dort bis 1859. Später besuchte er ein Institut in Heidelberg und schließlich die Oberrealschule in Esslingen. Ob dieser mehrfache Schulwechsel Absicht war oder Notwendigkeit für einen vielleicht nicht ganz befriedigenden Schüler, ist nicht mehr feststellbar.

Als Alfred Andree 16 Jahre alt geworden war, wollte oder sollte er Offizier werden wie der Vater, doch gab es ein Problem zu lösen. Um in die Kriegsschule in Ludwigsburg aufgenommen zu werden, musste er württembergischer Staatsbürger sein. Bislang war er Brite wie sein Vater. Um die Sache in die Wege zu leiten, verfassten die Eltern im Juli 1862 dazu folgende schriftliche Erklärung: »Wir erklären hiermit zu dem Vorhaben unseres Sohnes Alfred, das Württembergische Staats- und Gemeindebürger-Recht zu erwerben, unsere volle Zustimmung, da er damit ganz in unserem Sinne handelt und wir selbst die Aufnahme desselben in den württembergischen Staatsverband wünschen.«

Die ersten Versuche, die Bürgerrechte einer württembergischen Gemeinde zu erlangen, stießen auf die Forderung nach einer Urkunde über die »Entlassung aus dem



Alfred Andree als Schüler, um 1860.

britischen Staatsverband«. Der Schriftverkehr um diese Urkunde aus Großbritannien war umfangreich, blieb aber ergebnislos. Auch die Einschaltung britischer Diplomaten in Stuttgart erreichte nichts. Es gab diese »Entlassung« nicht; so etwas war unüblich, keine britische Behörde konnte ein solches Dokument ausstellen.

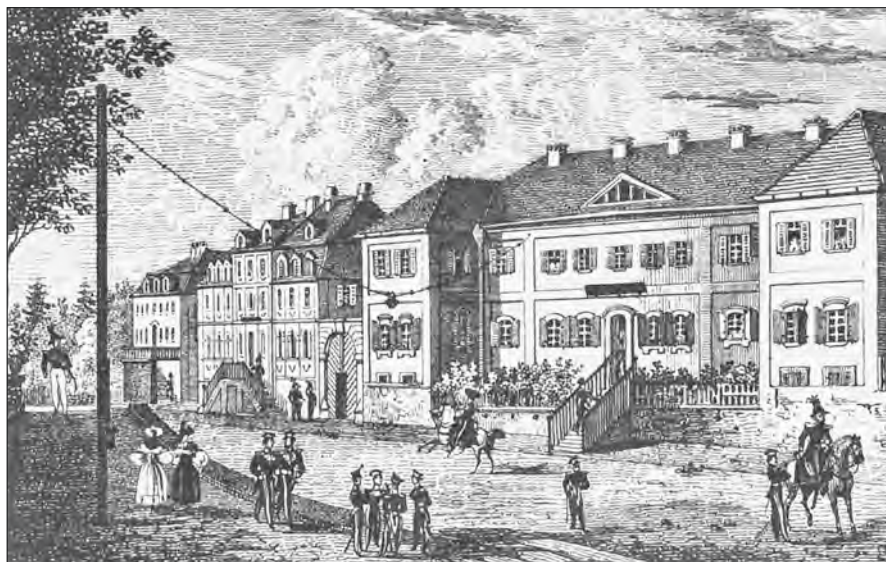
Unter Mithilfe eines Juristen gelang es den Eltern schließlich, dass Alfred Andree die Bürgerrechte der Gemeinde Hofen im Oberamt Stuttgart erhielt. Der Zeitaufwand und der Schriftverkehr zu dieser Einbürgerung sind erheblich gewesen. Auch hat offensichtlich etwas Geld nachhelfen müssen. In einem Brief vom 28. September 1862 an den Schultheißen in Hofen heißt es: »Aus Auftrag des Herrn General Andree sende ich Ihnen beiliegend 40 Gulden mit der Bitte, hiervon die Bürgerannahmegebühren seines Sohnes zu berichtigen und den Überrest nach Ihrem Gutdünken theils zu einer Ergötzlichkeit für die Herren Gemeinderäthe zu verwenden, theils als eine kleine Entschädigung für die mancherlei Mühe, welche Sie mit der Sache hatten, anzunehmen.«

Am 22. September 1862 trat Alfred Andree in die Kriegsschule in Ludwigsburg ein. Die Kriegsschule befand sich in den Gebäuden Hintere Schloßstraße (heute: Mömpelgardstraße) Nr. 24 und 26. Sie war 1820 dort eingerichtet worden, bestand bis 1874 und bildete einen Teil des Offiziersnachwuchses für die württembergische Armee aus.

Zum Dienstantritt seines Sohnes in Ludwigsburg erhielt General Andree einen vom Kommandanten der Kriegsschule, Hauptmann Albert von Suckow, unterzeichneten Brief:

»Euer Hochwohlgeboren habe ich bei dem Eintritt Ihres Sohnes in die Königliche Kriegsschule nachstehende Bestimmungen, welche hinsichtlich der ökonomischen Verhältnisse der Kriegsschüler bestehen, mitzutheilen.

1) Der Equipirungs-Vorschuß mit 150 fl ist gleichzeitig mit dem Eintritt Ihres Sohnes zu leisten.



Kriegsschule Ludwigsburg, Lithografie um 1830.

- 2) Die gesetzliche monatliche Zulage von 15 fl ist entweder zu Anfang jeden Monats oder (lieber) durch Zahlung einer Vorschuß-Summe für längere Zeit zu leisten.
- 3) Es wird Euer Hochwohlgeboren allmonatlich eine spezifizierete Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben Ihres Sohnes zugesendet, welche Sie in Händen behalten. Ist in dieser Abrechnung eine Mehrausgabe notirt, so ist diese außer der monatlichen Zulage besonders zu bezahlen.
- 4) Jede Geldsendung soll unmittelbar an den Unterzeichneten gerichtet werden.
- 5) Ein Kriegsschüler soll von Hause kein Geld, keine Extra-Zulage oder dergl. ohne Vorwissen des Unterzeichneten erhalten, da er ein genügendes Taschen-Geld für kleinere Bedürfnisse erhält und die Bezahlung der Rechnungen p.p. von Seiten der Anstalt besorgt wird. Eben deßhalb sind auch Rechnungen, welche Euer Hochwohlgeboren von Handwerksleuten, Kaufleuten, Wirten p.p. zugeschickt werden, mit dem Bemerkten zurückzuschicken, daß dieselben der Behörde der Anstalt vorzulegen seien. Euer Hochwohlgeboren werden besonders ersucht, die Bestimmung dieses Punktes gegenüber Ihrem Sohne in voller Strenge zu handhaben, weil das Zusammenwirken der Eltern mit den Vorgesetzten der Kriegsschule in dieser Hinsicht das einzige Mittel ist, um die jungen Leute an geordneten Haushalt zu gewöhnen.
- 6) Ein Kriegsschüler soll nur die ihm von Seiten der Anstalt angeschafften Uniformen, Paletot, Mütze, Kepi, Kuppel, Sporen etc. tragen, alle anderen derartigen Stücke, welche sich bei ihm vorfinden, werden confiscirt. Euer Hochwohlgeboren wollen daher jedes Ansinnen zur Anschaffung solcher Gegenstände von Seiten ihres Sohnes unbedingt zurückweisen.«

Es folgten noch zweieinhalb Seiten Auflistungen mit »denjenigen Gegenständen, welche ein Kriegsschüler aus eigenen Mitteln anzuschaffen hat«, gegliedert in »große Montirung«, »kleine Montirung und Weißzeug«, »Unterrichtserfordernisse« sowie »Gerätschaften und sonstige Erfordernisse«. Der weitaus größte Teil der Stücke ist bezeichnet mit dem Vermerk: »werden von Seiten der Anstalt angeschafft«.

Der damalige Kriegsschulkommandant Albert von Suckow hatte noch eine große Karriere vor sich. Er stieg auf bis zum württembergischen Kriegsminister und General der Infanterie.

Andree verbrachte fast vier Jahre in der Kriegsschule. Leider sind aus dieser Zeit keinerlei schriftliche Unterlagen erhalten und nur sehr wenige Fotos. Gleichzeitig mit Andree waren noch zwölf weitere Zöglinge in die Schule eingetreten. Es ist nicht einfach, ihre Laufbahn zu verfolgen, aber nach dem Militärhandbuch von 1889 waren nur noch vier von ihnen in württembergischem Dienst, alle vier waren Major. In den Ranglisten von 1897 ist keiner mehr aufgeführt, keiner hat also eine große Karriere gemacht.

Am 11. Juni 1866 wurde Alfred Andree mit dem Rangdienstalder bzw. Patent vom 28. Dezember 1865 zum Sekondelieutenant ernannt und zum 3. Reiter-Regiment König Wilhelm in Stuttgart versetzt.

In der Woche darauf rückte das Regiment im Rahmen der württembergischen Felddivision aus. Es wurde zunächst in den Raum Frankfurt/Main kommandiert und dann wieder nach Süden zurück verlegt, um zusammen mit hessischen und bayerischen Truppen auf der Seite Österreichs am Krieg gegen Preußen teilzunehmen, der für die Württemberger mit den verlorenen Gefechten bei Tauberbischofsheim und ostwärts davon endete. Der junge Leutnant Andree hat an diesem Feldzug nicht teilgenommen, denn er gehörte der Ersatzschwadron des Regiments an, die im Standort verblieben war.

Seine ersten Leutnantsjahre verliefen ohne besondere Ereignisse. Erwähnenswert ist allenfalls, dass er vom 7. April bis 3. Oktober 1868 zum Königlich Preußischen 1. Garde-Dräger-Regiment kommandiert war. Dies ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass das württembergische Heer ab 1867 nach preußischem Vorbild reformiert wurde und in diesem Zusammenhang der Kommandierung württembergischer Offiziere nach Preußen eine wichtige Rolle zukam.

Am Krieg 1870/71 gegen Frankreich hat Andree teilgenommen. Über einige Abschnitte des Krieges hat er Tagebuch geführt. Seine kleinen Notizbücher sind aber schwer zu lesen; die recht zierliche Bleistiftschrift ist auf vielen Seiten sehr stark verwischt.



Alfred Andree als Leutnant, um 1869.

Noch vor dem Abmarsch wurde er am 20. Juli 1870, also nach vier Dienstjahren, charakterisierter Premierleutnant. Das Patent zu diesem Dienstgrad erhielt er jedoch erst einige Jahre später. Er gehörte jetzt der 1. Eskadron des 3. Reiterregiments an.

Am 22. Juli wurde die württembergische Reiterbrigade im Bahntransport nach Baden verlegt. Anfang August überschritt sie die Grenze nach Frankreich. Vom 2. bis 8. August war Andree als Ordonnanzoffizier zum Stab der kombinierten Württembergischen und Badischen Felddivision kommandiert und war dabei Teilnehmer der Schlacht bei Wörth am 6. August. Er nahm weiterhin teil an der Schlacht bei Beaumont am 30. August, der Schlacht bei Sedan am 1. September, der Ein-

schließung und Belagerung von Paris ab dem 19. September, der ersten Schlacht von Villiers am 30. November und dem Gefecht am Mont Mesly.

Vom 1. Dezember 1870 bis zum 12. März 1871 war Andree als stellvertretender Adjutant zum Stab der württembergischen Reiterbrigade kommandiert. Er nahm an der zweiten Schlacht von Villiers am 2. Dezember und dem Gefecht von Ville Errart und Maison Blanche am 21. Dezember teil. Er bekam 1871 das Eisene Kreuz 2. Klasse verliehen und später noch die Kriegsgedenkmünze für Kämpfer.

In der Regimentsgeschichte des Ulanenregiments König Wilhelm I. (2. Württ.) Nr. 20, im Krieg 1870/71 das 3. Reiterregiment, berichtet Andree über den 29./30. November 1870: »Beim Wechsel der Quartiere gegen Süden kam die [1.] Eskadron nach Sucy, von wo aus abwechslungsweise ein Zug nach Bonneuil auf Vorposten kommandiert wurde. Dieses Kommando traf mich am Abend des 29. November. Der Zug war fast gänzlich in Ordonnanzdienste aufgelöst: zwei Reiter auf dem Mont Mesly, zwei in der Bonneuiler Mühle und zwei auf einer Feldwache bei Ormesson. Oberstleutnant v. Grävenitz [ein Offizier des Ehreninvalidenkorps?] erbat sich deren drei und wechselte auch während des Gefechts am Mont Mesly am 30. November mehrfach ab, während ich für meine Person von Generalmajor v. Starkloff [Kommandeur der 2. Württ. Brigade] als Ordonnanzoffizier verwendet wurde mit dem Auftrage, Näheres über die Schlacht von Champigny zu erfahren. Ich traf Generalmajor v. Reit-

zenstein [Kommandeur der 1. Württ. Brigade] in dem Park von Coeuilly gegen 3 Uhr nachmittags. Derselbe ersuchte mich, womöglich noch ein Bataillon und eine Batterie als Unterstützung zu bestellen, was jedoch unnötig wurde, indem Se. Exzellenz Generalleutnant v. Oberritz [Kommandeur der Württ. Felddivision], dem ich begegnete, mir den Auftrag gab, zu melden, dass die nötigen Anordnungen schon getroffen seien. Am 1. Dezember wurde ich nach Verwundung des Adjutanten der Kgl. Reiter-Brigade von Generalmajor Graf Scheler [Kommandeur der Württ. Reiterbrigade] als dessen Stellvertreter kommandiert und versah diesen Dienst bis zum Abmarsch der Division in das Marnedepartement, von welcher Zeit ab ich wieder als Eskadronsoffizier verwendet wurde.«

Die auf den Krieg folgenden Friedensjahre im Garnisondienst lassen sich mit einigen Einzelereignissen darstellen: Bereits vom 11. Mai bis 11. Juli 1871 war er zur Rekrutenausbildung bei der Ersatzeskadron kommandiert worden. Das Regiment



Ulanenkaserne (spätere Wilhelmskaserne) am Arsenalplatz, um 1865.

kehrte erst im Juni nach Stuttgart zurück. Es wurde jetzt zu einem Ulanenregiment umgewandelt und erhielt zum 18. Dezember 1871 die Bezeichnung Ulanenregiment König Wilhelm (2. Württ.) Nr. 20. Am 22. April 1872 wurde es, mit dem Ulanenregiment König Karl (1. Württ.) Nr. 19 tauschend, nach Ludwigsburg in die Ulanenkaserne an der Poststraße verlegt. Heute befindet sich hier das Einkaufszentrum Wilhelmgalerie an der Wilhelmstraße.

Andree war zu diesem Zeitpunkt, genauer: vom 1. November 1871 bis 30. September 1872, zum Königlich Preußischen Militärreitinstitut nach Hannover kommandiert. Am 17. März 1873 erhielt er endlich das Patent zum Premierleutnant, dem

Dienstgrad, den er schon seit fast drei Jahren besaß. Am 29. April 1874 wurde er zum Regimentsadjutanten ernannt; in dieser Verwendung blieb er bis zum 31. Oktober 1875.

Wo er während der drei Jahre in Ludwigsburg wohnte, habe ich nicht ermitteln können; möglicherweise hatte er eine Kasernenunterkunft. Zum 8. November 1875 wurde er in die 4. Eskadron des Ulanenregiments König Karl (1. Württ.) Nr. 19 in Stuttgart versetzt.

Am 7. Juli 1876 erhielt Alfred Andree den Heiratskonsens zur Ehe mit Adele Dietzsch. Adele kam aus einer kinderreichen, aber auch begüterten Familie und war am 16. Juni 1855 als das neunte Kind ihrer Eltern geboren worden. Zur Heirat mit einem Offizier brauchte sie ein Leumundszeugnis. In diesem bestätigte ihr der Stuttgarter Gemeinderat, dass sie »gut beleumundet ist und die standesgemäße Bildung besitzt«.

Alfred und Adele heirateten am 26. September 1876 in Stuttgart. Das so genannte Beibringensinventar zeigt die Vermögensverhältnisse des jungen Ehepaares auf. Er brachte 75 333 Mark in die Ehe ein, sie 63 603 Mark. Die Andrees können somit als recht gut situiert eingestuft werden, wenn auch kein Grundbesitz in den Unterlagen aufgeführt ist. Die gesellschaftliche Stellung des jungen Paares – er: Kavallerie-

offizier; sie: Tochter aus gutem Haus – erkennt man daran, dass der einflussreiche Oberhofprediger Prälat Karl Gerok sie traute und auch die Traurede hielt.

Zum 1. November 1876 wurde Andree vom Großherzog von Baden das Ritterkreuz 1. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. Am 6. Juni 1877 wurde er zum Rittmeister und Chef der 2. Eskadron des Ulanenregiments König Karl (1. Württ.) Nr. 19 ernannt. Vom 27. September bis 9. Oktober 1880 nahm er an der Generalstabsübungsreise teil und vom 14. bis 25. Juni 1881 an der Kavallerieübungsreise. Möglicherweise ist daran erkennbar, dass man noch mehr mit ihm vorhatte.



Adele Andree mit Tochter Ellen, 1882.

Am 1. September 1881 kam die Tochter Ellen auf die Welt. Das Familienglück

währte allerdings nur kurz. Denn schon am 20. Juli 1882 starb Adele Andree, erst 27 Jahre alt, an einer Herzerkrankung. Alfred Andree hat in den Monaten und Wochen davor akribisch Protokoll geführt über den Verlauf der Krankheit, über die Heilungsbemühungen, die enttäuschten Hoffnungen und schließlich das schreckliche Ende. Die Liste der Kondolierenden ist lang und enthält viele Prominente, nicht nur aus Stuttgart, und bis hinauf zum Herrscherhaus.

Auch nach dem Tode der Ehefrau musste die finanzielle Situation aufgenommen werden. Die so genannte »Fahris-Aufnahme in der Nachlaßsache« führt einen Wert des Haushalts von fast 15 000 Mark auf, das Gesamtvermögen beträgt über 129 000 Mark.

Am 18. April 1883 wurde dem Rittmeister das Ritterkreuz 1. Klasse des Friedrichsordens verliehen, und ab dem 1. Februar 1884 erhielt er das Chargengehalt 1. Klasse, d.h. einer höheren Besoldungsstufe.

Dreieinhalb Jahre nach dem Tod seiner ersten Ehefrau erhält Andree einen erneuten Heiratskonsens. Die Hochzeit mit Helene Storr findet am 12. April 1886 in Stuttgart statt. Die am 10. Juni 1865 geborene Braut war 20 Jahre alt, der Bräutigam doppelt so alt.

Im Gegensatz zur sonstigen Fülle an Dokumenten und Fotos zu vielen Aspekten im Leben Alfred Andrees ist über diese Ehe im Nachlass nahezu nichts erhalten – noch nicht einmal ein Foto der zweiten Ehefrau, auch keine Heiratsurkunde. Es gibt nur einen Brief aus dem Jahr 1885, geschrieben von der zukünftigen Schwiegermutter an Andree mit der Kernaussage, Helene sei für eine Ehe noch viel zu jung und unerfahren, deswegen müsse sein Heiratsantrag zurückgewiesen werden. Hatte sein Antrag nur wenig später doch Erfolg gehabt oder hatte sich Helene bei ihren Eltern durchgesetzt?

Die Kurzfassung der Geschichte des Ulanenregiments 19 berichtet: »Im Jahre 1886 war es dem Regiment nochmals vergönnt, im Angesicht seines Allerhöchsten Kriegsherrn, des Kaisers Wilhelm I. zu manövrieren. Im August wurde es zu einer Kavallerie-Divisionsübung und zu den großen Herbstübungen des 15. Armee-korps im Elsaß herangezogen; am 11. September stand es auf dem Polygon bei Straßburg zur Parade vor Sr. Majestät, die sich zu dem glänzendsten militärischen Schauspiele entfaltete, dem das Regiment jemals anwohnte. Am 13. September ritt es mit 5 Kavallerieregimentern bei Weitbruch die letzte Attacke unter den Augen des glorreichen Schöpfers des geeinten deutschen Reiches. Oberst Freiherr von Röder, Major von Bayer, Rittmeister Andree und Premierleutnant von Strantz wurden zum Zeichen der Allerhöchsten Anerkennung durch Orden ausgezeichnet.«



Alfred Andree als Oberleutnant, um 1876.

Unter dem 4. Oktober 1886 wurde dem Rittmeister Andree der Preußische Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen. Doch nur zwei Monate später, am 12. Dezember 1886, wurde ihm »der Abschied erteilt«.

Was war vorausgegangen? Welcher Anlass, welche Gründe führten dazu? Beim Lesen aller aus diesen Wochen oder Monaten stammenden Schriftstücke kann man nicht einmal klar erkennen, ob Andree davon überrascht wurde. Es ist auch nicht ersichtlich, ob ihm durch die Entlassung Unrecht geschehen war oder er Schuld auf sich geladen hatte. Möglicherweise ist belastendes Material verloren gegangen oder vernichtet worden.

Andree hat umgehend seinen Hausarzt eingeschaltet. Der Stuttgarter Arzt Dr. H. Fetzer hat den Rittmeister wenige Tage später untersucht. Andree muss aber schon seit längerer Zeit bei ihm in Behandlung gewesen sein. Interessant ist, dass Andrees Hausarzt den gleichen Namen trägt wie der Leibarzt König Karls, Dr. Berthold Fetzer, der später den Personaladel erhielt. Möglicherweise waren es Vater und Sohn oder vielleicht auch Brüder.

Dr. Fetzner lässt Andree unter dem Datum 18. Dezember 1886 ein Attest zukommen, das ihm Invaldität schon Monate vorher bescheinigt. In dem Begleitschreiben ist unter anderem zu lesen: »Hiemit das gewünschte Schriftstück, von dem ich hoffe, daß es Ihnen zu gewünschtem Dienst leisten möge. Ob Sie dasselbe befriedigt, weiß ich nicht, jedenfalls kann ich Sie versichern, daß ich alles, was mir möglich war, darin niedergelegt habe und daß mir das Zeugnis, wie Sie auch angedeutet finden werden, herzlich schwer geworden ist. Man erfährt so leicht nach der einen oder anderen Seite hin oder gar von hinten bei bestem Willen ein odium.« In dem Attest selbst schreibt Dr. Fetzner:

»Nach meinen persönlichen Beobachtungen, die ich seit Februar 1885 zu machen Gelegenheit hatte, leidet H. Rittm. Andree an hochgradiger Nervosität, die jedenfalls schon weit älteren Datums und nach öfters gemachten früheren Angaben seit langer Zeit bestehen muß. Dieselbe äußert sich einmal in den Erscheinungen eines meist schlechten, gestörten Schlafes, der nur mit Mühe sich einstellen will, um dann meist beängstigenden und beunruhigenden Träumen Raum zu geben, mit der Folge, daß H. Rittm. Andree ohne eigentliche Erquickung erwachte, sich den Tag über abgespannt, reizbar, in hohem Grade impressionabel fühlte. Ferner traten nicht eben selten, fast periodisch wiederkehrend, Zustände hochgehender Affecte auf, namentlich charakterisiert durch leidenschaftliches Aufbrausen und eine Erregtheit, die mit den jeweiligen veranlassenden Momenten in keinerlei Verhältnis stand und durchaus das Maß und Breite physiologisch erlaubter und gesunder Gefühlsäußerungen überschritt und für den gegebenen Augenblick alle moralische Gleichgewichte verloren gehen ließ, Zustände, die so rasch sie eintraten, so rasch ins Gegentheil einer nachfolgenden tiefen Depression umschlugen, welche letztere an sich ebenfalls qualvoll das Nervensystem ihrerseits nicht zur Ruhe kommen ließ. Nach eingehender Anamnese scheinen die geschilderten Störungen auch schon früher von dem einen oder anderen Militärarzt constatirt worden zu sein, wie dieselben ja auch im Grunde eine bei Kameraden schon längst bekannte Thatsache war und namentlich Vorgesetzten bei besonderen Gelegenheiten wie Manövern auch ohne vorangegangene Vorkommnisse Veranlassung gab, Herrn Andree besonders zu ruhiger Haltung zu ermahnen.

Alle genannten Symptome haben sich nun seit October d. J. oder etwas früher in ebenso bedauerlicher als unzweifelhafter Weise zusehends gesteigert, so daß im Grunde für den Beobachtenden eine Catastrophe, wie sie ja leider eintrat, kaum etwas Überraschendes haben konnte, ja vielmehr vom objectiv Urtheilenden eine rasche Lösung um jeden Preis nach der einen oder anderen Möglichkeit dringend gewünscht werden musste, da das fortwährende Umspringen der Gemüthslagen von der Erregtheit zur Depression, von der sanguinischen, fast überstolzen Auffassung der Lage zum absoluten Schwarzsehen und Sichvertiefen in die düstersten Bilder etwas entschieden Beängstigendes in sich trug. In diesem Sinne kann der Unterzeichnete es auch als Glück betrachten, daß H. Rittm. Andree nunmehr aus dienstlichen Verhältnissen scheidet, die ihm nach Lage seiner gemüthlichen Zustände nur immer Quelle fortdauernder nervöser Erregung gewesen sind und noch weiter ihm gewesen wären.

Schließlich erlaube ich mir zu betonen, daß es mir sehr schwer geworden ist, Dinge, die an sich discreter Natur von jedem Hausarzt wohl gerne verschwiegen bleiben, auf Wunsch des Herrn Rittm. Andree in Form eines Zeugnisses nach außen von mir geben zu müssen.«

Kurz zusammengefasst: Rittmeister Alfred Andree muss völlig mit den Nerven herunter gewesen sein. Anscheinend unbegründete Zornesausbrüche wechselten mit Phasen tiefster Depressionen. Man könnte vermuten, dass es im Dienst zu

Zusammenstößen mit Vorgesetzten oder Kameraden kam, die sein Verbleiben im Dienst nicht mehr vertretbar erscheinen ließen. Die Gründe für diesen Zustand sind nicht erkennbar. Lagen sie im dienstlichen Bereich? Waren Eheprobleme die Ursache? Vielleicht wirkten auch die Krankheit und der Tod der ersten Frau immer noch nach, die ihn damals sehr stark belastet und zutiefst getroffen hatten.

In einigen Tagebüchern hat Andree Probleme festgehalten, die er mit anderen Offizieren hatte. In zwei Fällen beschrieb er den Ablauf von Beschwerden beim Kommandeur, Gesprächen mit Kameraden und Vermittlungsversuchen, weil ein gleichrangiger Offizier ihn schnitt, ihn nicht hatte grüßen wollen.

Beide Komplexe haben ein offenes Ende, d.h. Andree hatte sich wohl laufende Notizen gemacht über die Vorgänge und Gespräche, aber den Abschluss der Affären nicht mehr festgehalten. Allerdings passen diese beiden Vorgänge zeitlich nicht zu seiner Verabschiedung. Trotzdem könnte man daraus schließen, dass ähnliche Vorkommnisse den Anlass zu seiner Entlassung gegeben hatten.

Interessant in diesem Zusammenhang ist unter Umständen aber auch, was wir über den Gemütszustand König Karls am Ende des Jahres 1886 wissen. Paul Sauer schreibt in seiner Biographie »Regent mit mildem Zepter«, dass damals »die altbewährten Diener unter den wechselnden Stimmungen des Monarchen zu leiden« hatten. Auch der Leibarzt Fetzer habe »sich immer wieder Unfreundlichkeiten sagen lassen« müssen. Es ist die Rede von »übeln, durch nichts zu erklärenden Verstimmungen des Königs« und davon, dass »die Reizbarkeit des Monarchen und seine oft an Verfolgungswahn erinnernde Furcht vor Verschwörungen krankhaft« seien. Könnte nicht auch eine Überreaktion des Königs auf ein eigentlich noch entschuldbares Fehlverhalten des Rittmeisters zur Verabschiedung geführt haben?

Andree hat gleich nach seiner Entlassung versucht, die ihm nicht gewährte Pension doch zu erhalten. Mit einem entsprechenden Gesuch wandte er sich zunächst an das Ministerium und, weil sich dieses für nicht zuständig erklärte, dann Anfang Januar 1887 direkt an König Karl, der sich damals in Nizza aufhielt. In dem Schreiben an den König führte Andree aus:

»Euer Königliche Majestät haben durch Allerhöchste Ordre vom 12. Dezember 1886 mir den Abschied zu ertheilen – eine Allerhöchste Verfügung hinsichtlich der Gewährung von Pension darin nicht aufzunehmen geruht. Da, wie aus dem in Unterthänigkeit hier beigefügten hausärztlichen Attest hervorgehen dürfte, jedoch schon zur Zeit meines Ausscheidens aus dem Dienste meine Unfähigkeit zur Fortsetzung desselben bestanden hat, bitte Eure Königliche Majestät ich allerunterthänigst, mir auf dem Wege der Allerhöchsten Gnade nachträglich die gesetzliche Pension zu gewähren. Zur Begründung dieser meiner Bitte gestatte ich mir, mich auf meine fast 25-jährige Dienstzeit sowie darauf ehrfurchtsvoll zu berufen, daß ich, wenn auch in nicht ungünstigen pekuniären Verhältnissen, doch nicht in der Lage bin, ohne den Genuß einer Pension der Zukunft sorgenfrei entgegen zu sehen.«

Andrees Gnadengesuch an König Karl hatte Erfolg. Am 8. Februar 1887 teilte ihm das Kriegsministerium mit: »Euer Hochwohlgeboren werden ergebenst in Kenntnis gesetzt, daß Seine Majestät der König auf Ihr Immediatgesuch vom 4. Januar 1887 durch Allerhöchste Ordre vom 4. Februar 1887 in Berücksichtigung Ihrer für die Zeit Ihres Ausscheidens erwiesene Invalidität in Gnaden zu bestimmen geruht haben, daß durch die Art Ihres Ausscheidens aus dem Dienste in Ihren Pensionsansprüchen nichts geändert werden solle. Demgemäß ist Ihre Pension unter Zugrundelegung des

Militär-Pension-Gesetzes vom 27. Juni 1871 und der Novelle vom 21. April 1886 auf jährlich 2432 Mark festgesetzt und in diesem Betrage bei dem Kriegszahlamt zur Auszahlung vom 1. Januar 1887 ab angewiesen worden.«

Warum hat König Karl dem Gnadengesuch zugestimmt? Hat er für Andree positiv entschieden, weil oder obwohl er an ähnlichen Gemütschwankungen litt wie der Rittmeister? Oder spielte das gar keine Rolle? Wir werden es nicht mehr erfahren.

Am 22. Februar 1887 wurde die Ehe mit Helene geschieden. Es lässt sich nicht mehr feststellen, woran sie scheiterte und wann sie zerbrach. War die Ehe vielleicht mittelbar Grund für die Verabschiedung oder war die Trennung Folge der Entlassung? Natürlich kann es auch ganz andere, persönliche Gründe gegeben haben.

Läge noch eine vollständige Personalakte über Andree vor, könnte sie mit großer Wahrscheinlichkeit einige der offenen Fragen beantworten. Es hat sich jedoch nur ein knapp gehaltener dreiseitiger Personalbogen erhalten. Die vollständigen Personalakten des württembergischen Heeres sind leider im 20. Jahrhundert vernichtet worden.

Andree verließ noch 1887 Württemberg, ging nach Schleswig-Holstein und später für kurze Zeit nach Sachsen. Wollte er Gras über die Sache wachsen lassen oder brauchte er einfach nur Ruhe und Abstand zu dem Geschehenen?

Im Sommer 1888 ging er eine dritte Ehe ein. Er heiratete in Schleswig die am 15. Mai 1864 in Kleinaspach bei Backnang geborene Elisabeth Hund. Außer etlichen Fotos ist auch über diese Ehe und die dritte Ehefrau im Nachlass nur wenig interessantes Material erhalten.

In der Zeit des Kaiserreichs ist für verabschiedete Offiziere das Recht bzw. die Erlaubnis zum Tragen der Uniform des letzten Truppenteils von herausragender Bedeutung gewesen. Erst wenn sie vorlag, war die Ehre des Offiziers gewahrt oder wiederhergestellt.

Die Gesuche Alfred Andrees und auch die seiner Mutter, der Generalswitwe, die Genehmigung zum Tragen der Uniform des Regiments zu erlangen, liegen nicht mehr vor. Sie müssen aber 1890/91 gestellt worden sein. Erhalten ist dagegen der Brief eines Bekannten Andrees, der Einblick in den Vorgang hatte und am 12. August 1891 an Andree schrieb:

»Ihr Gesuch ist noch nicht erledigt. Die militärischen Instanzen, die bestimmungsgemäß darüber gehört werden mussten, haben sich gegen dasselbe ausgesprochen. Die Antwort lief beim Kriegsministerium erst ein, als Seine Majestät der König Stuttgart schon verlassen hatte. Da aber Se. Exzellenz der Herr Kriegsminister unter den vorliegenden Verhältnissen, und weil in jener Zeit ein ähnliches Gesuch abschlägig beschieden worden, Seiner Majestät zunächst mündlichen Vortrag in der Sache erstatten will, ist das Gesuch solange zurückgelegt, bis Se. Majestät wieder nach Stuttgart zurückgekehrt sein bzw. der Herr Minister zum mündlichen Vortrag nach Friedrichshafen befohlen werden wird. Große Hoffnung auf Gewährung Ihrer Bitte kann ich Ihnen zu meinem lebhaften Bedauern unter den vorliegenden Verhältnissen nicht machen, unter allen Umständen werde ich Ihnen, wenn die Sache wieder aufgenommen wird, weitere Mittheilung zukommen lassen.«

König Karl hat über das hier angesprochene Gesuch nicht mehr entschieden; er starb am 6. Oktober 1891. Am 14. Oktober 1891, fünf Jahre nach seiner Verabschiedung, erhielt Andree von König Wilhelm II. die Erlaubnis zum Tragen der Uniform des Ulanenregiments Nr. 19. Viele Freunde und Bekannte gratulierten ihm dazu. Ob er aber die Uniform noch jemals trug, ist nicht belegt, ist eher zweifelhaft; zumindest gibt es kein Foto davon.



*Alfred Andree (2.v.r.) mit seiner dritten Frau,
Tochter, Schwiegersohn und Freunden, um 1910.*

Andree war wohl 1891 oder kurz danach wieder nach Stuttgart zurückgekehrt. Er führte das geruhsame Leben eines Pensionärs. Er besaß genügend Geld und machte zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter viele Reisen. Am 20. März 1902 starb seine Mutter, die ihm sicher ein Vermögen hinterließ.

Die Tochter Ellen heiratete am 15. März 1906 in Stuttgart den Oberleutnant Hans Herrmann. Er gehörte dem Ludwigsburger Feldartillerieregiment 65 an, war aber zu dieser Zeit zur Artillerie-Prüfungskommission nach Berlin kommandiert. Fünf Jahre später kehrte das Paar nach Ludwigsburg zurück. Dass Andree seine Tochter und den Schwiegersohn dort öfter besucht hat, belegen etliche Fotos.

Am 5. Juni 1913, fast 25 Jahre nach seiner Verabschiedung, erhielt Alfred Andree noch den Charakter als Major. Er starb 71-jährig am 12. Januar 1918 in Stuttgart an einer Lungenentzündung.

Als das Fahrrad noch Bicycle oder Velociped hieß

Die Anfänge des Fahrradfahrens in Ludwigsburg 1888–1918

von Günther Bergan

Im Jahr 2010 feiert die Fahrrad-Welt den 225. Geburtstag von Karl Drais, dem badischen Forstbeamten und Tüftler aus Karlsruhe, der zwar nicht das Fahrrad erfunden hat, von dem aber die Idee stammte, sich zur individuellen Fortbewegung zweier hintereinander laufender Räder zu bedienen (Bicycle) und diese durch Abdrücken der Beine auf dem Boden schnell voranzutreiben (Velociped). Drais hatte nicht nur die Idee, er setzte sie auch in die Tat um, konstruierte und baute sich ein hölzernes, eisenbeschlagenes Laufrad und fuhr oder besser: lief mit ihm im Sommer 1817 von Mannheim nach Schwetzingen. Mit seiner Erfindung wurde Drais zum Begründer des individuellen, von Dritten unabhängigen Verkehrs, dessen Erfolgsgeschichte bis heute unvermindert anhält.

Bereits 1829 fand in München ein erstes Laufradrennen statt. Die Verwendung als Sportgerät war dem Fahrrad also bereits vor der Geburt in die Wiege gelegt. 1861 ersetzte der Franzose Pierre Michaux den Laufantrieb durch einen Tretkurbelantrieb am Vorderrad und erlebte mit seiner »Michauline« bei der Weltausstellung 1867 in Paris den großen Durchbruch, was zahlreiche Nachahmer zu eigenen Lösungen inspirierte. Ab 1869 wurde das Laufrad auch in England unter dem sinnigen Namen »Boneshaker« oder Knochenschüttler in verbesserter Version mit Stahlrohrrahmen, Drahtspeichen und Vollgummibereifung gebaut.

Sportlicher Ehrgeiz trieb die Entwicklung und Verbreitung des Bicycles voran. Am 19. April 1869 wurde der erste Radsport-Verein, der Bicycle-Club Altona, gegründet. Im selben Jahr folgten noch der Münchner und der Magdeburger Velociped-Club. Der Wunsch nach höherer Geschwindigkeit ließ das Vorderrad immer größer, die ganze Maschine folglich zum Hochrad und damit zwar immer schneller, aber auch immer gefährlicher werden. Der Marktführer bei den Hochrädern war ab 1881 das so genannte Ordinary Bicycle »Ariel« des Engländers James Starley.

Nachdem bereits 1865 die Gliederkette erfunden worden war, tüftelten französische und englische Ingenieure fieberhaft an einem Sicherheitsrad. Die Grundidee dieses Rades war es, bei der als notwendig erachteten Verkleinerung des großen Antriebsrades den damit verbundenen Geschwindigkeitsverlust durch eine über eine Kette angetriebene Übersetzung auszugleichen. 1877 wurde in Frankreich ein solches Rad unter dem Sicherheit suggerierenden Namen »Sûr« vorgestellt, das sich allerdings gegen das ein Jahr später in England unter dem Namen »Kangaroo« produzierte Rad nicht behaupten konnte.

1880 startete in München das erste deutsche Bahnrennen (4 km in 11:21 Minuten). Weiter ging es jetzt Schlag auf Schlag. Am 1. August 1881 erschien die erste Nummer der deutschen Fachzeitschrift »Das Velociped«, und am 29. Mai 1882 wurde in München als Dachorganisation von Fahrradvereinen der »Deutsche Velocipedisten-Bund«

gegründet, aus dem dann am 17. August 1884 in Leipzig der »Deutsche Radfahrer-Bund« hervorging. Keine zwei Jahre später, am 31. Januar 1886, gründeten vor allem süddeutsche Vereine die »Allgemeine Radfahrer-Union«, quasi als Konkurrenz zum Radfahrer-Bund. Erst 1919 schlossen sich beide Verbände zum »Bund Deutscher Radfahrer« zusammen. Die dritte große deutsche Dachorganisation konstituierte sich im Mai 1896 in Offenbach: der Arbeiter-Radfahrer-Bund »Solidarität«, hervorgegangen aus der Arbeiter- bzw. Arbeitersportbewegung.

England blieb führend in der Fahrrad-Industrie. Schon 1881 stellte die Firma John Kemp Starley einen weiteren Meilenstein in der Entwicklung des Fahrrads vor, das so genannte »Rover I«, ein Niederrad mit zwei gleich großen Rädern, Trapezrahmen und Antrieb über eine Kette auf das Hinterrad. Eine in der Lenkung verbesserte Version »Rover II« folgte 1885 und 1887/88 war mit dem »Rover III« unser heutiges Fahrrad geboren und der Untergang des Hochrades besiegelt.

1889 konnte auf der ersten Fahrradausstellung in Dresden bereits die Erfindung des irischen Tierarztes John Dunlop bewundert werden: die Luftbereifung mittels eines aufgeklebten Pneus. Ein Jahr später verbesserte der Franzose Edouard Michelin das System dank der Entwicklung des demontierbaren Pneus. Mit der Einführung der Torpedo-Freilaufnabe mit Rücktritt von Ernst Sachs um 1900 war die Entwicklung des Fahrrads im Wesentlichen abgeschlossen.

Vor diesem zeitlichen Hintergrund soll in den folgenden Kapiteln möglichst umfassend von radbegeisterten Ludwigsburgern, insbesondere aber von ihren umtriebigen Vereinen berichtet werden. Ein Vorhaben, das sich nicht ganz einfach gestaltete und das zur Zeit auch keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, da bedauerlicherweise außer Zeitungsartikeln und einigen wenigen Fotos keinerlei weitere Unterlagen wie z. B. Protokollbücher für die Recherche zur Verfügung standen.

Alle für den Aufsatz verwendeten Unterlagen sind im Stadtarchiv Ludwigsburg in einer Materialsammlung unter der Signatur S 3/I Nr. 43 zusammengefasst.



»Sein ganzer Stolz, das neue englische Hochrad«, um 1885.

Radfahrer-Vereine in Ludwigsburg

In den Jahren zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg wurden in Ludwigsburg insgesamt vier Radfahrer-Vereine gegründet:

- 1888: Radfahrer-Verein Ludwigsburg;
- 1892: Radfahrer-Club Ludwigsburg 1892;
- 1900: Radfahrer-Club »Vorwärts« 1900;
- 1906: Arbeiter-Radfahrer-Verein »Frisch Auf«.

Von diesen vier Vereinen war der Radfahrer-Verein Ludwigsburg nicht nur der älteste, sondern auch der größte und aktivste, und folglich ist er auch der am besten dokumentierte. Da alle Vereine ähnlich strukturiert waren, sollen im Folgenden die Aktivitäten dieser Vereine exemplarisch am Beispiel des Radfahrer-Vereins dargestellt werden. Auf individuelle Besonderheiten der drei anderen Vereine wird gesondert eingegangen.

Der Vollständigkeit halber seien hier – ohne nähere Einzelheiten auszuführen – auch die vor 1918 gegründeten Radfahrer-Vereine der damals noch selbständigen Ludwigsburger Stadtteile erwähnt:

- Radfahrer-Verein 1904 Oßweil e.V.: gegründet am 8. Februar 1904 unter dem Namen »Radfahrerklub Pfeil«;
- Rad- und Kraftfahrerverein Neckarweihingen 1906: gegründet am 4. August 1906 unter dem Namen »Arbeiter-Radfahrer-Verein Neckarweihingen«;
- Rad- und Kraftfahrerverein »Solidarität« Poppenweiler: gegründet 1909 unter dem Namen Arbeiter-Radfahrer-Verein »Edelweiß«;
- Radfahrerverein »Wanderlust« Oßweil: gegründet 1910.

Radfahrer-Verein Ludwigsburg

Eckdaten zur Vereinsgeschichte

Am 26. Mai 1888 erschien in der Ludwigsburger Zeitung (im Folgenden: LZ) ein unscheinbarer Aufruf: »Radfahrer. Diejenigen Herren, welche sich für den Sport interessieren, werden hiemit höflichst eingeladen, morgen Samstag abend 8 ½ Uhr im Stuttgarter Hof (Nebenzimmer) erscheinen zu wollen. Mehrere Radfahrer.« Der Samstag, 27. Mai 1888, kann also als Gründungsdatum des Vereins angesehen werden.

Kein Verein ohne Banner! Bei öffentlichen Auftritten oder offiziellen Feiern präsentierte das Banner den Verein. Der künstlerische Entwurf stammte vom Ludwigsburger Zeichenlehrer Gustav Gnant. Auf der Vorderseite war das Vereinselement, ein sportlich gekleideter Hochradfahrer in einem Lorbeerkranz und darunter der deutsche Radfahrergruß »All Heil«, aufgestickt, auf der Rückseite das Ludwigsburger Stadtwappen. Das Banner, eine Stiftung der Vereinsdamen, wurde von Schülerinnen der Ludwigsburger Frauenarbeitsschule angefertigt und am 5. Oktober 1889 im Rahmen einer feierlichen Bannerweihe dem Verein übergeben. Das Vereinselement diente künftig auch als Blickfang bei Zeitungsanzeigen und zierte die Vorderseite der Vereinsmedaillen.

Im September 1892 wurde der Verein in den Deutschen Radfahrer-Bund aufgenommen. 1902 gründeten musikbegeisterte Mitglieder ein eigenes Vereinsorchester. 1909 zählte der Verein 79 aktive, 68 passive sowie drei Ehrenmitglieder. Die Feier des 25. Stiftungsfestes im November war der Höhepunkt des Jahres 1913. Die Einrichtung einer Jugendabteilung war für 1914 geplant, konnte aber wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs nicht mehr realisiert werden.

Vereinsleitung

Die Geschicke des Vereins lagen, wie damals und auch heute noch üblich, in den Händen des 1. und 2. Vorstands, des beratenden Ausschusses sowie des Schriftführers und des Kassiers. Ein Fahrwart war für die Organisation der Ausfahrten und der

Wettfahrten sowie für die Wartung und sachgemäße Ausrüstung der Räder verantwortlich.

Der Ludwigsburger Radfahrer-Verein war ein Verein des besser gestellten, finanzkräftigen Bürgertums, was sich in den Berufen der Vorstände widerspiegelt: Friedrich Jundt, Heinrich Eichmann, Otto Liebendörfer, Emil Thumm, Max Heydt waren Kaufleute, August Dobler Werkmeister, Friedrich Siller Schreinermeister und Hermann Stähle Prokurist. Die Gesinnung der bürgerlichen Vereine dieser Zeit war meist wertkonservativ und deutschnational. Arbeitern blieb der Zugang zu diesen Vereinen deshalb so gut wie verwehrt, meist hatten sie jedoch unter diesen Umständen auch keine Lust, in diese Vereine einzutreten.



Abzeichen mit dem Emblem des Radfahrer-Vereins Ludwigsburg.

Vereinsversammlungen

Die jährlich stattfindenden ordentlichen und die bei Bedarf notwendig gewordenen außerordentlichen Generalversammlungen sowie die Ausschusssitzungen wurden jeweils durch Anzeigen in der Ludwigsburger Zeitung angekündigt. Weitere wichtige vereinsinterne Mitteilungen erhielten die Mitglieder in »Zirkularen« oder Bekanntmachungen zugestellt. Gelegentlich erschienen im redaktionellen Teil der Zeitung auch knappe Berichte über den Verlauf der Sitzungen oder über die Ergebnisse der Vorstandswahlen. Mögen die Sitzungen auch anstrengend oder schwierig gewesen sein, der Ausklang war auf jeden Fall entspannend: »Nach Schluss der Wahlen wurde zum zweiten, gemütlichen Teile des Abends übergegangen, wobei die heiterste Stimmung recht lange herrschte.« (LZ 14.2.1900) »Nach Erledigung des geschäftlichen Teils gings zum gemütlichen über, der durch mehrere Vorträge der Musikkapelle

und öfteres Circulieren des Königspokals sich recht feuchtfröhlich gestaltete.« (LZ 2.2.1904) Die regelmäßigen Vereinsabende oder Monatsversammlungen im Vereinslokal, meist mit musikalischer Unterhaltung verbunden, dienten ausschließlich der Pflege der Kameradschaft und Geselligkeit.

Vereinslokale

Das Vereinslokal war die Heimat des Vereins. Im »Lokal«, wie es meistens nur hieß, stand die Vitrine mit den errungenen Preisen und Pokalen, hier wurden alle Versammlungen, die Vereinsabende, die Siegesfeiern und die Vereinsfeste abgehalten. Der Radfahrer-Verein Ludwigsburg belegte bis zu seinem 25. Stiftungsfest im Jahr 1913 insgesamt acht Lokale:

- 1888: »Englischer Garten«, Asperger Straße.
- 1898: »Museum«, Wilhelmstraße.
- 1891: »Zur Kanne«, Körnerstraße.
- 1896: »Brauerei Körner«, Schützenstraße.
- 1900: »Zum Mohren«, Seestraße.
- 1904: »Zum Rebstock«, Seestraße.
- 1909: »Café Bohn«, Arsenalstraße.
- 1912: »Herzog Eberhard«, Solitudestraße.

Vereinsleben

Beim Ludwigsburger Radfahrer-Verein, der bekanntlich von sportlich interessierten Herren gegründet worden war, mussten bei der Gestaltung des Vereinslebens logischerweise vor allem sportliche Gesichtspunkte wie die Teilnahme an Wettkämpfen oder das Tourenfahren im Vordergrund stehen. Daneben entwickelte sich der Verein im Laufe der Jahre immer mehr auch zu einem Gesellschafts- und Geselligkeitsverein. Zunächst lieferten die sportlichen Erfolge den unmittelbaren Anlass zum gemeinsamen Feiern, später wurde dann auch ohne direkten sportlichen Anlass, aber immer mit sportlicher Note, im großen Rahmen mit eigenem Orchester und eigenen Künstlern gefeiert. Sport und Unterhaltung bestimmten das Vereinsleben.

Die aktiven Sportler hatten die unterschiedlichsten Möglichkeiten, sich im Wettkampf mit den Konkurrenten anderer Vereine zu messen: im Freien oder in der Halle, bei Straßenrennen, bei Touren- oder Distanzfahrten, beim Korso- oder Kunstradfahren – auf jeden Fall aber immer als Amateurfahrer, nie als Profis, als so genannte Preisgeld-Fahrer.

Straßenwettfahrten

Als Mitgliedsverein des Deutschen Radfahrer-Bundes im Gau 8 Württemberg war der Radfahrer-Verein Ludwigsburg berechtigt, Wettfahrten für den Gau selbst auszurichten bzw. an Wettfahrten des Gaus teilzunehmen. Eine Teilnahme an Bahnrennen kam für den Verein nicht in Frage, da sich der Vorstand entschieden für die so genannten Herrenfahrer, die heutigen Amateure, einsetzte.

Die Straßenwettfahrten wurden in verschiedenen Kategorien durchgeführt: Ermunterungsfahrten für Anfänger zum Auftakt, Erstfahrten für Fahrer, die bisher noch keinen Preis gewonnen hatten, Seniorenfahrten und schließlich die Hauptfahrten. Daneben gab es die abwechslungsreichen Tourenwettfahrten als Antwort auf die eintönigen Bahnrennen und die anspruchsvollen Distanzfahrten über mehrere hundert Kilometer. Nicht zu vergessen: die unterhaltsame akrobatische Disziplin Langsamfahren über eine Distanz von 50 oder 100 Meter.

Am 12. Mai 1890 führte der Radfahrer-Verein eine Tourenwettfahrt über 62 Kilometer von Ludwigsburg über Cannstatt, Waiblingen nach Backnang und zurück durch. Zwanzig Radler nahmen teil, Sieger wurde ein Herr Beyer aus Ludwigsburg als Erstfahrer in 3:15 Stunden, was einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 19 km/h entsprach. Eine Sprint-Wettfahrt fand am 27. Juli 1890 auf der Straße nach Eglosheim statt. Im Hauptrennen über 3300 Meter wurde der Ludwigsburger Heinrich Eichmann 12 Sekunden hinter dem Sieger in 7:42 Minuten Dritter.

Neben dem Sieger und der Siegerzeit ist aber auch der typische Ablauf eines Renn-tages interessant. Er begann mit einem Corso aller beteiligten Fahrer durch die Straßen der Stadt. Ein Frühkonzert zur Unterhaltung aller aktiven und passiven Renn-fahrer in einem der Biergärten der Stadt, vorgetragen von einer Militärkapelle, durfte nicht fehlen. Gestärkt nach einem gemeinsamen Mittagessen, gingen die Rennfahrer am Nachmittag an den Start. Am Abend schließlich die Siegerehrung, wieder in einem Biergarten. Mit Musik und Tanz klang der Renntag heiter aus.

Radfahrerverein Ludwigsburg.

Sonntag den 9. Juni 1895

Distanz-Wettfahrt

104 Kilometer.

Strecke: Ludwigsburg—Lauffen—Heil-bronn—Wimpfen—Heilbronn—Beilstein
Marbach—Ludwigsburg.

Programm.

Samstag abend von 8 Uhr an gemütliche
Kecipe im Vereinslokal,

Morgens 6¹/₂ Uhr Besprechung des Wett-
fahrt-Ausschusses am Start,

Morgens 7 Uhr Ablassen der Distanzfahrer: hierauf: Besichtigung der
Stadt, anschließend Frühstücken im Gasthaus z. Mohren,

Morgens 11 Uhr Empfang der zurückkommenden Distanzfahrer,

Mittags 2 Uhr Sommer-Gautag im Lokal (Brauerei Körner),

" 3 " **Concert** im Garten der Brauerei Körner,

" 4¹/₂ " Preisverteilung.

Wir erlauben uns hiezu die verehrliche Einwohnerschaft, unsere
Mitglieder und Freunde unseres Sports ergebenst einzuladen.

Der Ausschuss.

Eintritt zum Konzert: 30 J. Für Mitglieder unseres Vereins
und Radfahrer im Sportanzug **frei**.



Ludwigsburger Zeitung, 7. Juni 1895.

Im Mai 1892 organisierte der Radfahrer-Verein als Frühjahrsrennen eine Tourenwettfahrt zwischen Ludwigsburg und Beilstein über 26 Kilometer und im August 1894 ein Gauverbandsfahren von Ludwigsburg nach Heilbronn und zurück über 78 Kilometer, das Carl Schied vom Radfahrer-Verein Ludwigsburg aus einem Teilnehmerfeld von neun Fahrern in 3:06 Stunden gewann. Alles in allem sicher eine tolle Leistung, wenn man an die Räder ohne Schaltung und den Zustand der damaligen Straßen denkt. Den Höhepunkt ein Jahr später bildete sicher eine Distanzfahrt des Gaus Württemberg über 104 Kilometer von Ludwigsburg nach Wimpfen und zurück, die wieder Carl Schied gewann, in 4:12:25 Stunden. Besonders erwähnenswert ist auch die Leistung von zwei fanatischen Fahrern des Vereins, die im September 1891, vielleicht im Rahmen einer Wette, zu einer Tour von Ludwigsburg nach Darmstadt und zurück antraten und die 330 Kilometer in knapp 24 Stunden »ziemlich ermattet, doch wohlbehalten« bewältigten.

Mitte der 1890er Jahre reagierte der Radfahrer-Verein auf die, wie er es nannte, »Auswüchse des Radrennwesens«. Er zog sich von den Wettfahrten weitgehend zurück und verstärkte stattdessen die Pflege des Korso-, Kunst- und Reigenfahrens.

Korsofahren

Das Korsofahren war eine sehr beliebte und bis in die 1950er Jahre ausgeübte, heute allerdings vergessene und nur noch bei historischen Umzügen vorgeführte Sportart. Der Korso war eine Art Schaufahren mit dem Rad. Bis zu dreißig Fahrer umfassende Mannschaften fuhren in einheitlicher Kleidung auf phantasievoll mit Bändern oder frischen Blumen geschmückten Rädern in einer ausgeklügelten Ordnung vor einem begeisterten Publikum durch die Straßen. Das Korsofahren diente zunächst der Unterhaltung des Publikums und war meist im Rahmen größerer Feierlichkeiten in einen Festzug integriert, während beim Preiskorso ein Preisgericht den Gesamteindruck der Gruppe, die so genannte Auffahrt, die Dekoration der Räder sowie die Kostüme der Fahrer nach Punkten beurteilte und prämierte.

Korsofahren und Preiskorso waren die unbestrittenen Stärken des Radfahrer-Vereins Ludwigsburg. Die Mannschaft präsentierte sich bei Preiskorsofahrten u.a. in Stuttgart, Karlsruhe, Frankfurt, München, Darmstadt, Mannheim und setzte sich erfolgreich gegen starke Gegner durch. 1897 errang die Mannschaft beim Preiskorso in Heilbronn den 1. Ehrenpreis des Gaus Württemberg, 1898 beim Preiskorso in München überlegen den 1. Preis, »ein Prachtstück des Kunstgewerbes«. Ein Höhepunkt war sicher der Huldigungskorso für König Wilhelm II. in Stuttgart im Jahr 1900, bei dem die Ludwigsburger den 1. Preis im Korsofahren und den 2. Preis im Blumenkorso gewannen. Die Aufzählung der Auszeichnungen könnte beliebig fortgesetzt werden bis hin zum Gewinn des Bundes-Ehrenpokals des Deutschen Radfahrer-Bundes im Jahr 1911 in Donaueschingen. Die Korsofahrer des Vereins waren für damalige Verhältnisse ähnlich erfolgreich wie der 1. Tanzclub Ludwigsburg hundert Jahre später.

Für den Erfolg musste allerdings auch schon damals hart trainiert werden. Zahlreiche Anzeigen in der Ludwigsburger Zeitung riefen jeweils zu den notwendigen Probefahrten auf. Vor den Wettkämpfen wurden die Räder beim Fahrwart abgeliefert und von kundiger Hand ideenreich und effektiv geschmückt. Die gewonnenen, repräsentativen Preise konnten öffentlich in den Schaufenstern befreundeter Ludwigsburger Geschäftsleute bestaunt werden, bevor sie nach einer feuchtfröhlichen »Einweihung« in die Verwahrung des Vereins übergingen.

Die Teilnahme an den Preiskorsofahrten avancierte zur Herzenssache des Vereins. Die Ludwigsburger Korsosfahrer waren erfolgreich und genossen über die Grenzen des Landes hinaus einen guten Ruf, den es zu bewahren und auch zu verteidigen galt. Entsprechend ungehalten und energisch reagierte die Vereinsspitze auf ihrer Meinung nach ungerechte Wertungsergebnisse der Schiedsrichter. 1903 wurde der Bundes-



Radfahrer-Verein Ludwigsburg beim Huldigungskorso für König Wilhelm II., 1900.

sportausschuss des Deutschen Radfahrer-Bundes erfolgreich angerufen, um ein Fehlurteil beim Preiskorso in Cannstatt zu revidieren. Ähnlich verhielt es sich 1904 in Lahr, als dem Verein erst nach einem Protest gegen das Schiedsrichter-Urteil der Wanderpokal endgültig zuerkannt wurde.



Radfahrer-Verein Ludwigsburg, Aufstellung zum Korso, vorne Max und Otto Heydt.

Reigenfahren

Im Gegensatz zum Korsofahren war das Reigenfahren eine Saalsportart auf speziellen Saalmaschinen. Das damalige Reigenfahren lebt im heutigen Kunstradfahren weiter. Der Reigen wurde in kleineren Gruppen von sechs oder acht Fahrern gefahren.

Seit Mitte der 1890er Jahre nahmen Aktive des Radfahrer-Vereins Ludwigsburg am Konkurrenz-Reigenfahren teil. Ganz so erfolgreich oder dominierend wie die Korsofahrer waren die Ludwigsburger Reigenfahrer allerdings nicht. So errang ein Sechser-Reigen des Vereins nach intensiven mehrwöchigen Proben 1900 in Stuttgart beim Gaufest des Deutschen Radfahrer-Bundes einen ehrenvollen 2. Preis. Darüber hinaus waren die optisch beeindruckenden Auftritte der Reigenfahrer vor allem unverzichtbarer Bestandteil und sportlicher Höhepunkt vieler Vereinsfeste.

Radball

Radball spielten die Aktiven des Vereins ebenfalls, allerdings mehr für den Hausgebrauch und ohne größere Bedeutung bei Wettkämpfen. Nur ein Mal, im Jahr 1902, wurde der Gewinn eines 2. Preises in der Ludwigsburger Zeitung erwähnt.

Vereinsfeste

Am 12. November 1895 wurde in der Ludwigsburger Zeitung berichtet, dass es seit Jahren das Bestreben des Radfahrer-Vereins sei, in Ludwigsburg »durch Veranstaltungen von Festlichkeiten sportlichen Gepräges Interesse für seine Sache zu wecken und diesem nützlichen und gesundheitsförderlichem Sport neue Anhänger zu ge-



Radfahrer-Verein Ludwigsburg, Gruppenbild um 1900.

winnen«. Ein Blick auf das umfang- und abwechslungsreiche Angebot an »Festlichkeiten« bestätigt die oben zitierte Intention des Vereins mehr als deutlich. Etwas befremdlich wirkt es allerdings, wenn derselbe Verein ab 1905 entgegen seinen bisherigen Gepflogenheiten bei Familienunterhaltungen oder Weihnachtsfeiern Nichtmitgliedern den Zutritt gar nicht oder bestenfalls nach vorheriger Einladung gestattete.

Neben den üblichen Sieges- und Weihnachtsfeiern, Stiftungsfesten und Faschingsbällen veranstaltete der Verein regelmäßig Familien- bzw. Vereinsabende mit Tanzunterhaltung, Herren- und Kneipabende, Kaffeekränzchen für die Damen, je nach Jahreszeit Metzelsuppe und Gansessen, Garten- und Sommernachtsfeste, Konzert-, Theater- und Operettenabende, Krüglesfeste und als Besonderheit, wenn es besonders hoch hergegangen ist, Katerausflüge am Tag danach. Die kleineren Veranstaltungen wie die Familienabende fanden im Vereinslokal, die größeren wie Stiftungsfeste oder Bälle im Festsaal des Bahnhotels statt.

Es fällt auf, dass sich die Programmgestaltung der Festlichkeiten im Lauf der Jahre deutlich geändert hatte. Bis etwa 1903 dominierten Reigen- und Kunstradfahren, Radballspiele und lebende Bilder aus dem Radlerleben den sportlichen Teil des Programms, während im Unterhaltungsteil meist »Sportlieder« gesungen und humoristische Vorträge zum Besten gegeben wurden. Ab 1903, nach der Gründung des Vereinsorchesters, verloren die sportlichen Beiträge zugunsten eines musisch-künstlerisch anspruchsvolleren Unterhaltungsprogramms an Bedeutung. Gestalteten bis zur Gründung des Vereinsorchesters unterschiedliche Militärkapellen die musikalische Umrahmung der Festlichkeiten, so hielt mit den Auftritten des Vereinsorchesters vor

allem gängige klassische Musik erfolgreich Einzug in das Vereinsleben der Radfahrer. Neben heiteren Lustspielen und Couplet-Vorträgen waren bei den Feiern jetzt Konzerte von Mozart, Ouvertüren von Rossini, Quartette von Haydn, Arien von Weber oder Lieder von Brahms zu hören, vorgetragen, ob heiter oder ernst, ausschließlich von engagierten Vereinsmitgliedern. Dora Thumm, die Frau des Vorstandes, und Robert Kübler übernahmen die Gesangspartien, Felix und Otto Haußer spielten Cello bzw. Violine. Max Freymann, der ab 1909 die Leitung des Orchesters übernommen hatte, inspirierte Orchester und Solisten zu diesen für Laien erstaunlichen Leistungen und beglückte die Radsportfreunde gelegentlich mit eigenen, dem Verein gewidmeten Marschkompositionen. Sport und gehobene Unterhaltung waren zum Markenzeichen des Radfahrer-Vereins geworden.

Ausfahrten

Gemeinsame Ausfahrten mit dem Rad zur »Ertüchtigung des Körpers und zur Erfrischung des Geistes« waren die Klammer, die Aktive und Passive, Sportler und Freunde des Sports zusammenhielt. Ob Früh-, Vormittags-, Nachmittags-, Abendtouren in die nähere Umgebung, Familienausflüge oder Tagestouren, für jeden war etwas dabei. Die Ausfahrten wurden regelmäßig in der Ludwigsburger Zeitung an-

Radfahrer-Verein Ludwigsburg.

Samstag den 2 Januar 1909
abends 8 Uhr im **Bahnhotel**



Weihnachtsfeier mit Gabenverlosung.

Zur Aufführung gelangt die Operette „**Eine reiche Erbin**“, ausgeführt von Damen und Herren des Vereins und der Vereinskapelle.

Ferner haben Frau **Dora Thumm** (Vedervorträge) und Herr **Otto Haußer** (Violine) ihre gütige Mitwirkung zugesagt und ist außerdem noch der Gesangs-humorist Herr **W. Simon** in Stuttgart für humoristische Vorträge gewonnen worden, so daß ein in jeder Beziehung reichhaltiges und schönes Programm in Aussicht steht.

Recht zahlreichem Besuch sieht entgegen
der Ausschuß.

Hiesige Nichtmitglieder haben nur gegen Vorweisung der an sie ergangenen Einladung Zutritt.

Ludwigsburger Zeitung, 30. Dezember 1908.

gekündigt. Man fuhr nie allzu weit, u.a. nach Bietigheim, Marbach, Freudental, Schwieberdingen, Stammheim oder Kornwestheim, wobei der Eindruck sicher nicht ganz falsch ist, dass oftmals weniger die Fahrt als vielmehr die Gastwirtschaft zum Abschluss das Ziel der Fahrten war. Wie anders kann eine Abendausfahrt nach Hoheneck ins Bad-Hotel sonst interpretiert werden? Familienausfahrten endeten ebenfalls in einer Gastwirtschaft, aber mit Konzert und Tanzunterhaltung. Bei größeren Tagestouren dagegen, z. B. nach Wildbad, wurde ausnahmsweise der Zug als unterstützendes Beförderungsmittel benutzt.

Damen auf dem Rad

Am 10. September 1896 konnten die Ludwigsburger in ihrer Zeitung lesen, der englische Arzt Dr. Turner sei aufgrund eigener Wahrnehmungen der Überzeugung, dass »der Gesundheitszustand von Frauen, die sich dem Radfahren ergeben, sich regelmäßig bedeutend verbessert«. In dem Bericht heißt es weiter: »Viele Damen haben

Otto Hoffmeister

Fahrrad-Unterricht.

**Concordia-
Damen-
Fahrräder**

sind die besten
und
bequemsten
mit
gesetzlich
geschütztem
Rahmenbau.



Fahrrad-Schule.

Fahrrad-Unterricht.

Fahrradhandlung Ludwigsburg.

Fahrrad-Schule.

Extrabreiter
Raum
zum Auf-
und
Absteigen.
Solid,
elegant und
sehr
preiswert.

Ludwigsburger Zeitung, 11. Juni 1898.

nicht nur kleine Leiden verloren, sondern bei organischen Fehlern große Erleichterung empfunden, seitdem sie dem Sport zu huldigen anfangen. Das Radfahren ist diejenige Übung, die wirksamer als alle anderen den Stoffwechsel befördere, die Hauttätigkeit anrege, auf die Atmungsorgane wirke, jeden Muskel kräftige.« Allerdings forderte Dr. Turner von den Rad fahrenden Damen »die Benutzung eigener Kleidung für das Fahren, wollenes Unterzeug, sowie ganz lose sitzende Kleidung«. Die Beteiligung von Damen an Wettfahrten hielt er übrigens »für sehr schädlich«. Unterstützt

wurde die Idee des Damen-Radfahrens schon frühzeitig auch durch eine Fachzeitschrift. Bereits in den 1890er Jahren erschien als Organ der Rad fahrenden Damen die Zeitschrift »Draisena«, herausgegeben von einer Radfahrerin.

Inwieweit sich die Mitglieder der Damen-Abteilung des Ludwigsburger Radfahrer-Vereins an die Empfehlung, wollene Unterwäsche zu tragen, gehalten haben, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall aber ist sicher, dass sie an keinen Rennen teilgenommen haben. Bei Korso- bzw. Preiskorsofahrten dagegen bildeten sie mit ihren weiten Gewändern und großen Hüten die Lichtpunkte und Hingucker innerhalb der zahlenmäßig überlegenen Männerriege. Beim Münchner Preiskorso 1898 trugen neben 29 Herren auch drei Damen zum umjubelten Gewinn des 1. Preises bei. Die Teilnahme des eigenen Sechser-Damenreigens am 10. Stiftungsfest 1898 ließ den Berichterstatter der Ludwigsburger Zeitung ins Schwärmen geraten: »Den Glanzpunkt des Festes bildete ein Damen- und ein Herrenreigen. Es war ein anmutiges Bild, als die 6 Damen in ihren kleidsamen Kostümen (grauer Rock, weiße Bluse und Mütze mit grünem Stern) in den Saal fuhren und nun in einer Reihe kunstvoller Figuren und mit bewundernswerter Sicherheit, welche die vorausgegangene gründliche Schulung verriet, den Beweis für die eminente Beweglichkeit und leichte Regierbarkeit des Rades erbrachten. Nichts kann geeigneter erscheinen, die Feinde des Damenfahrens zu bekehren, als eine derartige Darstellung.« (LZ 3.10.1898)

Sportliche Auftritte von Frauen waren um die Jahrhundertwende ungewohnt und riefen Kritiker wie Spötter auf den Plan. Unbestritten dagegen war die Rolle der Frau im gesellschaftlichen Teil des Vereinslebens. Die Ludwigsburger Radfahrer-Damen trafen sich zu Kaffeekränzchen, stifteten für den Familienabend Gebäck, beim Rennen einen Ehrenpreis und anlässlich der Vereinsgründung sogar das Banner. Sie verschönten nicht nur mit ihren musikalischen Beiträgen, sondern auch mit ihren geschmackvollen Toiletten so manches Fest und waren vor allem die anmutigen Partnerinnen der sich beim Tanz nach Wettkämpfen oder Ausfahrten vergnügenden Herren. Dass sie sich nebenbei in Zeitungsanzeigen für Fahrräder hervorragend als Blickfang eigneten, soll abschließend auch noch erwähnt werden.

Das Ende

Die zweitägige Feier des 25. Stiftungsfestes am 22./23. November 1913 stellte für den Radfahrer-Verein den letzten Höhepunkt der Vereinsgeschichte dar. Als Beweis sportlicher Leistungen präsentierte man stolz im Festsaal des Bahnhofs den »Vereinschatz«, nämlich die wertvolle Sammlung der errungenen Siegestrophäen. Die Zahl der Ehrengäste und der Rang der Festredner unterstrichen die gesellschaftliche Stellung des Vereins.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs bedeutete das jähe Aus für das Vereinsleben. In der Ludwigsburger Zeitung erschienen keine Anzeigen mehr und die wenigen, die nach dem Krieg noch erschienen sind, lassen keinerlei Rückschlüsse mehr auf die sportlichen Aktivitäten des Vereins zu. Die letzte Anzeige, ein Aufruf zu einer Orchesterprobe, datiert vom 21. November 1930. 1933 wurde der Radfahrer-Verein Ludwigsburg im Zuge der Gleichschaltung aufgelöst.

Eine Neugründung nach dem Krieg erfolgte nicht mehr. Von dem einst bedeutenden Verein scheint sich nichts erhalten zu haben, keine Protokollbücher, keine Siegestrophäen, auch nicht das Banner. So sind die Zeitungsartikel und zwei durch Zufall aufgetauchte Medaillen mit dem Vereinselement die einzigen, heute bekannten Zeugen des Radfahrer-Vereins Ludwigsburg.

Radfahrer-Club Ludwigsburg 1892

Der Radfahrer-Club Ludwigsburg wurde 1892 gegründet. Ein genaues Datum ist nicht bekannt. Die Berichterstattung über das Vereinsleben setzt in der Ludwigsburger Zeitung erst im Oktober 1893 ein. Der Falkenwirt Johann Pfänder war bis 1898 der 1. Vorstand, das Vereinslokal war verständlicherweise die Wirtschaft »Zum Falken« in der Lindenstraße. Nachfolger von Pfänder war bis 1900 der Fabrikant Christian Eichert, der vom Schreiner Gotthilf Kaufmann abgelöst wurde. Der Club schloss sich der Allgemeinen Radfahrer-Union als Dachverband an. Er bildete damit als Unionsverein das Konsulat Ludwigsburg des Hauptkonsulats Württemberg.

Die Organisation des Vereins war vergleichbar mit der des Radfahrer-Vereins. Bis Ende 1897 bildete ein Wappenschild mit der Inschrift »Radfahrer Club Ludwigsburg 1892« und einem darüberliegenden Schriftband »All Heil!« das Vereinseblem. Ab Mitte 1898 wurde es von einer gekrönten Kartusche mit dem Stadtwappen und der Inschrift »Radfahrer Club Ludwigsburg 1892« abgelöst.



Ansichtskarte mit Gasthaus »Zum Falken«, dem Vereinslokal des Radfahrer-Clubs, um 1900.

Sportlich konzentrierte sich der Club auf die Teilnahme bzw. Ausrichtung von Straßenrennen des Hauptkonsulats sowie auf die beliebten Korso- und Preiskorsofahrten. Im Juni 1898 hatte der Club die ehrenvolle Aufgabe, zusammen mit seinem 6. Stiftungsfest in Ludwigsburg auch die Generalversammlung und das Meisterschaftsrennen des Hauptkonsulats Württemberg sowie einen Preiskorso auszurichten. Die »verehrlichen Einwohner der Stadt« wurden aus diesem Grund um reiche Beflagung ihrer Häuser gebeten. Die Teilnahme am Preis- und Huldigungskorso für König Wilhelm II. im Mai 1896 in Stuttgart mit einem clubeigenen Musikkorps auf Fahrrädern war Ehre und vaterländische Pflicht zugleich.





Radfahrer-Club Ludwigsburg

Sonntag den 5. Juni

VI. Stiftungsfest

verbunden mit der Hauptversammlung und Ausfahrten der

Meisterschaft des Hauptkonsulats Württemberg

der Allgem. Radfahrer-Union (D. T.-Cl.)

PROGRAMM.

Morgens 6 Uhr: Abfahrt der Rennfahrer an der Gasfabrik (Strecke 76 Kilometer: Ludwigsburg-Besigheim-Heilbronn-Beilstein-Narbach-Ludwigsburg).

Der 1. Sieger erhält von Sr. Majestät König Wilhelm II. gestifteten Ehrenpreis nebst der massiv goldenen Unions-Medaille und den Titel Meisterschaftsfahrer für Württemberg pro 1898/99.

Nachmittags 2 Uhr: Preisfahrt durch die Straßen der Stadt.

Hieran anschließend: Cröffahren sowie Internationales Straßenrennen.

Abends 6 Uhr: Ausfahrten in den Sälen des Bahnhofes, ausgeführt von einer Dame und fünf Herren.

Hieran anschließend: Preisverteilung und Festball.

Zu den Festlichkeiten im Bahnhof sind alle Fremde und Gönner des Radfahrersport's höflichst eingeladen.

Entree für Nichtmitglieder à Person M. 1 — (eine Dame frei).

Mit Festschrift und Programm M. 1,50.

Der Ausschuss.



Ludwigsburger Volkszeitung, 2. Juni 1898.

Die Festlichkeiten beschränkten sich auf die üblichen Weihnachtsfeiern, Familienabende, Stiftungs- und Gartenfeste sowie die Ausfahrten in die nähere Umgebung. Am 4. Mai 1895 feierte der Verein zusammen mit seinem 3. Stiftungsfest die Bannerweihe im Festsaal des Bahnhofes. »Nach Übergabe des Banners an den Banner-Junker mit den Worten ›Laß uns das Banner wehen zur Freude des Sports, zur Ehre der Stadt Ludwigsburg‹ stimmte die ganze Versammlung in das vom Redner ausgebrachte dreifache ›All-Heil dem edlen Radfahrersport und unserer guten Stadt Ludwigsburg mit feuriger Begeisterung ein.« (LZ 6.5.1895) Die feurige Begeisterung war auch spürbar, als die Bürger und Vereine Ludwigsburgs im Oktober 1898 ihre Prinzessin Pauline u.a. mit einem Festzug verabschiedeten. Der Radfahrer-Club gestaltete einen »sehr geschmackvoll aufgebauten Wagen, dessen Mittelpunkt eine Gruppe auf dem Rade sitzender Sportmen bildete« (LZ 21.10.1898).

Im Juli 1902 erschien die letzte Anzeige des Clubs in der Ludwigsburger Zeitung, ein Aufruf zu einer Früh tour zum Rotenberg bei Obertürkheim. Da auch vom Radfahrer-Club 1892 nur Zeitungsberichte erhalten sind, liegt die weitere Geschichte des Clubs im Dunkeln.

Radfahrer-Club Ludwigsburg »Vorwärts« 1900

Der Radfahrer-Club Ludwigsburg »Vorwärts« wurde 1900 gegründet. Ein genaues Gründungsdatum ist wie beim Radfahrer-Club Ludwigsburg 1892 nicht bekannt. 1. Vorstand war bis zu seinem Tod 1901 der Hasenwirt Louis Daub, das Vereinslokal

deshalb bis 1901 die Wirtschaft »Zum Hasen« in der Leonberger Straße. Ein Wapenschild mit schräggestelltem »Vorwärts« in einer Kartusche mit der Inschrift »Radfahrer Club Ludwigsburg 1900 All Heil« stellte das Vereinseblem dar.

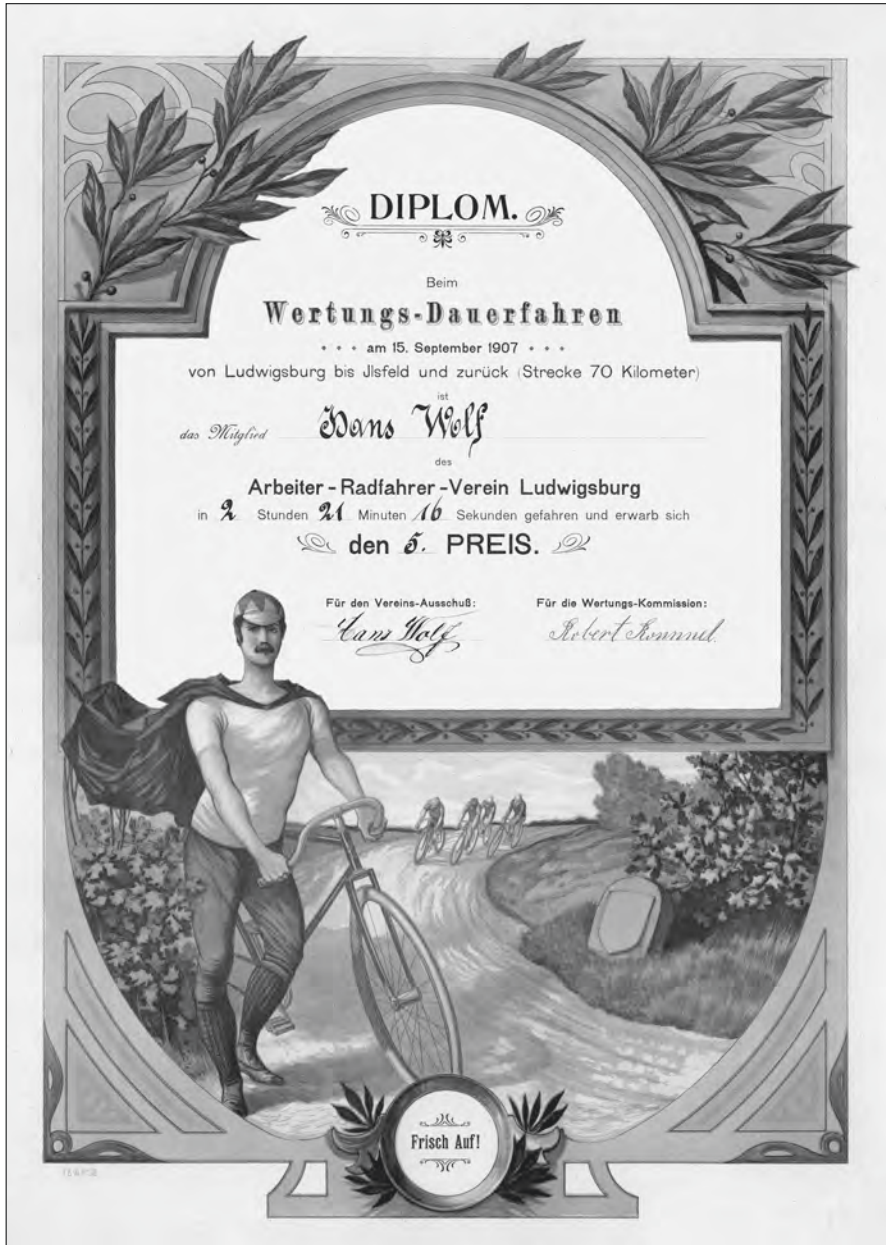
Ab 1902 wechselte der Club in den »Falken«, also in das Lokal des Radfahrer-Clubs 1892. Die wenigen Anzeigen des Clubs in der Ludwigsburger Zeitung bezogen sich nur auf Versammlungen, nicht aber auf Ausfahrten oder Wettkämpfe. Im März 1903 erschien die letzte Anzeige. Dass sich die beiden Radfahrer-Clubs, die ab 1902 beide im »Falken« tagten, zusammengeschlossen haben, ist durchaus möglich, zur Zeit aber nicht nachweisbar.

Arbeiter-Radfahrer-Bund »Solidarität«

Nach der Aufhebung der Bismarckschen Sozialistengesetze im Jahr 1890 schlossen sich Sportler der Arbeiterbewegung zu Arbeitersportvereinen zusammen. Radsportbegeisterte Arbeiter aus Ludwigsburg, die in den bürgerlichen Radfahrer-Vereinen der Stadt bisher keine Aufnahme gefunden hatten oder in diese nicht eintreten wollten, trafen sich am 24. Februar 1906 im »Englischen Garten« des Wirtes Ockert in der Asperger Straße, um die Gründung eines Arbeiter-Radfahrer-Vereins vorzubereiten. Die Gründung erfolgte wenig später im März. Der neu gegründete Verein war ein Zweigverein des Arbeiter-Radfahrer-Bundes »Solidarität« im I. Bezirk des Gaus 21 Württemberg, er war damit ein so genannter »Solidaritätsverein«. Die »Solidarität« besaß eine eigene Fahrradfabrik und eigene Läden, so dass sich auch Arbeiter Räder zu günstigen Preisen leisten konnten.



Arbeiter-Radfahrer-Verein »Frisch Auf«, um 1910.



Arbeiter-Radfahrer-Verein Ludwigsburg, Urkunde für Hans Wolf, 1907.



Arbeiter-Radfahrer-Bund »Solidarität«, um 1914.

Die Solidaritätsvereine hatten alle ein einheitliches Vereinselement, ein »S« in einem von Eichenlaub umkränzten Speichenrad, darunter die Abkürzung »A.R.B.« für Arbeiter-Radfahrer-Bund. Erster Vorstand war der Bierbrauer Hans Wolf, der später von Johann Wolf, ebenfalls Bierbrauer, abgelöst wurde. Das Lokal befand sich im »Englischen Garten«.

Im Juli 1909 wurde im Salonwald die Bannerweihe gefeiert. Zu Anfang seines Bestehens änderte der Verein zweimal seinen Namen: bis 1909 Arbeiter-Radfahrer-Verein, 1910 bis 1912 Arbeiter-Radfahrer-Verein »Frisch Auf«, ab 1913 Arbeiter-Radfahrer-Bund »Solidarität«.

Für die »Solidaritätsfahrer« stand die Körperertüchtigung und Körperbeherrschung im Vordergrund und nicht die Jagd nach Bestzeiten. Statt Radrennen stand deshalb auch der Geschicklichkeitswettbewerb Langsamfahren auf dem Übungs- und Wettkampfprogramm. Die Saalsportart Reigen- bzw. Kunstradfahren auf besonderen Saalmaschinen war die große Stärke des Vereins. Die Reigengruppe des Radfahrerbundes trat bei Wettbewerben an und erzielte zum Beispiel 1909 beim Gaufest in Cannstatt einen 1. Preis. Die verschiedenen Vereinsfeste wurden sportlich von den Reigenfahrern und musikalisch vom Arbeitergesangsverein »Vorwärts« gestaltet.

Der Arbeiter-Radfahrer-Bund »Solidarität« wurde 1933 im Zuge der Gleichschaltung aufgelöst.

Das Fahrrad im Ludwigsburger Alltag

In den bisherigen Abschnitten wurde das Fahrrad ausschließlich als Sportgerät betrachtet. Das Fahrrad war aber weit mehr als nur ein Sportgerät, es war vor allem ein praktisches, da handliches und individuelles Verkehrsmittel, das den Menschen des

ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ein bisher nie gekanntes Maß an Bewegungsfreiheit verschaffte. Der Erfolg und der Siegeszug des Fahrrads waren deshalb nicht zu stoppen.

Die Fahrradindustrie und alles, was mit ihr direkt oder indirekt zusammenhing, wurde zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor. Mit dem Fahrrad und der Begeisterung für das Fahrrad konnte Geld verdient werden. Neue Berufszweige entstanden, Interessenverbände wurden gegründet. Die Vermarktung des Fahrrads lief um die Jahrhundertwende auf Hochtouren. Die zur gleichen Zeit einsetzende Automobilisierung war für das Fahrrad keine Konkurrenz.

Mit der Massenverbreitung des Fahrrads entstanden aber auch bisher nicht bekannte Probleme. Die Staatsgewalt in Person der Polizei kam zwangsläufig ins Spiel. Verordnungen und Vorschriften für den Fahrradverkehr mussten erstellt und in kurzen Abständen aktualisiert werden. Berichte über Fahrradunfälle und Fahrraddiebstahle bereicherten seit 1888 die Rubrik »Hiesiges« in der Ludwigsburger Zeitung.

Ein neues Herrenrad kostete um 1900 etwa 130 Mark, ein Damenrad etwa 160 Mark. Zum Vergleich: Auf dem Wochenmarkt war um diese Zeit ein Pfund Butter um 80 Pfennige oder ein Raummeter Buchenholz für 11 Mark zu haben. Der durchschnittliche Tageslohn eines Fabrikarbeiters lag bei etwa zwei Mark.

Ludwigsburger Fahrradhändler

Die »Visitenkarten« der Ludwigsburger Händler waren ihre Werbe-Anzeigen in der Ludwigsburger Zeitung. Sie warben teilweise sehr intensiv um ihre Kundschaft, oft-

mals mehrere Firmen gleichzeitig auf einer Seite. Reine Textanzeigen, die sachlich informierten, wechselten sich dabei mit Anzeigen ab, die vor allem über die Optik auf sich aufmerksam machten. Wer Geld sparen wollte oder sich aus Geldmangel kein neues Rad leisten konnte, hatte immer die Möglichkeit, preisgünstige gebrauchte Räder, die über Kleinanzeigen in der Zeitung angeboten wurden, privat zu erwerben. Als Fahrradhändler betätigten sich:

Otto Hoffmeister (Am Kaffeeberg): Mechaniker, Reparatur und Fahrrad-schule. Die Werkstatt des Ludwigsburger Gemeinderats und Ehrenbürgers inserierte seit April 1888. Wie viele seiner Kollegen hatte Otto Hoffmeister zu seinem bisher bestehenden Handel mit Nähmaschinen die Fahrräder dazugenommen.

Gottlob Klein (Am Feuersee, Leonberger Straße, Stuttgarter Straße): Mechaniker und Waffenmeister. Gegründet 1887, Werbung seit Juni 1889.



Fahrradhandlung Gottlob Klein, Stuttgarter Straße 16, um 1910. Man beachte die beiden Hochräder als Blickfang auf dem Dach!

Neben Handel und Reparatur auch Vermietung und Fahrradschule. Gottlob Klein betrieb als Waffenmeister im Kgl. Württ. Artillerieregiment auch noch seine eigene Werkstatt. Nach Umzug in die Leonberger bzw. Stuttgarter Straße auch Vertrieb von Motorfahrzeugen, Näh- und Waschmaschinen, Stich- und Schusswaffen.

Heinrich Eichmann (Hospitalstraße): Eisenwaren-, Ofen- und Herdehandlung. Verkauf und Reparatur von Fahrrädern, Vermietung und Fahrradschule. Werbung seit Februar 1897. Vorstand und aktiver Rennfahrer des Radfahrer-Vereins Ludwigsburg. Ab 1902 auch Handel mit Motorfahrzeugen. Geschäftsübergabe an Otto Heydt im März 1904.

Otto Heydt (Hospitalstraße, Schlossstraße): Mechaniker. Geschäftsübernahme von Heinrich Eichmann im März 1904. Aktiver im Radfahrer-Verein Ludwigsburg. Vertrieb von Motor-Zweirädern.

Weitere Händler: Ludwig Baumeister (Heilbronner Straße), Heinrich Speidel (Alleenstraße), Hermann Geiger (Am Kaffeeberg), G. Merkle (Am Kaffeeberg), Wilhelm Baumeister (Körnerstraße), Rudolf Möbus (Leonberger Straße), Friedrich Hartmann (Stuttgarter Straße).



Ludwigsburger Zeitung, 27. Januar 1909.

Fahrradkleidung

Mit Fahrrad-Werkstätten und -Handlungen, die auch technisches Zubehör wie Lampen, Glocken oder Schläuche verkauften, waren die Ludwigsburger Radfahrer gut versorgt. Aber ein sportlich ambitionierter Fahrer benötigte mehr als nur ein gut ausgerüstetes Rad, er benötigte auch noch die passende Kleidung. Und die war in reicher Auswahl, allerdings offensichtlich nur für den Herren, im Bekleidungsgeschäft von Carl Mayer in der Asperger Straße 3 zu kaufen. Das Angebot an »Velociped-Kleidung« war umfassend: vom kompletten Radfahrer-Anzug über Unter- und Oberjacken, Sweaters, karierte Strümpfe, Mützen bis hin zu Gürteln. Bei L. Emig in der Schlossstraße konnten Regen-Pelerinen aus Loden erworben werden. Besonders interessant: die Patent-Radfahr-Hose, die durch Herablassen der Beine von einer Kniehose in eine »Besucherhose« verwandelt werden konnte.

Radfahrschulen

Aller Anfang ist bekanntlich schwer, besonders beim Fahrradfahren. Die Ludwigsburger Fahrradhändler und die Fabrikanten von Fahrrädern begriffen recht schnell, dass sich Fahrräder nur dann erfolgreich verkaufen ließen, wenn die Kunden später auch mit ihnen fahren konnten. Das Erlernen des Radfahrens unter sachkundiger Anleitung in einer Radfahrschule mit speziellen Lehrkursen war also das Gebot der Stunde, allein schon deswegen, weil die ortspolizeilichen Vorschriften ein Üben auf öffentlichen Straßen verboten hatten.



Radfahr-Schule Heinrich Eichmann

im städt. Quartierhaus neben d. Schlachthof, über 400 □ groß, täglich
geöffnet von 1—2 Uhr, Donnerstags Abend von 8 Uhr ab, Sonn-
tags von 11—3 Uhr; auf Wunsch auch zu jeder andern Zeit bei vor-
heriger Anmeldung in meinem Geschäfte

Hospitalstrasse 20. Telephon 109.

Schönste Gelegenheit zum Erlernen des Radfahrens, sowie zum

Reigen- u. Kunstfahren.

Jahres-Abonnement Mk. 3.—.

Ludwigsburger Zeitung, 23. Februar 1898.

Bereits im April 1888 bot Otto Hoffmeister beim Kauf eines Fahrrads seinen Kunden unentgeltlichen Unterricht an. Zur gleichen Zeit führte der geprüfte Velociped-Lehrer Paul Hildebrand, seines Zeichens auch Vertreter der Fahrradfirma Schad, für interessierte Herren einen Velociped-Lehrkurs auf besonderen Schulmaschinen im »Englischen Garten« durch. Das Geschäft muss gut gelaufen sein, denn er bot zusätzliche Separatstunden bzw. für Damen und ältere Herren auch das Fahren auf Dreirädern an. Auch die »Erste Stuttgarter Velocipedfahrschule« des

Kunstradfahrers Gustav Braunbeck bemühte sich, die Ludwigsburger in die Kunst des Balance-Haltens auf zwei Rädern einzuweisen, wobei sich Braunbeck besonders den Herren Offizieren empfahl.

Mitglieder des neu gegründeten Radfahrer-Vereins Ludwigsburg konnten bereits Ende 1888 im Saal des Vereinslokals »Englischer Garten« kostenfrei Unterrichtsstunden nehmen. Gottlob Klein bot ab 1894 eigenen Unterricht an. Ab 1898 hatte er als Übungsraum sogar das 2000 qm große Exerzierhaus von der Kgl. Militärverwaltung angemietet. Die Konkurrenz war groß und Heinrich Eichmann, Fahrradhändler und Aktiver des Radfahrer-Vereins, nicht untätig. Anfang 1897 begann er mit seinen Kursen für Damen und Herren im allerdings recht kleinen Saal des »Museums«, bevor er ein Jahr später einen 400 qm großen Saal im städtischen Quartierhaus neben dem Schlachthof anmietete und dort unter Zusicherung prompter, reeller und billigster Bedienung seine Kurse durchführte. Zusätzlich besaß er einen »Lern- und Trainir-Apparat mit Kilometersmesser«, auf dem »das Radfahren von Kindern, Damen und Herren jeden Alters und Körpergewichts spielend leicht zu erlernen ist« (LZ 30.7.1898).

Unterhaltung mit dem Fahrrad

Auf einem Fahrrad konnte man nicht nur fahren, um vorwärts zu kommen, oder sich sportlich betätigen, man konnte sich auch auf ihm amüsieren, z. B. auf Jahrmärkten in den Buden fahrender Schausteller. Im Juli 1886 gastierte in Ludwigsburg ein Zirkus, der u. a. als besondere, noch von keinem anderen Zirkus gezeigte Spezialität einen Velociped fahrenden Elefanten ankündigte. Im Herbst 1893 und 1895 machte ein amerikanischer Velociped-Zirkus mit Panorama auf dem Reithausplatz Station. In einer geschlossenen Bretterbude fuhren dabei die Besucher auf einer Art Fahrrad-Karussell an einem Panoramabild vorbei. Der Velociped-Zirkus wollte »dem Radfahrsport freundlich gesinnten, aber sonst nicht obliegenden Publikum Gelegenheit geben, sich die Radlergenüsse ohne Terrainschwierigkeiten verschaffen und nebenbei noch Städte und Landschafts-Panorama's besichtigen zu können« (LZ 29.10.1893).

Radlergenüsse anderer Art versprach ein Theaterbesuch. Ende Januar 1897 ging im Bahnhof im Rahmen einer Aufführung des Stadt-Theaters Ludwigsburg die Posse mit Gesang »Die Radfahrer von Purzelshausen« mit einer Reihe amüsanten Szenen aus dem Radfahrerleben über die Bühne, allerdings vor nur schwach besetztem Haus. Die Radfahrer von Ludwigsburg erlebten die amüsanten Szenen wohl lieber selber als auf der Bühne. 1908 machte der Weltumradler Willy Schwiegershausen in Ludwigsburg Station und berichtete in einem Lichtbildervortrag über seine fünfjährige Weltumradelung, die ihn u. a. auch durch Ludwigsburg geführt hatte. Ob der Vortrag auf größeres Interesse als die Theateraufführung stieß, ist nicht bekannt.

Militärisches

Ludwigsburg, das »Schwäbische Potsdam«, war eine Soldatenstadt. Die Ludwigsburger Soldaten ritten jedoch als Kavalleristen auf echten Pferden und nicht auf Stahlrössern. Nur ein Mal stand Ludwigsburg auch im Mittelpunkt militärisch geprägten Fahrradfahrens, als im Mai und Juni 1899 Radfahrerabteilungen sämtlicher Infanterieregimenter des Armeekorps sich in Ludwigsburg zu einer einmonatigen Übung trafen. Die Soldaten wurden in den Straßen um Eglosheim und auf dem Eglosheimer Exerzierplatz als Einzelfahrer, im Streckenfahren, im Melde- und Nachrichten-

wesen, im Erkundungsdienst und im Gefecht ausgebildet. Zum Abschluss der Übung stand eine viertägige Streckenfahrt in voller Felddienstausrüstung über 400 Kilometer auf dem Dienstplan.

Polizeiliche Vorschriften

Die schnelle Verbreitung der Fahrräder Anfang der 1880er Jahre stellte die ortspolizeilichen Behörden vor einige Probleme. Am Straßenverkehr beteiligt waren bislang nur Fuhrwerke und Reiter, das vorhandene Regelwerk bezog sich deshalb nur auf diese beiden Verkehrsteilnehmer. Die neu dazu gekommenen Fahrradfahrer nahmen also zunächst regellos am Verkehr teil. In Stuttgart wurden 1883 die Regeln für Fuhrwerke vorläufig auch für Fahrräder angewandt. In Ludwigsburg veröffentlichte das Stadtschultheißenamt am 1. Juni 1888 eine straßenpolizeiliche Bekanntmachung, in der einige allgemeine Grundregeln für das Radfahren aufgeführt worden waren.

Das Ministerium des Inneren beendete diesen regel- und rechtlosen Zustand, als es am 16. September 1888 eine Verfügung erließ, in der die Regeln für den Radfahr- (Velociped-) Verkehr präzisiert wurden und die den Gemeinden darüber hinaus die Möglichkeit einräumte, das Velocipedfahren in einzelnen Straßen aus Sicherheitsgründen ganz zu verbieten. In Ludwigsburg wurde von dem Verbot reger Gebrauch gemacht. In einer am 5. August 1889 erlassenen ersten ortspolizeilichen

Ludwigsburg.

Ortspolizeiliche Vorschriften, betreffend den Radfahr-(Velociped)-Verkehr.

Auf Grund von § 6 der Verfügung des Ministeriums des Inneren vom 16. September 1888, betreffend den Radfahr-(Velociped)-Verkehr ist unterm 19. Juli 1889 mit Zustimmung des Gemeinderats nachstehendes ortspolizeiliche Statut erlassen worden, welches von Königl. Oberamt für vollziehbar erklärt worden ist und mit dem Tag der Verkündigung in Kraft tritt.

§ 1.

In folgenden Straßen ist das Radfahren ganz verboten:

- in der Aspergerstraße: von der Kreuzung der Hospitalstraße bis zur Gartenstraße, und vom Aspergerthor bis zur Markungsgrenze (Alleenberg);
- in der Bauhofstraße;
- in der Bietigheimerstraße: von der Marstallstraße bis zur Einmündung der Thal- und unteren Kasernenstraße;
- in der Kassebergstraße;
- in der Poststraße: vom Spital bis zur Kreuzung mit der Gartenstraße;
- am Reithausplatz: vom Reithaus bis zur Bauhofstraße;
- in der Seitenstraße der vorderen Schloßstraße: von der Charlottenstraße bis zur unteren Kasernenstraße (Nesengäßle).

§ 2.

In folgenden Straßen, welche ein stärkeres Gefäll haben, nämlich in der unteren Bahnhofstraße, Charlottenstraße, Holzmarktstraße, Kepplerstraße, Myliusstraße, Marstallstraße, vorderen und hinteren Schloßstraße und der Stuttgarterstraße **und nach eingetretener Dunkelheit in sämtlichen, dem Radfahrerverkehr freigegebenen Straßen darf nur so langsam und in solcher Weise gefahren werden, daß das Fahrzeug jederzeit auf der Stelle zum Anhalten gebracht werden kann.**

§ 3.

Die Straßen innerhalb der Stadt dürfen von Unkundigen zum Erlernen des Radfahrens nicht benutzt werden, Kindern und Ungeübten, welche die nötige Sicherheit im Fahren nicht besitzen, kann das Fahren innerhalb der Stadt unter sagt werden.

§ 4.

Zu widerhandlungen gegen diese Vorschriften werden auf Grund des § 366 Ziff. 2, 3 und 10 des Reichsstrafgesetzbuchs bis zu 60 M. oder Haft bis zu 14 Tagen bestraft.

Ludwigsburg, den 5. August 1889.

Stadtschultheißenamt.
Oberbürgermeister Abel.

Die ersten polizeilichen Vorschriften, Ludwigsburger Zeitung, 7. August 1889.

Vorschrift – bis 1915 folgten noch fünf weitere aktualisierte Fassungen – war das Radfahren auf acht Straßen oder Straßenabschnitten mit starkem Gefälle verboten, u. a. in der Bauhofstraße, der Bietigheimer Straße, am Kaffeeberg oder auf den steilen Strecken der Asperger Straße und der Wilhelmstraße. Auf neun Straßen war nur langsames Fahren erlaubt, u. a. in der Bahnhofstraße, Stuttgarter Straße und Schlossstraße.

Grund für diese Verbote bzw. Einschränkungen waren die schlechten Bremsen der Räder. Die verbotenen Straßen wurden mit Warntafeln gekennzeichnet. Außerdem durften des Fahrens Unkundige die Straßen nicht zu ihren Übungszwecken benutzen, eine Regelung, der die Fahrradschulen ihre Existenz verdankten. Zuwiderhandlungen konnten mit Geldstrafen bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen bestraft werden. Proteste blieben da nicht aus. Der Arzt Dr. Förg, der bei Hausbesuchen zu seinen Patienten mit dem Rad fuhr, beschwerte sich 1894, dass er öfters Gefahr laufe, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen, wenn er, um in Notfällen schneller voranzukommen, an den verbotenen Straßen nicht absteige. Auch der Ludwigsburger Radfahrer-Verein meldete sich 1898 zu Wort und bat unter Hinweis auf die Fortschritte der Bremsen-Technik um Aufhebung einiger Fahrverbote.

Seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches 1900 war jedermann, also auch der Fahrradfahrer, verpflichtet, für selbst verschuldete Personen- oder Sachschäden aufzukommen. Die drei Dachverbände, der Deutscher Radfahrer-Bund, die Allgemeine Radfahrer-Union und die »Solidarität«, versicherten deshalb ihre Mitglieder automatisch gegen Haftpflicht, ein Grund mehr also, einem Radsportverein beizutreten, denn »infolge seiner raschen Fortbewegung ist der Radfahrer einer solchen Eventualität besonders leicht ausgesetzt« (LZ 12.5.1903). Zur gleichen Zeit entschied das Reichsversicherungsamt, dass das Fahrrad nicht mehr als Sportgerät, sondern als Verkehrsmittel anzusehen ist. Die Einführung einer persönlichen Radfahrerkarte als Ausweis des Radfahrers erfolgte in Württemberg 1908.

Konflikte mit dem Gesetz

Lebensgefährlicher Leichtsinn oder rücksichtsloses und rüpelhaftes Verhalten von Fahrradfahrern gegenüber anderen Verkehrsteilnehmern, vor allem Fußgängern, wer-

Königreich Württemberg.	N ^o
Radfahrkarte	
für	
..... (Name, Stand)	
wohnhaft zu	
....., den ^{ten} 19.....	
(Ort)	
Die Ortspolizeibehörde.	
(Stempel.)	



Radkorso in der Stuttgarter Straße, um 1900.

den oft als unschöne Zeichen unserer Zeit angesehen. Wer aber die Polizeiberichte der Ludwigsburger Zeitung vor rund 100 Jahren gelesen hat, muss sich schnell eines Besseren belehren lassen. Einige Kostproben:

Ein junger Bursche warf einem Radfahrer einen Stock zwischen die Speichen, der daraufhin zu Fall kam und mit seinem beschädigten Rad nicht mehr weiterfahren konnte. Unbekannte sabotierten ein Radrennen, indem sie Nägel auf der Fahrbahn austreuten. Tätlicher Widerstand gegen die Staatsgewalt in Tateinheit mit Beamtenbeleidigung nach der Aufforderung, nicht mehr auf dem Trottoir zu fahren, wurde mit einer hohen Geldstrafe geahndet. Schädelbruch nach einem Sturz war die Folge einer Fahrt unter Alkoholeinfluss. In Oßweil fuhr ein Radler zwei Frauen von hinten an und stürzte mit ihnen, worauf er die Aufforderung, künftig doch etwas rücksichtsvoller zu fahren, dreist als »blödsinniges Geschwätz« bezeichnete. Ein schlimmer Unfall ereignete sich Ende Juni 1915 an der Kreuzung Asperger Straße/Abelstraße, als ein jugendlicher Radfahrer von der Osterholzallee heruntersauste, die Herrschaft über das Rad verlor und laut klirrend und blutüberströmt im Schaufenster eines Geschäftes landete. Das Stadtschultheißenamt reagierte prompt und verbot im Juli in einem Nachtrag zu den ortspolizeilichen Vorschriften das Befahren der Asperger Straße auch in diesem Abschnitt. Im Jahr 1900 nahm das Stadtschultheißenamt übrigens während eines halben Jahres 50 Fahrer wegen zu schnellen Fahrens in Strafe.

Neben Fahrradunfällen musste sich die Ortpolizei auch mit immer frecher werdenden Fahrraddiebstählen beschäftigen. Die Amtsanwaltschaft schaltete sogar Suchanzeigen in der Ludwigsburger Zeitung und versäumte dabei nicht, zu mehr Vorsicht

zu mahnen: »In Anbetracht der in der letzten Zeit sich mehrenden Anzeigen wegen Fahrraddiebstählen wird vor dem unbewachten Stehenlassen von Fahrrädern hiemit öffentlich gewarnt.« (LZ 13.8.1909) Die Ratschläge scheinen nicht viel genützt und die Diebe auch nicht abgeschreckt zu haben, wie ein Bericht vom 18. Mai 1911 in der Ludwigsburger Zeitung beweist: »Er [der Dieb] »fand« ein Fahrrad vor einem Haus und suchte damit das Weite. Der Besitzer bemerkte aber bald das Verschwinden des Rades; auf einem Motorrad wurde die Verfolgung sofort aufgenommen, mit dem Ergebnis, daß der Dieb auf der Enzbrücke in Bietigheim eingeholt wurde. Eine tüchtige Tracht Prügel war das erste, was dem Flüchtling verabreicht wurde. Er wurde dann der Polizei übergeben.«

Über die Gründe der Diebstähle kann heute nur spekuliert werden. Übermut oder Not? Bei zwei Mark Tageslohn war selbst ein gebrauchtes Rad für 30 Mark ein Luxusartikel.

Mit einer Strophe eines Radfahrerliedes aus dem »Lieder-Buch für Rad-Fahrer« des Bicycle-Clubs Ellwangen, zu singen auf die Melodie »Wohlauf Kameraden«, soll das Thema Fahrradfahren in Ludwigsburg abgeschlossen werden.

»Drum frisch, Kameraden, hinauf aufs Rad!
Zum Trotz jedem neidischen Hetzen,
wer niemals ein Fahrrad bestiegen hat,
weiß uns'ren Sport nicht zu schätzen;
laut schalle der Ruf von Ort zu Ort:
All Heil, du hochherrlicher Radfahrersport!«



Aus der Geschichte des Oberamts Besigheim*

von Thomas Schulz

Vor 72 Jahren, am 30. September 1938, hörte das Oberamt Besigheim zu bestehen auf. Seine Auflösung war – wie auch die von 26 weiteren württembergischen Oberämtern – durch das »Gesetz über die Landeseinteilung« vom 25. April 1938 diktiert worden. Damit hatte die nationalsozialistische Landesregierung mit einem Federstrich das Ende einer Institution besiegelt, der ein fester Platz in der Besigheimer Stadtgeschichte zukommt und die auch heute noch im Stadtbild präsent ist, etwa im Schriftzug »Königliches Oberamt« über dem Eingang des Verwaltungsgebäudes Schlossgasse 6 oder im Straßennamen Oberamteigasse.

Bevor im Folgenden einige Aspekte aus der Geschichte des Oberamts Besigheim vorgestellt werden, sei zunächst erläutert, was unter dem Begriff »Oberamt« überhaupt zu verstehen ist.

Ein württembergisches »Oberamt« im eigentlichen Sinn war eine Behörde, genauer gesagt: eine dem Geschäftsbereich des Innenministeriums zugeordnete Behörde der staatlichen Bezirksverwaltung – so wie das Landratsamt auch heute noch Aufgaben als untere staatliche Verwaltungsbehörde wahrnimmt. An der Spitze des Oberamts stand der Oberamtmann, der dann 1928 nach preußischem Vorbild die Amtsbezeichnung »Landrat« erhielt.¹ Anders als die heutigen Landräte und ihre Vorgänger seit 1946 wurde der Oberamtmann jedoch nicht gewählt, sondern als Staatsbeamter vom Innenministerium ernannt und eingesetzt.

Obwohl die Oberämter eine Vielzahl unterschiedlichster Verwaltungsgeschäfte zu erledigen hatten, war ihre personelle Ausstattung eher bescheiden. So gab es zum Beispiel im Jahre 1869 beim Oberamt Besigheim neben dem Oberamtsvorstand nur noch zwei weitere Beamte und den Oberamtsdiener.² Der Geschäftsanfall war freilich, wie es in einem amtlichen Bericht aus dem gleichen Jahr heißt, »im Allgemeinen ein ziemlich mäßiger, was daher rührt, dass der Oberamtsbezirk räumlich nicht sehr ausgedehnt ist«.³ Eine relativ gute Vorstellung vom konkreten Umfang der Geschäftserledigung kann das Diarium des Oberamts vermitteln: Es verzeichnet für das Jahr 1868 insgesamt 1960 Nummern⁴, also im Durchschnitt wöchentlich rund 38 Vorgänge, die von den drei Beamten zu bearbeiten waren. Vom Personal des Oberamts zu unterscheiden sind allerdings noch die Beamten der Amtskorporation, etwa der Oberamtspfleger oder der Oberamtsbaumeister.

Mit dem Stichwort Amtskorporation kommen wir zu einer weiteren Bedeutung, die wir für gewöhnlich mit dem Terminus »Oberamt« verbinden. Hier ist nicht die Staatsbehörde selbst gemeint, sondern vielmehr ein territorial begrenzter und genau definierter Bezirk, der jene Städte und Gemeinden umfasste, die zum Zuständigkeitsbereich eines Oberamts gehörten. Streng genommen müssten wir von »Ober-

* Leicht überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 28. September 2010 in Besigheim gehalten wurde.

amtsbezirk« sprechen. Die Verkürzung dieses Begriffs zu »Oberamt« war aber schon immer gebräuchlich, wie zum Beispiel die bekannten Oberamtsbeschreibungen verdeutlichen. Auch die 1853 publizierte Ausgabe für Besigheim trägt ja den Titel »Beschreibung des Oberamts Besigheim« und nicht, wie es eigentlich korrekt gewesen wäre, »Beschreibung des Oberamtsbezirks Besigheim«. Dabei handelt es sich bei den Oberamtsbeschreibungen um ganz offizielle Werke, konzipiert und herausgegeben vom »Königlichen statistisch-topographischen Bureau« in Stuttgart, der Vorgängerbehörde des heutigen Statistischen Landesamts. In den Gesetzestexten wurde allerdings immer streng zwischen dem Oberamt als Behörde und dem Bezirk des Oberamts unterschieden.

Die Städte und Gemeinden eines Oberamtsbezirks bildeten einen kommunalen Verband, also einen Selbstverwaltungskörper, der als Amtskorporation oder Amtskörperschaft bezeichnet wurde. Leiter der Amtskorporation war der Oberamtmann, dem somit eine Doppelfunktion zukam. Als höchster Beamter der Amtskörperschaft und als Vorstand des Oberamts als Staatsbehörde bildete er gewissermaßen die personelle Klammer zwischen den beiden ansonsten formell voneinander unabhängigen Institutionen.

I.

Während das Ende des Oberamts Besigheim exakt zu terminieren ist, lässt sich die Frage nach dem Anfang nicht so ganz einfach beantworten. Je nach Sichtweise beginnt seine Geschichte schon im Spätmittelalter bzw. in der frühen Neuzeit oder erst in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Dies erklärt sich daraus, dass die Oberämter des 19. Jahrhunderts einerseits in gewisser Weise Neuschöpfungen waren, sie andererseits aber auch unbestreitbar in der Tradition der altwürttembergischen Ämter standen und somit historische Wurzeln aufweisen, die weit zurückreichen.

Bereits bei der Landesteilung von 1441/42 war die Grafschaft Württemberg in 38 Ämter eingeteilt.⁵ Ein Amt bestand gewöhnlich aus einer Stadt und einer Reihe benachbarter Dörfer. Zusammen bildeten sie aber nicht nur einen Bezirk der Herrschaft, sie waren auch ein Gemeinwesen, ein Kommunalverband, mit Aufgaben, die von den ihm angehörigen Gemeinden nur gemeinsam gelöst werden konnten. Um dabei Ungerechtigkeiten oder Härten zu verhindern, bedurfte es der Übereinkünfte. Man musste also zusammenkommen zur Besprechung der anstehenden Fragen, und aus diesen mehr oder weniger regelmäßigen Zusammenkünften entwickelten sich im Laufe der Zeit die so genannten Amtsversammlungen.

Leitender herzoglicher Bezirksbeamter war der Vogt, der seit 1758 den Titel Oberamtmann führte. Seine Zuständigkeit umfasste alle nur denkbaren Bereiche: er war Militärbefehlshaber, Gerichtsvorsitzender, Finanzbeamter. Der Amtsbezirk war somit nicht nur ein Verwaltungsbezirk, sondern ebenso auch Gerichtsbezirk, Steuerbezirk und Wehrbezirk. Und nicht zu vergessen: Der Vogt bzw. Oberamtmann war zugleich auch der Stadtvorstand der Amtsstadt. Das heißt, im Unterschied zu den Dörfern hatte die Amtsstadt keinen eigenen Schultheißen.

Das Amt Besigheim war, gemessen am Gebietsumfang, ein relativ kleines Amt. Ende des 18. Jahrhunderts gehörten zu ihm außer der Amtsstadt nur die beiden Dörfer Walheim und Hessigheim.⁶ Die unmittelbar benachbarten Ämter – Bietigheim und Lauffen – hatten einen ähnlich bescheidenen Zuschnitt. Gleichwohl gab

es bedeutend größere Bezirke. So umfasste zum Beispiel das Amt Marbach neben der Stadt Marbach selbst noch 13 Dörfer und zum Amt Brackenheim gehörten immerhin neun Dörfer.⁷

In der württembergischen Landesgeschichte markiert das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine tiefe Zäsur. Die gewaltigen Veränderungen der napoleonischen Zeit hatten dem Herzogtum Württemberg großen Gebietszuwachs gebracht, aus Herzog Friedrich II. war Kurfürst Friedrich und am 1. Januar 1806 König Friedrich geworden. Die neuen Gebiete waren unterschiedlicher Herkunft und wiesen auch unterschiedliche Rechts- und Verwaltungstraditionen auf. Dies konnte nicht ohne Auswirkungen auf die Behördenorganisation des Landes bleiben. Anfänglich wurden lediglich die nach und nach erworbenen Gebiete als Neuwürttemberg unter einer einheitlichen Verwaltung zusammengefasst, während in Altwürttemberg die überkommene Verwaltungsstruktur bestehen blieb. Doch nach der Annahme des Königstitels – und nachdem die Erlangung der vollen Souveränität durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 die Aufhebung der altwürttembergischen Verfassung ermöglicht hatte – wollte Friedrich seinem Königreich auch einen einheitlichen Verwaltungsaufbau geben.

In diesem Zusammenhang wurde das Land in 65 Oberämter eingeteilt, indem man die bisherigen Miniaturämter zu größeren Einheiten zusammenfasste. Das Schlagwort lautete Ämterkombination. Ziel war es, ungefähr gleich große Oberamtsbezirke zu schaffen mit jeweils etwa 20 000 Einwohnern.⁸

Die neue Oberamtseinteilung erfolgte allerdings nicht aus einem Guss und wurde wiederholt geändert. Dies gilt auch für unseren Raum. So wurden im Juli 1806 zunächst die alten Ämter Bietigheim und Sachsenheim kombiniert und diesem neuen Oberamt im Frühjahr 1807 noch Freudental und Rechentshofen zugeteilt. Ebenfalls im Frühjahr 1807 erfolgte die Vergrößerung des Amtes Besigheim um das Amt Bönningheim, genauer: um die Stadt Bönningheim und Erligheim, denn die bisher mit Bönningheim verbundene Hälfte von Clebronn wurde dem Amt Brackenheim zugeschlagen.⁹ Erheblichen Zuwachs erfuhr auch das Amt Lauffen, das ursprünglich die Stadt Lauffen, Ilsfeld, Gemmingheim und Wüstenhausen umfasst hatte und nun um Kirchheim sowie die ehemals reichsritterschaftlichen Orte Schozach und Hohenstein erweitert wurde.¹⁰

Zum Oberamtman des neuen Amtes Bietigheim ernannte der König den 62 Jahre alten Karl Friedrich Weiß, der seit 1767 als Nachfolger seines Vaters Oberamtman und Keller in Sachsenheim war.¹¹ Im Januar 1807 verlegte Weiß seinen Dienstsitz vom Großsachsenheimer Schloss in die Oberamtei in Bietigheim.¹² Dort erreichte ihn Anfang Mai 1808 eine Verordnung, die König Friedrich am 26. April erlassen hatte und in der es unter anderem hieß: »Das Oberamt Lauffen wird mit dem Oberamt Besigheim combinirt und das gegenwärtige Oberamt Bietigheim so getrennt, daß der alte Bietigheimer Amtes-Complex ebenfalls zu Besigheim, der Rest aber, nemlich das alte Oberamt Sachsenheim nebst Rechentshofen und Freudenthal zum Oberamt Vaihingen geschlagen wird. Oberamtman Weiß von Bietigheim wird dem neuen Amt allein vorgesetzt und die beiden Oberamtleute Sandberger von Besigheim und Greber von Lauffen werden pensioniert.«¹³

Der in dem Dekret formulierte räumliche Zuschnitt des neuen Oberamts wurde schon wenige Monate später, im Oktober 1808, modifiziert, indem die Zuordnung von Freudental und Metterzimmern zum Oberamt Vaihingen wieder rückgängig gemacht wurde.¹⁴ Eine ganz wesentliche Frage hatte das Dekret freilich offen gelassen: Wo sollte der Oberamtman künftig seinen Dienstsitz haben und welche Stadt sollte dem Oberamt ihren Namen geben?

Oberamtmann Weiß sprach sich eindeutig für Bietigheim aus. Dabei mag durchaus eine Rolle gespielt haben, dass er sich seinem Heimatort Großsachsenheim nach wie vor stark verbunden fühlte und dieser von Bietigheim aus wesentlich einfacher und schneller zu erreichen war als von Besigheim. Gleichwohl gab es für ihn auch mehrere objektive Gründe. So führte er Ende Mai 1808 in einer Stellungnahme¹⁵ unter anderem aus:

- 1) Besigheim sei zwar »mehr in der Mitte des Oberamts gelegen als Bietigheim«, aber Bietigheim dafür näher und verkehrsgünstiger zu den Behörden in Ludwigsburg und Stuttgart;
- 2) Bietigheim sei der Sitz des Dekanatamts¹⁶;
- 3) Bietigheim habe 500 Einwohner mehr, auch eine doppelt so große Markung und auch »ein bei weitem stärkeres Gewerbe« als Besigheim;
- 4) auch hinsichtlich der Amtsgebäude spreche alles für Bietigheim. Dort würden die vorhandenen Amtsräume auch für den Bedarf des erweiterten Oberamts völlig ausreichen. In Besigheim hingegen sei die Amtswohnung »an sich baulos« und die Amts-, Schreib- und Registraturstuben hätten für das erweiterte Oberamt keinen hinlänglichen Raum. Eine Verlegung des Amtssitzes nach Besigheim würde somit unweigerlich beträchtliche Baukosten verursachen. In Besigheim fehle es zudem an geeigneten Gefängnisräumen, so dass auch in dieser Hinsicht mit zusätzlichen Kosten gerechnet werden müsste.

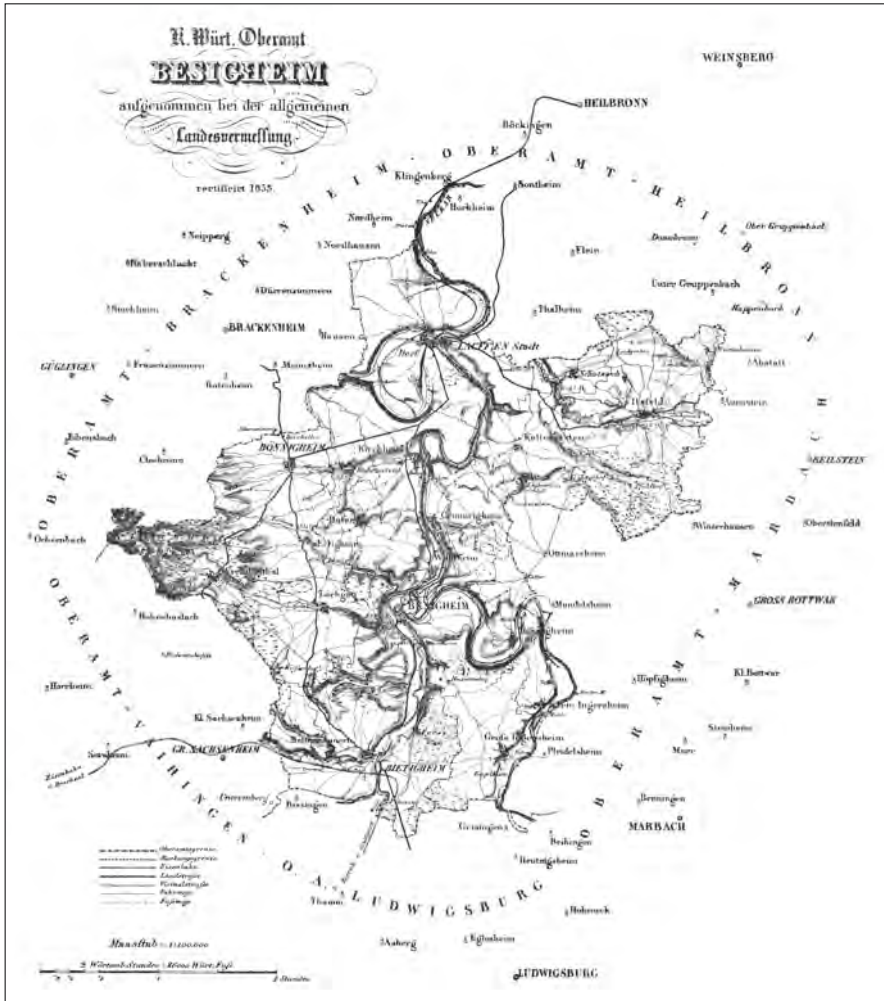
»Überdies«, so schreibt Weiß am Schluss seiner Stellungnahme noch, »möchte es für Bietigheim um so mehr zu wünschen sein, daß diese Stadt mit dem Oberamtssitz begnadigt würde, als ihr bei der Verleihung des Stadtrechts von den erlauchten Grafen Eberhard und Ulrich im Jahr 1364 alle Rechte gleich Stuttgart zugesichert worden sind«.

Wir wissen heute, dass Weiß vergeblich für den Verbleib des Oberamtssitzes in Bietigheim geworben hat. Sein Hinweis auf die vermeintlich uralten Vorrechte Bietigheims mag zu Recht ignoriert worden sein. Inwieweit seine anderen Argumente geprüft wurden, lässt sich leider nicht mehr ermitteln. Fest steht jedoch, dass Weiß am 26. September 1810 den Befehl erhielt, nach Besigheim überzusiedeln.

Was hatte zur Entscheidung pro Besigheim geführt? Paul Sauer nannte in seinem Beitrag in der »Geschichte der Stadt Besigheim« als Grund »die zentrale Lage Besigheims innerhalb des Amtsbezirks« – er schränkte diese Aussage jedoch mit dem Zusatz »wahrscheinlich« ein.¹⁷ Es ist nicht auszuschließen, dass die zentrale Lage Besigheims durchaus eine Rolle gespielt hat. Den Ausschlag gegeben hat letztlich aber ganz offensichtlich etwas völlig anderes. Denn in dem Befehl vom 26. September 1810 heißt es, der König habe »allergnädigst verordnet«, das Oberamteigebäude in Bietigheim der von Ludwigsburg nach Bietigheim verlegten Tuchmanufaktur zu überlassen. Daher solle Oberamtmann Weiß »in die vormalige Oberamteiwohnung nach Besigheim«, der dortige Unteramtmann Speidel aber nach Bietigheim versetzt und »in Absicht auf die Verlegung der Oberamtei ohne Zeitverlust das Erforderliche in Vollzug gesetzt werden«.¹⁸

Man kann sich vorstellen, wie überrascht und enttäuscht man in Bietigheim ob dieser Entscheidung war – und dies wohl umso mehr, als sie tatsächlich unverzüglich umgesetzt wurde. Weiß gab am 13. Oktober 1810 in der Bietigheimer Krone sein Abschiedessen.¹⁹ Und es war damals sicherlich nur ein schwacher Trost für die Bietigheimer, dass ihre Stadt immerhin Sitz des 1808 geschaffenen Kameralamts blieb, aus dem dann 1920 das Finanzamt wurde.

Als Oberamtmann Weiß in Besigheim aufzog, gehörten zu seinem Amtsbezirk die vier Städte Besigheim, Bietigheim, Bönnigheim und Lauffen, die vier Marktflücken Freudental, Großingersheim, Ilsfeld und Kirchheim, die zehn Dörfer Erligheim, Gemmrighem, Hessigheim, Hofen, Hohenstein, Kleiningersheim, Löchgau, Metterzimmern, Schozach und Walheim sowie der Weiler Wüstenhausen nordöstlich von Ilsfeld.²⁰ Das Oberamt Besigheim war somit im Unterschied zu vielen anderen Oberamtsbezirken recht einheitlich, denn nur Hohenstein und Schozach hatten vor 1803 nicht zum Herzogtum Württemberg gehört. Aber auch diese Orte waren evangelisch, so dass der Bezirk Besigheim eine eindeutige konfessionelle Prägung hatte: Im Jahr 1851 zählte man im Oberamtsbezirk 28 703 evangelische Einwohner, daneben aber nur 101 Katholiken, verteilt auf 15 Orte, sowie 364 jüdische Einwohner in Freudental.²¹



Karte des Oberamtsbezirks Besigheim, 1855.

Der Gebietsumfang des Oberamts Besigheim ist nach 1810 noch zweimal verändert worden. Im Frühjahr 1811 musste das Oberamt Marbach den Ort Kaltenwesten – das heutige Neckarwestheim – an das Oberamt Besigheim abtreten und kamen außerdem Abstatt und Gruppenbach vom Oberamt Heilbronn zu Besigheim.²² Während Neckarwestheim – so der offizielle Gemeindenamen seit 1884 – dauerhaft beim Oberamt Besigheim blieb, wurden Abstatt und Gruppenbach auf ihren Antrag hin 1842 wieder dem Oberamt Heilbronn zugeteilt.²³

II.

Die königlich württembergischen Oberamtmänner trugen zwar noch den gleichen Titel wie ihre Vorgänger in der Herzogszeit, aber sie besaßen bei weitem nicht mehr deren Machtfülle. König Friedrich wollte eine moderne Staatsverwaltung, und dies bedeutete eine nach Sachgebieten gegliederte Regierung mit den entsprechenden nachgeordneten Dienststellen.

Schon bei der Schaffung der neuen Oberämter wurde die Finanzverwaltung ausgegliedert. Für sie wurden auf Bezirksebene Kameralämter eingerichtet unter der Leitung von Kameralverwaltern, die vom jeweiligen Oberamtmann unabhängig waren.²⁴ Nach der Finanzhoheit verlor der Oberamtmann den Gerichtsvorsitz, als 1818 die Rechtsprechung von der Verwaltung getrennt wurde. In jedem Oberamtsbezirk wurde ein Oberamtsgericht eingerichtet mit einem Oberamtsrichter als Amtsvorstand.²⁵

Zuletzt wurde dem Oberamtmann auch noch das Regiment in der Oberamtsstadt genommen.²⁶ Wie alle anderen Bezirke erhielt diese jetzt auch einen Schultheißen, der in ihrem Fall natürlich Stadtschultheiß hieß.

Erster Besigheimer Stadtschultheiß wurde 1819 der Kaufmann Johann Christian Irion. Paul Sauer schrieb in seinem bereits erwähnten Aufsatz im Besigheimer Geschichtsbuch, es sei nicht bekannt, »was Irion schon vier Jahre später zum freiwilligen Rücktritt, zum ›Resignieren‹, bewogen« habe.²⁷ Ob der Rückzug Irions tatsächlich so ganz freiwillig erfolgte, darf indessen bezweifelt werden. Denn in einem am 22. März 1823 erstellten Bericht über die Visitation des Oberamts Besigheim heißt es wörtlich: Stadtschultheiß Irion »ist dem Trunk ergeben, scheint in jeder Beziehung für sein Amt nicht geeignet. Auf eine Änderung in gesetzlichem Wege ist Bedacht zu nehmen.«²⁸

Im Verhältnis zwischen dem Oberamtmann und dem Stadtschultheißen der Oberamtsstadt konnten Konflikte nicht ausbleiben. Dies ergab sich allein schon aus der räumlichen Nähe, aber auch aus einschlägigen Vorschriften. So enthielt das für die Arbeit der Oberämter und Gemeinden maßgebliche Verwaltungsedikt vom 1. März 1822 die Bestimmung, dass der Oberamtmann »befugt und verpflichtet« sei, in der Oberamtsstadt »in wichtigeren und dringenderen Fällen unmittelbar und persönlich einzuschreiten«. Das Verwaltungsedikt verpflichtete außerdem den Stadtschultheißen der Oberamtsstadt, »von allen bedeutenderen, insbesondere aber von allen mit einiger Öffentlichkeit verknüpften Vorgängen das Oberamt auf der Stelle in Kenntnis zu setzen und die etwaigen Anordnungen desselben zu befolgen«. Im Edikt werden hierfür zahlreiche konkrete Beispiele genannt, die von »öffentlichen Lustbarkeiten« über die Bestellung neuer Mitarbeiter der Stadtverwaltung bis hin zu öffentlichen Bekanntmachungen und »außerordentlichen Versammlungen der Bürgerschaft« reichten.²⁹

Der Besigheimer Stadtschultheiß Hermann Hölder kommentierte diese Vorschrift einmal mit den Worten: In ihr sei »nichts vorgesehen, was nicht geeignet wäre, den Ortsvorsteher der Oberamtsstadt zum Werkzeug und die öffentlichen Anstalten der Oberamtsstadt zur Maschine des Oberamts herabzuwürdigen«. Bei der Vielzahl der in Frage kommenden Anlässe schwebte der Stadtschultheiß überdies ständig in der Gefahr, gegen die Verordnung zu verstoßen – und er sei dadurch geradezu »der Willkür des Oberamts preisgegeben«. ³⁰

Das Verwaltungsedikt von 1822 verpflichtete den Oberamtmanu ausdrücklich dazu, »bei jeder Veranlassung sein Augenmerk dahin zu richten, daß das obrigkeitliche Ansehen eines Theils gegen Unbotmäßigkeiten und ordnungswidrige Anmaßungen behauptet, andern Theils aber nie zur Bedrückung oder Mißhandlung unserer Unterthanen mißbraucht werde. In dieser gedoppelten Beziehung hat der Oberamtmanu auf die Amtsführung der ihm untergeordneten Staats- und Gemeindediener ein stets wachsames Auge zu halten, ihre Thätigkeit zu wecken, zu ordnen und zu leiten.« ³¹

Zum Aufgabenbereich des Oberamtmanus heißt es im § 68 des Verwaltungsedikts von 1822 ganz generell: »Der Geschäftskreis des Oberamtes umfaßt alle diejenigen Gegenstände, welche weder den Gerichts- noch den Finanzbehörden zugeteilt sind.« ³² Der nachfolgende Paragraph beschreibt dann, von den Bereichen Gerichts- und Finanzwesen abgesehen, eine Quasi-Allzuständigkeit der Behörde Oberamt. Diese reichte von der Wahrnehmung staatlicher Hoheitsrechte über ein lückenloses Aufsichtsrecht bis zu einem Genehmigungsrecht für alles und jedes: von der Gemeindefaufsicht bis hin zur Konzessionierung von Unternehmen, von der »Fürsorge für die bestehenden Bildungs-, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten« bis zur Sammlung aller möglichen statistischer Daten, von der Musterung der Rekruten bis zur »Gesundheits-, Feuer- und Straßenpolizei« ³³ – wobei der alte Polizeibegriff ja die Gesamtheit behördlicher Aufsichts-, Genehmigungs- und Fürsorgetätigkeit beinhaltet.

III.

Als weitere Aufgaben des Oberamtmanus nannte das Verwaltungsedikt von 1822 ausdrücklich noch die Aufsicht über die Amtskörperschaft und den Vorsitz in der Amtsversammlung. ³⁴

Die altwürttembergische Einrichtung der Amtsversammlung war also auch nach der Neuordnung der Oberämter beibehalten worden. Sie war das oberste beschließende Organ der Amtskorporation und trat in der Regel ein- oder zweimal im Jahr, bei Bedarf auch öfter zusammen. Nach den Bestimmungen des Verwaltungsedikts von 1822 bestand sie aus mindestens 20, höchstens 30 Abgeordneten der Oberamtsstadt und der übrigen Amtsorte. Dabei richtete sich die Anzahl der Deputierten, die jede Gemeinde in die Amtsversammlung entsandte, nicht nach der Einwohnerzahl, sondern nach dem jeweiligen Anteil am Amtsschaden, also nach der Summe, mit der sich eine Gemeinde aufgrund ihres Steueraufkommens am Finanzbedarf der Amtskorporation zu beteiligen hatte. Allerdings durfte keine Gemeinde mehr als ein Drittel sämtlicher Abgeordneten stellen, und unter den Vertretern jeder Gemeinde musste bis 1891 immer der Schultheiß sein. ³⁵

Festzuhalten ist auch, dass die Amtsversammlung noch keine politische Vertretung der Einwohnerschaft des Oberamtsbezirks war – dies wurde erst der Kreistag nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie war vielmehr eine Vertretung der Gemeinden als solcher.

Entsprechend wurden ihre Mitglieder auch nicht in einer Volkswahl bestimmt, sondern von den Gemeinderäten gewählt.

Die Finanzgeschäfte der Amtskorporation besorgte der Amtspfleger. Zur Prüfung seiner Rechnung hatte die Amtsversammlung gemäß § 83 des Verwaltungsedikts einen Ausschuss von drei bis fünf Mitgliedern zu wählen.³⁶ Dieser Ausschuss wurde jedoch schon sehr bald auch zur Beratung anderer wichtiger Angelegenheiten herangezogen und entwickelte sich schnell zu einem ständigen Organ der Amtsversammlung, das ebenfalls unter dem Vorsitz des Oberamtmanns mehrmals im Jahr zusammentrat. Gemeinsam mit dem Amtsvorstand besorgte der Amtsvorstand die laufenden Geschäfte der Amtskörperschaft, und de facto gab er auch die Linien für wichtige Entscheidungen der Amtskorporation vor. Von ihm wurden alle Gegenstände, die für die Amtskörperschaft von Belang sein konnten, vorberaten, und es kam in der Praxis nur sehr selten vor, dass die Amtsversammlung einen Beschluss fasste, der von den Empfehlungen des Ausschusses abwich.

Die württembergische Bezirksordnung von 1906 machte dann aus dem Amtsvorstandsausschuss den Bezirksrat und bestimmte, dass von dessen sechs Mitgliedern nur drei der Amtsversammlung angehören durften. Die anderen drei mussten Bürger sein, die nicht in der Amtsversammlung saßen. Sie wurden zwar ebenfalls von der Amtsversammlung gewählt, sollten aber, wie es 1924 hieß, die »Gewerbetreibenden, Landwirte und Arbeitnehmer« des Bezirks repräsentieren.³⁷ Mitglieder des Besigheimer Bezirksrats waren:

»aus der Mitte der Amtsversammlung«: Theodor Lehner, Stadtschultheiß von Lauffen (1908–1911); Karl Mayer, Schultheiß von Kirchheim (1908–1911); Wilhelm Mezger, Stadtschultheiß von Bietigheim (1908–1921); Gottlob Mößner, Stadtschultheiß von Bönningheim (1911–1914); Georg Lamparter, Stadtschultheiß von Lauffen (1911–1933); Karl Vosseler, Schultheiß von Gemmrigheim (1914–1928); Christian Schmidbleicher, Stadtschultheiß von Bietigheim (1921–1933); Robert Sieber, Schultheiß von Großingersheim (1929–1932); Hugo Heinrich, Bürgermeister von Ilsfeld (1932–1933);

»aus dem Kreis der sonstigen Bezirksangehörigen«: Gustav Diem, Kaufmann in Bönningheim (1908–1910); August Decker, Mühlenbesitzer und Gemeinderat in Ilsfeld (1908–1920); Friedrich Schneider, Kaufmann und Gemeinderat in Besigheim (1908–1920); Christian Schmid, Landtagsabgeordneter und Privatier aus Großingersheim (1911–1917); Wilhelm Schweyher, Wirt und Gemeinderat in Bönningheim (1919–1923); Wilhelm Röcker, Fabrikant in Löchgau (1920–1933); Hermann Hauck, Kaufmann in Kirchheim (1920–1924); Jakob Bollinger, Bauer und Gemeinderat in Hofen (1920–1924); Christian Volk, Bauer und Gemeinderat in Erligheim (1920–1924); Karl Herbst, Fabrikarbeiter und Gemeinderat in Besigheim (1924–1933); Wilhelm Sartorius, Landwirt und Gemeinderat in Bönningheim (1924–1933).³⁸

Die Größe der Besigheimer Amtsversammlung wurde im Laufe der Zeit wiederholt geändert. Im Jahr 1824 waren es 23 Mitglieder.³⁹ 1842, nach dem Ausscheiden von Abstatt und Gruppenbach aus dem Oberamtsverband, wurde die Mitgliederzahl dann auf das gesetzlich vorgeschriebene Minimum von 20 reduziert. Ab 1863 hatte die Amtsversammlung 22 Mitglieder, ab 1898 23 Mitglieder, und zwischen 1907 und 1932 bestand sie aus 26 Mitgliedern.⁴⁰ Als Beispiel für ihre Zusammensetzung seien die Verhältnisse des Jahres 1900 genannt: Lauffen und Bietigheim stellten je vier Mitglieder, Besigheim, Bönningheim und Ilsfeld je zwei Mitglieder, Gemmrigheim, Neckarwestheim, Löchgau, Kirchheim und Großingersheim jeweils ein Mitglied. Das

Stimmrecht der noch verbleibenden vier Deputierten nahmen die übrigen neun Gemeinden im Turnus wahr, wobei zum Beispiel Erligheim und Freudental sich abwechselten, während Schozach lediglich alle vier Jahre an die Reihe kam.⁴¹

Die kleinen und steuerschwachen Gemeinden waren somit in der Amtsversammlung deutlich unterrepräsentiert. Auch die Stadt Besigheim geriet im Vergleich zu den anderen Städten des Bezirks je länger, je mehr ins Hintertreffen. Dies als unmittelbare Folge der unterschiedlich verlaufenden Entwicklung der Wirtschaft und somit auch bei den Steuereinnahmen. Wie gravierend dies in der Oberamtsstadt empfunden wurde, lässt sich erahnen, wenn wir die Sitzverteilung der Jahre 1908 und 1928 vergleichen. 1908 stellte Bietigheim sechs Mitglieder, Lauffen vier, Besigheim drei und Bönningheim zwei. Zwanzig Jahre später waren es dann zehn Abgeordnete aus Bietigheim, vier aus Bönningheim, drei aus Lauffen und nur noch ein Mitglied aus Besigheim.⁴²

Die Sitzungen der Amtsversammlung waren zunächst nicht öffentlich. Im Oktober 1848 beschloss dann die Besigheimer Amtsversammlung, künftig öffentlich zu tagen. Sparsam wie man war, stand dieser Beschluss jedoch unter dem Vorbehalt, dass die Zulassung der Öffentlichkeit die Kasse der Amtskörperschaft nicht belasten dürfe.⁴³

Tagungsort der Amtsversammlung war der Ratssaal im Besigheimer Rathaus. Dass die Sitzungen in der Oberamtsstadt abgehalten wurden, war gute Tradition – und die Stadt achtete mit Argusaugen darauf, dass man diese Tradition wahrte. Nach dem Bezirksstatut von 1908 war es allerdings grundsätzlich möglich, die Amtsversammlung »in besonderen Fällen« auch in einer anderen Bezirksgemeinde abzuhalten.⁴⁴ Anträge, ein regelmäßiges Alternieren zwischen den vier Städten Besigheim, Bietigheim, Bönningheim und Lauffen festzulegen, blieben jedoch erfolglos.⁴⁵



*Sitzungssaal des Besigheimer Rathauses (Postkarte, um 1905).
In dem Saal wurden auch die Amtsversammlungen abgehalten.*

In Besigheim reagierte man überaus empfindlich, wenn die Amtsversammlung tatsächlich einmal aus einem besonderen Anlass an einem anderen Ort stattfand. So zum Beispiel, als man im Juni 1926 in Lauffen tagte, weil die Abgeordneten im Anschluss an die Sitzung gemeinsam das Zementwerk besichtigen sollten. Dagegen protestierte nicht nur der Besigheimer Wirtsverein.⁴⁶ Auch Stadtschultheiß Emil Hayer übte heftige Kritik und witterte sogar ein regelrechtes Komplott zwischen den Städten Bietigheim und Lauffen zum Nachteil Besigheims. Wie gereizt die Stimmung war, belegen die Äußerungen, die Hayer in der Amtsversammlung machte: Zum Beschluss, die Versammlung nach Lauffen einzuberufen, könne und wolle er nicht schweigen. Allerdings bilde er sich auch nicht ein, mit seinen Ausführungen etwas erreichen zu können, denn: »Wer heute die Macht hat, hat eben Recht. Und im Bezirk Besigheim im Besonderen ist es in den letzten 30 Jahren feststehende Tatsache, sozusagen Gesetz geworden, dass Besigheim nichts zu sagen hat.« Geradezu resigniert und verbittert fügte er noch hinzu: »Besigheim wird als Aschenbrödel behandelt und man findet hieran gar nichts Besonderes.«⁴⁷

IV.

Doch kehren wir nochmals ins frühe 19. Jahrhundert zurück. Ganz der altwürttembergischen Tradition entsprach es, dass auf den Amtsversammlungen nicht nur lokale Angelegenheiten erörtert wurden, sondern auch allgemeine politische Fragen, die das ganze Land betrafen. Dies zeigte sich nochmals in den Jahren nach 1815, als man auf den Amtsversammlungen intensiv über die Verfassungsfrage diskutierte. Auch die Besigheimer Amtsversammlung nahm dazu wiederholt dezidiert Stellung, indem sie Resolutionen verfasste mit der Forderung nach Wiederherstellung des »guten alten Rechts«.⁴⁸ Daneben hatte sich die Amtsversammlung jedoch noch mit zwei anderen ganz zentralen Themen zu befassen: mit dem Abbau eines immensen Schuldenbergs und mit den Folgen der katastrophalen Missernte des Jahres 1816.

Zur Abwehr der drohenden Hungersnot wurden von der Amtskörperschaft ganz konkrete Maßnahmen ergriffen. Man ging davon aus, dass von den rund 5000 Familien, die man im Oberamtsbezirk zählte, jede fünfte Familie keinen ausreichenden Vorrat an Lebensmitteln hatte. So beschloss die Amtsversammlung Anfang des Jahres 1817, auf Kosten der Amtspflege im Ausland 1000 Scheffel Getreide anzukaufen. Dieses Getreide sollte dann über die Gemeinden an die Bedürftigen verteilt werden, entweder gegen Barzahlung oder bei mittellosen Leuten gegen Arbeitsleistung etwa im Straßenbau.⁴⁹ Und im Mai 1817 wurde auf der Amtsversammlung vereinbart, wie die vorhandenen, jedoch völlig unzureichenden Fruchtvorräte möglichst gerecht auf die einzelnen Bezirksgemeinden verteilt werden sollten – wobei klar war, dass die Vorräte den Bedarf nicht einmal zur Hälfte deckten.⁵⁰

Die Krise von 1817 verschärfte die ohnehin äußerst angespannte ökonomische Situation zusätzlich. Für die Amtskörperschaft musste sich dies doppelt negativ auswirken, da zu ihren Aufgaben auch der Einzug der Staatssteuern aus Grundeigentum, Gebäuden und Gewerben gehörte.⁵¹ Man schob einen riesigen Schuldenberg vor sich her, der in der Hauptsache aus den enormen Kriegskosten der napoleonischen Zeit resultierte. So hatte der Oberamtsbezirk Besigheim allein in den Jahren 1813 bis 1815 für Naturallieferungen und Einquartierungen rund 440 000 Gulden aufzubringen. Diese Kosten mussten überwiegend auf Pump finanziert werden. Denn alle Gemeinde-

kassen waren – so heißt es im Protokoll der Amtsversammlung vom 23. Januar 1816 – »erschöpft und mit Schulden überladen und der Landmann und Bürger so arm geworden, dass der größte Theil nicht mehr im Stande ist, sich zu kleiden, die Zinsen zu zahlen und bey der frugalsten Kost sich und seine Familie zu erhalten«. ⁵²

Die Finanznot wurde gewissermaßen von unten nach oben transportiert, indem zunächst die Gemeindekassen für die zahlungsunfähigen Steuerpflichtigen eingetreten sind und schließlich die Amtskörperschaft für die überschuldeten Gemeinden. Im Visitationsbericht von 1823 finden sich hierzu einige bemerkenswerte Zahlen. Demnach betrug damals der Steuerrückstand der Amtspflege zur Staatskasse rund 48 000 Gulden. Gleichzeitig beliefen sich die Rückstände der Gemeinden zur Amtspflege auf insgesamt 188 000 Gulden und standen die einzelnen Steuerpflichtigen mit insgesamt 484 000 Gulden bei den Gemeindekassen in der Kreide. ⁵³ Der Amtskörperschaft gelang es, ihre Schulden binnen eines Jahrzehnts vollständig abzubauen, und 1833 befand sie sich in der angenehmen Situation, dass Amtspfleger Erhard die Amtsversammlung um Anweisungen bitten musste, wie er den vorhandenen Kassenvorrat von 2 300 Gulden verwenden solle. ⁵⁴

Zentrale Funktion der Amtskorporation war es, gemeinsam Aufgaben zu schultern, die das Leistungsvermögen der einzelnen Gemeinden überstiegen. Die Finanzierung erfolgte zum einen über die Amtsschadens-Umlage, mit der die regulären Ausgaben gedeckt wurden. Sie ist im weitesten Sinne mit der heutigen Kreisumlage vergleichbar. Daneben gab es noch die so genannte Amtsvergleichung. Durch sie wurde sichergestellt, dass unter den Bezirksgemeinden die Kosten für Lasten ausgeglichen wurden, die eigentlich vom gesamten Bezirk zu tragen waren, in der Praxis aber zu ungleichen Teilen von einzelnen Bezirksgemeinden übernommen werden mussten. Hierzu zählten zum Beispiel Hofstaatsfuhren, Postritte oder die Unterstützung von Heimatlosen, vor allem aber Militärfohren und Einquartierungen. ⁵⁵ Entsprechend schnellten die Amtsvergleichungskosten immer dann sprunghaft in die Höhe, wenn es im Abrechnungszeitraum in der Nähe ein Manöver gegeben hatte oder landesweit besondere militärische Vorkehrungen galten. Zur Verdeutlichung seien nur zwei Beispiele aus dem Oberamtsbezirk Besigheim angeführt: Im Rechnungsjahr 1839/40 betragen die Amtsvergleichungskosten 115 Gulden, im Jahr darauf waren es 3 281 Gulden, da im September 1840 eine große Militärübung abgehalten worden war. Und nach den Mobilmachungen anlässlich des Krimkrieges 1855 und des Waffengangs zwischen Österreich und Sardinien-Piemont 1859 mussten fast 4 400 Gulden bzw. 32 500 Gulden umgelegt werden. ⁵⁶

Neben den Pflichtaufgaben wie die Leistungen fürs Militär oder der Steuereinzug nahmen die Amtskörperschaften auch freiwillig weitere Aufgaben wahr, die eigentlich den einzelnen Gemeinden oblagen. Hierzu gehörte namentlich der Bau und die Unterhaltung der Nachbarschaftsstraßen, und gerade zu diesem Aufgabenbereich sind im Oberamt Besigheim schon früh konkrete Beschlüsse gefasst worden. So wurde im Mai 1817 in der Amtsversammlung konstatiert, zur »Beförderung des Handels und Wandels« sei es erforderlich, dass »die Wege in bessern Stand gestellt und in demselben erhalten werden«. Es solle künftig von jeder Bezirksgemeinde ein »mit Steinen beschlagener Weg« in die Oberamtsstadt und auf die Stuttgart-Heilbronner Staatsstraße führen, außerdem ein »guter, mit Steinen beschlagener Weg« in die benachbarten Oberamtsstädte ziehen. Um dies zu erreichen und gleichzeitig sicherzustellen, dass die Lasten für den Ausbau der Straßen einigermaßen gerecht verteilt werden, wurde beschlossen, ab dem Frühjahr 1818 sämtliche Kosten, die auf den Vizinalstraßen anfallen, auf die Amtspflegekasse zu übernehmen. ⁵⁷

Das Protokoll der Amtsversammlung vom Mai 1817 vermittelt übrigens ein anschauliches Bild vom damaligen Straßennetz. Durch den Oberamtsbezirk ging außer der Hauptstraße von Stuttgart nach Heilbronn als weitere überregionale Verbindung die 1812 erbaute Poststraße von Illingen über Freudental und Bönningheim, die dann auf der Kirchheimer Höhe auf die Heilbronner Straße traf. Als Vizinalstraßen waren bereits vorhanden: die Straße von Bietigheim über Löchgau und Erligheim ins Zabergäu; die Straße von Großsingersheim nach Bietigheim; die Straße von Bietigheim in Richtung Sachsenheim und Vaihingen; die im Jahr 1816 erbaute Straße von Besigheim am Buchholz vorbei nach Hessigheim; die Straße von Lauffen nach Ilsfeld sowie die gerade im Bau begriffene Straße von Besigheim nach Löchgau. Als in den kommenden Jahren neu anzulegende Vizinalstraßen wurden genannt: eine Straße von Gruppenbach und Abstatt über Ilsfeld, Neckarwestheim und Gemmrigheim nach Besigheim; eine Straße von Lauffen Richtung Brackenheim; eine Straße von Besigheim über Großsingersheim gegen Pleidelsheim und Marbach; eine Straße von Walheim nach Hofen.⁵⁸

Ein von der Amtsversammlung gewählter Oberamtswegmeister hatte die erforderlichen Arbeiten zu koordinieren und zu beaufsichtigen. Er führte auch die Aufsicht über die eigens bestellten Straßenwärter. Erster Oberamtswegmeister war von 1817 bis zu seinem Tod 1850 der gelernte Drehermeister Jakob Friedrich Durian aus Besigheim.⁵⁹ Durian wurde zunächst von der Amtskorporation besoldet, erhielt jedoch ab 1822 seinen Verdienst von den betreffenden Gemeindekassen.⁶⁰

Dies weist darauf hin, dass der Beschluss von 1817, die Baulast für die Vizinalstraßen auf die Amtskörperschaft zu übernehmen, nur wenige Jahre Bestand hatte. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus gewährte die Amtskörperschaft dann nur noch in Ausnahmefällen Zuschüsse zu den Bau- oder Instandsetzungskosten.⁶¹ Erst 1861 verständigte man sich wieder auf eine allgemein gültige pauschale Regelung: Die Amtskörperschaft trug jetzt ein Achtel der Kosten, die beim Neubau einer Vizinalstraße oder bei umfassenden Straßenkorrekturen anfielen. Die Abstimmung in der Amtsversammlung über diese Regelung war übrigens unentschieden ausgegangen, vor allem Lauffen und Bietigheim hatten sich dagegen ausgesprochen. Den Ausschlag gab somit das Votum des Oberamtmanns, denn für Abstimmungen in der Amtsversammlung galt, dass bei Stimmgleichheit »der Oberamtmann die entscheidende Stimme« hat⁶², und Oberamtmann Müller stand von Anfang an eindeutig auf der Seite der Befürworter.⁶³

Für Oberamtmann Müller war dieser Beschluss freilich lediglich der erste Schritt in die richtige Richtung. Er setzte sich in der Folgezeit wiederholt für eine noch stärkere Heranziehung der Amtskörperschaft zu den Straßenbaulasten ein. Letztlich hatte er Erfolg. Zum 1. November 1871 ging die Zuständigkeit für den Bau und die Unterhaltung der Vizinalstraßen nach einigem Hin und Her definitiv auf die Amtskörperschaft über. Sie trug nun bei Neubaumaßnahmen die Hälfte und bei der Straßenunterhaltung zwei Drittel der anfallenden Kosten.⁶⁴ Dies machte sich natürlich sofort in der Amtsschadenssumme bemerkbar: Sie stieg von 3 300 Gulden im Rechnungsjahr 1869/70 auf 17 500 Gulden im Rechnungsjahr 1871/72, wobei rund 10 000 Gulden auf die Straßenkosten entfielen.⁶⁵

Die ersten großen Bauprojekte, die nach der neuen Regelung abgerechnet wurden, waren die im Jahr 1874 mit einem Aufwand von rund 36 000 Mark erstellte neue Straße von Bönningheim über Hohenstein nach Kirchheim⁶⁶ und der 1876/77 erfolgte Bau einer Straße von Besigheim über Hessigheim bis zur Markungs- und Oberamts-grenze bei Mundelsheim. Beim Bau der Straße im Neckartal zwischen Besigheim und



*Die alte »Oberamtei«, der Amts- und Wohnsitz des Oberamtmanns.
Das Gebäude wurde 1908 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt.*

Hessigheim, die den bis dahin dort vorhandenen schmalen Fahrweg ersetzte, hatte man sich übrigens bei den Kosten gewaltig verkalkuliert. Ging man im Sommer 1875 noch von 83 000 Mark aus, war zwei Jahre später von 138 000 Mark die Rede. Die im April 1879 vorgelegte Schlussabrechnung wies dann schließlich 149 817 Mark aus.⁶⁷ Da solche Summen den üblichen Etat-Rahmen sprengten, erfolgte die Finanzierung durch die Aufnahme von Darlehen, die dann innerhalb von zwanzig Jahren getilgt werden sollten.⁶⁸

Nicht überraschen kann, dass im Oberamt Besigheim für die Amtskörperschaft und die Amtsversammlung auch der Weinbau ein wichtiges Thema war. So wurde zum Beispiel im Herbst 1823 die Amtsversammlung zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen, um darüber zu beraten, »wie der Stockung in dem Weinverkauf begegnet und den ärmeren Weingärtnern geholfen werden könnte«. Man verständigte sich darauf, dass die Gemeinden von den ärmeren Weingärtnern ein gewisses Quantum Wein aufkaufen und dieses vorerst einlagern und erst später zum Wiederverkauf anbieten sollen.⁶⁹ Zwei Jahre später wurde auf der Amtsversammlung eine Eingabe an die Regierung mit der Bitte um Maßregeln »gegen die Einfuhr fremder Weine verlesen, geprüft, genehmigt, ausgefertigt und unterzeichnet«. ⁷⁰ Die Amtskörperschaft beteiligte sich selbstverständlich auch an dem 1828 gegründeten »Württembergischen Weinbau-Aktienverein«, indem sie für insgesamt 300 Gulden sechs Aktien der Gesellschaft erwarb.⁷¹

Weitere Initiativen zielten ganz allgemein auf eine »Verbesserung des Weinbaus« ab und gingen nicht zuletzt von Oberamtmann Ludwig August Gärtner aus, der selbst Mitglied der Weinverbesserungsgesellschaft war und überdies als Landtagsabgeordneter

für das Oberamt Heilbronn über beste Kontakte verfügte.⁷² Auf Gärttners Anregung hin wurden auch erstmals 1829 – und noch bis 1839 – von der Amtskörperschaft Prämien für »musterhaft angelegte Weinberge« bezahlt.⁷³ Und als die Weingärtner Friedrich Strecker aus Lauffen und Friedrich Müller aus Bönningheim sich 1831 fast ein ganzes Jahr in der Rheingegend aufhielten, »um den dortigen Weinbau zu erlernen«, wurden ihnen die dabei entstandenen Kosten aus der Amtspflegekasse ersetzt.⁷⁴ Ab den 1820er Jahren und bis 1863 hat die Amtsversammlung auch stets für den gesamten Oberamtsbezirk die Termine für den Beginn der Weinlese festgelegt.⁷⁵

V.

Der eben erwähnte Ludwig August Gärttner, der dem Oberamt Besigheim von 1823 bis 1831 vorstand, zählt in der Reihe der Besigheimer Oberamtswänner zu den herausragenden Persönlichkeiten. Er war 1790 in Bietigheim geboren worden, und als er im Alter von 33 Jahren das höchste Amt in seinem Heimatbezirk antrat, galt er bereits als erfahrener Verwaltungsfachmann, der unter anderem maßgeblich am Verwaltungsedikt von 1822 mitgearbeitet hatte. Obwohl er kein studierter Jurist war, sondern die klassische Ausbildung zum Schreiber absolviert hatte, machte er im Staatsdienst eine steile Karriere. Nach weiteren sechs Jahren als Oberamtmann in Cannstatt wurde er 1837 zum Stadtdirektor in Stuttgart ernannt und von 1848 bis zur Pensionierung 1868 war er Direktor bzw. Präsident der Oberrechnungskammer und der Staatskassenverwaltung. Ab 1849 fungierte er außerdem als Vorstand der Zentralleitung des württembergischen Wohltätigkeitsvereins.⁷⁶ Dass Gärttner im Landtag von 1826 bis 1830 das Oberamt Heilbronn vertrat, war nicht außergewöhnlich. Wenn sich ein Oberamtmann damals politisch engagierte, tat er dies aus leicht nachvollziehbaren Gründen in aller Regel nicht im eigenen Bezirk, sondern in einem Nachbarbezirk.

Freilich hatte man in Besigheim nicht immer das Glück, einen so tüchtigen Oberamtmann wie Gärttner zu haben. So ist zum Beispiel über Gärttners unmittelbaren Vorgänger Christoph Friedrich Schott, der 1819 im Alter von 61 Jahren vom Oberamt Vaihingen hierher versetzt worden war, im Visitationsbericht von 1823 zu lesen: »Was den Zustand und die Formen der Geschäftsführung anbelangt, so bemerkte man, daß Oberamtmann Schott, wenn eine angefangene Untersuchung unterbrochen wurde oder von ihm eine Verfügung getroffen war, nicht selten, wenn er nicht erinnert wurde, es vergaß und versäumte, die Untersuchung wieder fortzusetzen oder sich Gewissheit zu verschaffen, ob seine Verfügung vollzogen worden ist. Auf diese Weise entstanden einige Geschäftsrückstände.« Der Bericht teilt uns auch die Gründe mit. Schott war kurz nach seinem Amtsantritt in Besigheim schwer erkrankt und litt seitdem »an Abnahme des Gedächtnisses und an einer Schwäche seines rechten Arms, so daß er sogar seinen Namen nur mit Anstrengung schreiben« konnte.⁷⁷

Auch Gärttners Nachfolger, Oberamtmann Gottlieb Ludwig Heinrich Gess, war gesundheitlich angeschlagen. Über ihn heißt es im Visitationsbericht von 1838: »Ist 45 Jahre alt, verheiratet, Vater von vier Kindern. Er widmete sich anfänglich der Schreibung und war bestimmt, zum Studium der Rechte überzugehen, als er im Jahr 1811 zum Militärdienst ausgehoben wurde, die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitmachte und bis zum Jahr 1817 als Offizier diente. Nach seiner Beabschiedung wurde er zum Sekretär bei dem Kgl. Steuerkollegium und im Oktober 1820 zum Amtmann

und Amtsschreiber in Köngen ernannt. Im Oktober 1824 erfolgte seine Ernennung zum Oberamtmann in Geislingen und am 26. Juni 1831 auf seine gegenwärtige Stelle. Durch die in den Feldzügen erlittenen Strapazen ist der Gesundheitszustand des Oberamtmanns wankend geworden und leidet derselbe an Gicht-Anfällen, die jedoch seiner amtlichen Tätigkeit weniger Eintrag tun, da er selbst während derselben seine Verrichtungen so viel möglich fortsetzt.«⁷⁸ Dies blieb allerdings nicht mehr lange so. Ab April 1841 war Gess dienstunfähig, am 27. Dezember 1842 ist er dann »in Folge der Gicht« gestorben.⁷⁹ Die Geschäfte des Oberamtmanns wurden in diesen 21 Monaten und darüber hinaus noch bis Juni 1843 von dem Oberamtsaktuar Georg Emil Majer als Amtsverweser geführt. Majer, 1810 als Pfarrerssohn in Neipperg geboren, hat in Besigheim den Grundstein zu einer äußerst erfolgreichen Laufbahn gelegt. Nach drei weiteren Stationen war er ab 1851 Stadtdirektor in Stuttgart und von 1866 bis zu seinem Ruhestand 1883 Direktor der Regierung des Donaukreises in Ulm, was in der Behördenhierarchie in etwa der Position der heutigen Regierungspräsidenten entspricht.⁸⁰

Solche Karrieren waren freilich die Ausnahme. Im Normalfall wies die berufliche Laufbahn der Besigheimer Oberamtmänner keine Besonderheiten auf. Bevor sie ihre Stelle in Besigheim antraten, hatten sie sich zumeist schon einige Jahre als Amtmann



*Dr. Robert Held (1875–1938)
war von 1911 bis 1918 Oberamtmann
in Besigheim (Aufnahme: um 1930).*

bei einem größeren Oberamt oder einer Landesbehörde oder auch schon als Oberamtmann in einem kleineren Oberamt bewährt. Und für vier der insgesamt sechs Oberamtmänner, die zwischen 1843 und 1918 dem Königlichen Oberamt Besigheim vorstanden, war Besigheim die berufliche Endstation. Die Oberamtmänner Jakob Friedrich Magenau (1843–1857)⁸¹, Gustav Reuß (1874–1896)⁸² und Eugen Zimmermann (1901–1911)⁸³ starben jeweils noch im Dienst und Ludwig Adolph Friedrich Müller (1858–1874)⁸⁴ erlebte hier seine Pensionierung. Oberamtmann Andreas Scheffold hingegen wechselte 1901 nach noch nicht einmal fünf Jahren in gleicher Funktion nach Rottenburg. Ob die Stelle in der Bischofsstadt attraktiver war als die in Besigheim, kann ich nicht beurteilen. Sicher ist jedoch, dass Scheffold – im Unterschied zu allen seinen Vorgängern – nicht evangelisch, sondern katholisch war.⁸⁵

Unter den insgesamt 15 Oberamtmännern bzw. Landräten, die zwischen 1810 und 1938 in Besigheim amtierten, findet sich ansonsten nur noch ein weiterer Katholik. Es war dies der letzte vom König ernannte Oberamtmann, Dr. Robert Held, und auch für ihn bildete Besigheim nur eine Durchgangsstation: Nach gut sechs-jähriger Dienstzeit in Besigheim wechselte der promovierte Jurist Anfang 1918 ins

Stuttgarter Innenministerium, wo er nach dem Ersten Weltkrieg verschiedene Aufgaben wahrnahm und 1927 zum Ministerialdirektor aufstieg. Anfang März 1933 wurde Held zum Präsidenten des württembergischen Verwaltungsgerichtshofs ernannt – was wie eine Beförderung durch die Nazis anmutet, tatsächlich jedoch eine politisch motivierte Abschiebung aus dem Innenministerium bedeutet.⁸⁶

Von 1874 bis 1938 leiteten ausschließlich Beamte das Oberamt, die entweder Juristen waren oder Regiminalwissenschaften studiert hatten. Vor 1874 waren es hingegen, beginnend mit dem alten Oberamtmann Weiß, vorwiegend Männer, die in einer Ausbildung zum Schreiber das Verwaltungsfach gelernt hatten. Neben dem bereits genannten Oberamtmann Schott wies nur noch der Oberamtmann Ernst Gustav Rümelin ein Studium auf. Rümelin war 1816 als Nachfolger von Weiß nach Besigheim gekommen und ging dann 1819 als Oberamtsrichter nach Heilbronn. Von 1826 bis 1830 vertrat er übrigens das Oberamt Besigheim als Abgeordneter im Landtag.⁸⁷

VI.

Wie bereits an der Förderung des Weinbaus gezeigt wurde, hat die Amtskörperschaft mit Beiträgen und Zuschüssen Institutionen und Einzelmaßnahmen finanziell unterstützt, sofern dies im Interesse des ganzen Oberamtsbezirks oder doch zumindest mehrerer Bezirksgemeinden war. Darunter lassen sich auch Beispiele finden, die uns heute befremden mögen. So hat die Amtsversammlung zwischen 1836 und 1843 regelmäßig Gelder zur Verfügung gestellt, um vermögenslosen Einwohnern eine Auswanderung zu ermöglichen. Auf den ersten Blick erscheint dies als ein löbliches Unterfangen, doch beim genaueren Hinsehen lässt sich erkennen, um was es im Kern ging. Denn diese Mittel waren ausschließlich gedacht »zum Zweck der Fortschaffung schlechter Subjekte in Länder über See«. ⁸⁸ Mit anderen Worten: Man wollte sich mit einer einmaligen Zahlung Sozialfälle für immer vom Hals schaffen.

Auch andere Beschlüsse zielten darauf ab, Leistungen an hilfsbedürftige Menschen möglichst zu beschränken. Dies umso mehr, wenn es sich bei den Hilfsbedürftigen um Fremde handelte. Vor allem die so genannten Vaganten und Stromer – Menschen, die aus den unterschiedlichen Gründen durchs Land zogen und hauptsächlich vom Bettel lebten – wurden stets als überaus lästig empfunden. Ende November 1880 beschäftigten sich daher Vertreter der Bezirkswohltätigkeitsvereine bei einer Versammlung in Cannstatt mit Möglichkeiten zur »Bekämpfung des Vagantentums«. Als ein Hauptproblem wurde die bisher übliche Praxis genannt, die »Durchreisenden« mit unmittelbaren Geldspenden zu unterstützen, zumal hierbei die Gefahr des Missbrauchs sehr groß sei. Daher sollten die Geldgaben durch Naturalverpflegung ersetzt werden und die Unterstützung künftig nur noch durch Gewährung der unmittelbaren Lebensbedürfnisse und, soweit ausführbar, gegen Leistung von Arbeit erfolgen.⁸⁹

Diese Vorschläge wurden von der Zentraleitung des Wohltätigkeitsvereins den Oberämtern zur Durchführung empfohlen und auch in Besigheim sofort aufgegriffen. Am 20. Januar 1881 beschäftigte sich der Amtsversammlungsausschuss ausführlich mit diesem Thema und beurteilte dabei die Cannstatter Beschlüsse »im Allgemeinen als sachgemäß«. Daher sollte künftig »den Vagabunden kein Geld mehr gegeben werden und an die Stelle des Geldes eine maßvolle, keineswegs zum Stromern verlockende Naturalverpflegung treten«. Die Ausschussmitglieder waren sich auch einig, dass eine erfolgreiche Bekämpfung des Vagantentums nur dann zu erwarten sei, wenn

sich daran alle Bezirksgemeinden beteiligten – und dass sich dies nur durch eine Übernahme der Kosten auf die Amtskörperschaft erreichen lasse. Auf ihren Antrag hin beschloss die Amtsversammlung am 22. Januar 1881: 1) zum 1. Februar in sämtlichen Gemeinden des Bezirks Stationen zur Naturalverpflegung zu errichten; 2) für die Naturalverpflegung Marken anfertigen zu lassen; 3) die Abgabe der Marken den Ortsvorstehern zu übertragen, »die darüber Verzeichnisse zu führen, auch Tag und Stunde der abgegebenen Unterstützung in den Papieren der Reisenden vorzumerken haben«; 4) den Gemeinden dringend die Einführung von »Arbeitsnachweise-Bureau« zu empfehlen; 5) den Gesamtaufwand auf die Amtspflege zu übernehmen.⁹⁰

Pro Person und Tag erstattete die Amtskörperschaft 63 Pfennige. Darin enthalten waren die Kosten für das Nachtlager und die Mahlzeiten. Morgens gab es einen halben Liter Milch oder geschmälzte Suppe, mittags einen Liter Fleischbrühsuppe oder geschmälzte Suppe mit Kartoffel und abends einen halben Liter Suppe mit einem halben Pfund Brot oder Kartoffel.⁹¹

Ende März 1881 berichtete Oberamtmann Reuß im Amtsversammlungsausschuss, dass im Februar der Aufwand für die Naturalverpflegungsstationen insgesamt 743 Mark betragen habe. Zufrieden fügte er hinzu: »Die getroffene Einrichtung hat sich als zweckmäßig erwiesen und findet, da der Bettel nahezu ganz aufgehört hat, allgemeine Anerkennung.«⁹²

Zwei Jahre später fällt die Bilanz jedoch nicht mehr so eindeutig aus. Zwischen April 1882 und April 1883 hatte die Amtskörperschaft für die Naturalverpflegung insgesamt 11 335 Mark ausgeben müssen. Die hohen Kosten und auch die Tatsache, dass »der Bettel doch nicht vollständig aufgehört hat«, ließen Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen aufkommen. Oberamtmann Reuß sprach sich dennoch für eine Beibehaltung aus. Die Naturalverpflegung habe zwar »das Bettler- und Landstreicher-Unwesen nicht vollständig beseitigt«, aber doch »wesentlich vermindert«. Bei ihrer Aufhebung würde »der Landplage des Stromertums Tür und Tor geöffnet«, und der finanzielle Nutzen sei eher gering. Denn was einerseits an Kosten der Naturalverpflegung eingespart werden könne, würde zwangsläufig wieder durch höhere Arrestkosten für eingelieferte Bettler aufgezehrt. Im Amtsversammlungsausschuss gab es aber auch Stimmen, die ein Ende des Naturalverpflegungssystems forderten. Dabei wurde unter anderem angeführt, dass durch die Aufhebung der Naturalverpflegung in den benachbarten Oberamtsbezirken Ludwigsburg und Brackenheim »der ganze Strom der Handwerksburschen dem hiesigen Bezirk zugeschoben und dieser dadurch ungebührlich stark in Anspruch genommen werde«, auch dass »bei der bestehenden Paßfreiheit dem Bettler- und Landstreicher-Unwesen doch nicht gesteuert werden könne«. Die Mehrheit des Ausschusses plädierte jedoch dafür, die Naturalverpflegung wenigstens in den Orten Bietigheim, Besigheim, Bönnigheim, Lauffen, Kirchheim, Freudental, Neckarwestheim und Ilsfeld »unter den bisherigen Bestimmungen beizubehalten«.⁹³ Die Amtsversammlung stimmte diesem Antrag grundsätzlich zu, freilich mit der Einschränkung, in den genannten acht Stationen »auf die Zeit vom 15. Mai bis 15. Oktober die Naturalverpflegung zu sistieren«.⁹⁴

Im Winter 1883/84 scheint die Naturalverpflegung nochmals durchgeführt worden zu sein. Doch im April 1884 beschloss die Amtsversammlung, sie »bis auf weiteres vollständig zu sistieren«.⁹⁵ Dabei ist es dann auch geblieben. Im Dezember 1886 lehnte die Amtsversammlung auf Antrag des Ausschusses eine Wiedereinführung der Naturalverpflegung endgültig ab, da sie in den Nachbarbezirken Heilbronn, Weinsberg, Brackenheim und Marbach sowie in den angrenzenden badischen und

hessischen Bezirken ebenfalls aufgehoben und es somit sicher vorauszusehen sei, dass »die ganze Masse der Stromer, sobald sie hier unentgeltlich Verpflegung erhalten, dem hiesigen Bezirk zur Last fallen wird.«⁹⁶

Dieses Thema wurde absichtlich etwas ausführlicher dargestellt, da es eben auch zur Wirklichkeit der vermeintlich »guten alten Zeit« gehört. Ebenso wie ein anderes Problem, mit dem sich der Amtsversammlungsausschuss Ende Januar 1884 befassen musste. Im Protokoll über diese Sitzung ist zu lesen: »Das K. Oberamt trägt einen Bericht des Stationskommandanten [der Landjäger] vor, worin unter Aufführung spezieller Fälle nachgewiesen wird, daß durch das müßige Herumstehen junger Leute und auch verheirateter Männer auf den Straßen und öffentlichen Plätzen die Passage für Fuhrwerke und Fußgänger gehindert und sonst noch mancherlei Unfug verübt werde. Insbesondere seien anständige, an diesen Gruppen vorübergehende Personen allen möglichen unflätigen Äußerungen und Insulten [Beleidigungen] ausgesetzt und Frauenzimmern werde es nahezu unmöglich gemacht, bei eintretender Dunkelheit über die Straße zu gehen.« Der Ausschuss beklagte, dass »insbesondere die kaum der Schule entwachsene Jugend durch Rohheit sich auszeichnet« und beschloss auf Antrag von Oberamtmann Reuß eine neue bezirkspolizeiliche Vorschrift mit folgendem Wortlaut: »Das zwecklose Herumstehen in Gruppen auf sämtlichen öffentlichen Wegen, Straßen und Plätzen sowie das Durchziehen derselben in geschlossenen Reihen ist mit Ausnahme polizeilich erlaubter öffentlicher Umzüge verboten. Übertretungen dieser Vorschrift unterliegen der Strafbestimmung in § 366 des Reichsstrafgesetzbuches.«⁹⁷ Ob es genützt hat?

VII.

Unbestreitbar nützlich und im Interesse des ganzen Bezirks – sowohl der Einwohner als auch der Gemeinden und anderer Institutionen – war die Gründung einer Oberamtssparkasse. Nachdem erste Versuche in den 1840er Jahren gescheitert waren⁹⁸, klappte es im zweiten Anlauf. Im Februar 1880 fasste der Amtsversammlungsausschuss nach eingehender Erörterung folgenden Beschluss: »Um dem Wucher, welcher vorzugsweise die ländliche und ackerbautreibende Bevölkerung schwer schädigt, möglichst zu steuern, wird eine Oberamtsspar- und Hilfskasse wohl das einzige Vorbeugungsmittel sein und wird deshalb deren Einrichtung auch im hiesigen Bezirk beantragt.«⁹⁹ Im April beschloss die Amtsversammlung die Statuten der Sparkasse. Oberamtspfleger Jakob Adam Schüle wurde zum Kassier, der Kaufmann Karl Irion aus Besigheim zum Kontrolleur gewählt. Schüle erhielt für seine Tätigkeit als Kassier der Sparkasse ein halbes Prozent der Bareinnahmen als Besoldung sowie jährlich 30 Mark als pauschalen Kostenersatz für Schreibmaterialien.¹⁰⁰ Er versah bis zu seiner Pensionierung 1897 die Ämter des Oberamtspflegers und des Sparkassenkassiers in Personalunion.¹⁰¹

Die Sparkasse nahm am 1. November 1880 ihren Betrieb auf. Im ersten Jahr vertrauten ihr 766 Einleger insgesamt 110 158 Mark an.¹⁰² Auch in der Folgezeit entwickelte sich die Sparkasse gut. 1907 zum Beispiel hatte sie 4341 Einleger mit einem Sparguthaben von insgesamt 1,8 Millionen Mark. Den Schritt, außerhalb Besigheims Zweigstellen einzurichten, wagte man jedoch erst nach dem Ersten Weltkrieg, als die Oberamtssparkasse am 2. Oktober 1922 ihre Zweigstelle in Bietigheim und am 25. Januar 1925 eine Zweigstelle in Lauffen eröffnete.¹⁰³ Interessant ist das Motiv,

das den Bezirksrat und auch die Amtsversammlung die Errichtung von Zweigstellen befürworten ließ. Im Bezirksratsprotokoll ist hierzu festgehalten: »Nachdem die Banken in allen bedeutenderen Orten Filialen errichten und das Geld an sich ziehen, sei es unerlässlich, dass auch die Sparkasse sich diesem Wettbewerb um die Gelder der Bezirksbevölkerung anschließe. Es wäre sonst zu befürchten, dass das Geld in die Großbanken abfließe und in Zeiten der Geldknappheit nur schwer und recht teuer wieder zu erhalten sei. Es liege deshalb der Ausbau der Sparkasse im Bezirksinteresse.«¹⁰⁴

Das Sparkassenwesen zählte zu den klassischen Betätigungsfeldern der württembergischen Amtskörperschaften. In den meisten Oberamtsbezirken galt dies auch für das Krankenhauswesen. So sind zum Beispiel 1870 in Vaihingen¹⁰⁵, 1890 in Marbach¹⁰⁶ oder 1903 in Ludwigsburg¹⁰⁷ in der Regie der jeweiligen Amtskorporation Bezirkskrankenhäuser errichtet worden. Anders hingegen im Oberamt Besigheim. Hier wurde zwar ebenfalls wiederholt darüber diskutiert, ob der Bau eines Bezirkskrankenhauses notwendig sei. Letztlich hat man diese Frage jedoch immer wieder mit dem Hinweis auf die Kosten und auf die in Besigheim, Bietigheim, Bönnigheim und Lauffen vorhandenen städtischen Krankenhäuser verneint. Spätestens mit dem 1914 erfolgten Neubau des Bietigheimer Krankenhauses war die Frage der Errichtung eines zentralen Krankenhauses für den gesamten Oberamtsbezirk vollends gegenstandslos geworden.¹⁰⁸

Realisiert wurde hingegen 1903 der Bau eines Verwaltungsgebäudes für die Oberamtspflege und die Oberamtssparkasse. Beide Institutionen waren bis dahin jeweils in Privatgebäuden untergebracht gewesen, was je länger, je mehr Sorge bereitet hatte. Im September 1901 stand daher das Thema wieder einmal auf der Tagesordnung des Amtsversammlungsausschusses. Dabei legte Oberamtmann Zimmermann dar, dass die bisher genutzten Räume unzulänglich seien, und zwar sowohl hinsichtlich des Platzes als auch im Blick auf Einbruchs- und Feuersicherheit. Der Beamte sei »jederzeit der Gefahr der Beraubung ausgesetzt«. Abhilfe könne am besten durch einen Neubau geschaffen werden.¹⁰⁹ Die Amtskörperschaft erwarb daher noch im Herbst 1901 von Waldhornwirt Friedrich Bezner für 6400 Mark ein 14,5 Ar großes Grundstück an der Ecke Bahnhofstraße/Gartenstraße und ließ darauf für rund 47 200 Mark das noch heute von der Kreissparkasse genutzte Gebäude Bahnhofstraße 10 erstellen.¹¹⁰ Der Neubau umfasste im Erdgeschoss die Kanzlei der Oberamtspflege, die Kanzlei der Sparkasse und zwei Registraturen, im 1. und 2. Stock die Dienstwohnungen des Oberamtspflegers und des Oberamtssparkassiers – jeweils eine geräumige Fünf-Zimmer-Wohnung mit Küche, Balkon, Speisekammer, Badezimmer und Abort – sowie im Dachgeschoss eine Vier-Zimmer-Wohnung.¹¹¹

Fünf Jahre später, 1908, folgte der Neubau des Oberamtsgebäudes. Bei diesem Projekt war allerdings nicht die Amtskörperschaft, sondern der Staat der Bauherr und Kostenträger. Aber auch hier war die Notwendigkeit eines Neubaus unbestritten. Bereits 1843 hatte Amtsverweser Majer die Enge und die unzureichende Raumaufteilung in der Oberamtei beklagt¹¹², freilich ohne dass in der Folgezeit etwas an dem Gebäude verändert worden wäre. Anlässlich der Vorberatungen der neuen Bezirksordnung von 1906 kam das Thema dann erneut auf den Tisch. Denn es stand fest, dass für den Bezirksrat – der anders als der bisherige Amtsversammlungsausschuss auch an der staatlichen Bezirksverwaltung beteiligt wurde¹¹³, somit einen deutlich erweiterten Aufgabenkatalog hatte und daher wesentlich häufiger tagte – zusätzliche Räume geschaffen werden mussten. Oberamtmann Zimmermann fasste seine Gedanken über den Zustand des vorhandenen Gebäudes kurz und knapp zusammen:

»Das hiesige Oberamt hat bei viel Raum wenig Platz.« Ohne aufwendige Umbauten lasse sich eine zweckmäßige Einrichtung und Erweiterung nicht bewerkstelligen.¹¹⁴

Im Februar 1907 verständigten sich das Innenministerium und das Finanzministerium darauf, »für das Oberamt Besigheim unter Abbruch des bisherigen Dienstgebäudes einen Neubau an der alten Stelle zu errichten«. Einen Monat später bewilligte der Landtag für diesen Zweck 112 000 Mark. In der Beschlussvorlage hieß es unter anderem: »Eine eingehende Untersuchung des alten Gebäudes hat ergeben,



Das 1908 erbaute Oberamtsgebäude.

daß es sich nicht mehr empfiehlt, größere Aufwendungen, wie sie schon durch den Einbau der Diensträume für den Bezirksrat und die Einrichtung von Registraturgelassen im Kostenbetrag von etwa 20 000 Mark entstehen würden, auf das im ganzen in schlechtem baulichen Zustand befindliche Anwesen zu machen. Die vorhandenen Mängel könnten durch teilweise bauliche Änderungen nicht vollständig beseitigt werden. Es ist daher die Erstellung eines Neubaus nicht bloß als ein dringendes Bedürfnis anzusehen, sondern auch im Interesse der Staatskasse gelegen, da im Laufe der Jahre weitere durchgreifende Verbesserungen nicht abzuweisen wären und dann die Kosten der Änderungen und Verbesserungen des alten Gebäudes bald denjenigen eines Neubaus nahekommen würden, ohne daß gute und zweckmäßige Räume geschaffen werden könnten. Der Neubau könnte auf dem Platz des alten Gebäudes erstellt werden, wobei es zugleich möglich wäre, einen besseren Zugang

zum Gebäude von der Hauptstraße aus zu gewinnen.« Während der Bauzeit waren die Kanzleiräume und die Wohnung des Oberamtmanns auf Kosten des Bezirksbauamtes mietweise im Direktionsgebäude der Bremen-Besigheimer Ölfabriken untergebracht.¹¹⁵

VIII.

Der Erste Weltkrieg brachte den Kommunalverbänden eine beträchtliche Erweiterung ihres Aufgabenbereichs. Den Oberämtern und Amtskörperschaften oblag nun namentlich die Abwicklung der Zwangswirtschaft, die praktisch alle Bereiche des Wirtschaftslebens erfasste und bis in die 1920er Jahre hinein währte.¹¹⁶ Zur Wahrnehmung der kriegswirtschaftlichen Aufgaben musste die Amtskorporation zwar zusätzliches Personal einstellen, doch unterm Strich belastete sie ihren Etat nicht bzw. konnte sogar ein Überschuss erzielt werden. Als im Januar 1924 die Selbstwirtschaft des Kommunalverbands Besigheim endgültig eingestellt wurde, wies die Bilanz ein Guthaben von rund 45 000 Goldmark auf. Ein Teil dieses Geldes wurde dazu verwendet, von den Erben des Apothekers Villinger das Gebäude Bahnhofstraße 16 in Besigheim zu erwerben, um darin weitere Büroräume und dringend benötigte Wohnungen für Beamte der Amtskörperschaft einzurichten.¹¹⁷

Ebenfalls sehr arbeitsaufwändig, aber in finanzieller Hinsicht wesentlich gravierender war, dass die Amtskörperschaft die gesetzlich vorgeschriebenen Geldhilfen für die Familien der ausgerückten Soldaten auszuzahlen hatte.¹¹⁸ Auch wenn grundsätzlich ein Anspruch gegenüber dem Reich auf Rückerstattung bestand, bedeuteten diese Familienunterstützungen für die Amtskörperschaft eine ungeheure Belastung. Denn sie musste die Geldzahlungen vorfinanzieren, und nach Lage der Dinge konnte dies nur durch Schuldenaufnahmen geschehen. Für die Kredite waren natürlich Zinsen zu zahlen. Für die Zinsbeträge gab es aber keinen Rechtsanspruch auf Erstattung durch das Reich, d. h. die dadurch anfallenden Kosten blieben ganz an der Amtskörperschaft hängen.

Die Summen, um die es dabei ging, waren enorm: Bei Kriegsende hatte die Amtskörperschaft Besigheim abzüglich der bereits erhaltenen Rückerstattungen noch offene Forderungen an das Reich in Höhe von insgesamt 2,2 Millionen Mark.¹¹⁹ Für die hierfür aufgenommenen Darlehen waren beim damals üblichen Zinssatz von 4,5 bis 5 Prozent Zinszahlungen von jährlich rund 100 000 Mark zu leisten. Zum Vergleich und zur besseren Einordnung dieses Betrags sei erwähnt, dass der Haushalt der Amtskörperschaft in den Vorkriegsjahren ein Gesamtvolumen von rund 140 000 Mark hatte.

Nur über eine Schuldenaufnahme konnte auch die Beteiligung der Amtskörperschaft an der 1921 gegründeten Neckar-Aktiengesellschaft finanziert werden. Das Reich und die Länder hatten den Gemeinden und Amtskörperschaften auferlegt, für insgesamt 50 Millionen Mark Aktien der Neckar-AG zu erwerben. Aufgrund eines Verteilungsplans waren hiervon 1,2 Millionen Mark vom Bezirk Besigheim aufzubringen. Trotz der prekären finanziellen Situation stimmte die Amtsversammlung dem Erwerb des Aktienpakets zu, da der große Nutzen einer Neckarkanalisation auch für den Oberamtsbezirk Besigheim außer Zweifel stand und man außerdem hoffte, dass durch die Bauarbeiten ein Teil der Erwerbslosen wieder in Lohn und Brot kommen könne.¹²⁰ Als 1925 die Neckar-AG ihr Aktienkapital erhöhte, lehnte man allerdings eine Beteiligung wegen der »schlechten Finanzlage der Amtskörperschaft« ab.¹²¹

Weitere große Belastungen ergaben sich für die Amtskörperschaften daraus, dass ihnen in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg eine Reihe neuer Aufgaben übertragen wurde. Insbesondere betraf dies nahezu den gesamten Bereich der öffentlichen Fürsorge für sozial schwache und hilfsbedürftige Menschen. Zur Wahrnehmung dieser Aufgabe richtete die Amtskörperschaft Besigheim im Sommer 1922 ein Bezirkswohlfahrtsamt ein, das die Bezirksfürsorgestelle für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene und das Jugendamt umfasste.¹²² Zum Geschäftsbereich des neuen Amtes, zu dessen Leiter die Amtsversammlung den früheren Erligheimer Schultheißen Sigmund König wählte¹²³, gehörte außerdem noch die Fürsorge für Kleinrentner, Sozialrentner und minderjährige Kinder sowie die Erwerbslosenfürsorge. Einige konkrete Zahlen hierzu sind zum Beispiel für das Rechnungsjahr 1929/30 überliefert. Laut Tätigkeitsbericht des Bezirkswohlfahrtsamts gab es damals im Oberamtsbezirk Besigheim 650 rentenberechtigte Kriegsbeschädigte, ungefähr gleich viel Kriegshinterbliebene, 170 in öffentlicher Fürsorge stehende Kleinrentner sowie 165 Invaliden- und Unfallrentner, die aus Mitteln der Sozialrentnerfürsorge unterstützt wurden.¹²⁴ Die Gesamtausgaben des Bezirkswohlfahrtsamts beliefen sich auf rund 163 000 Mark, von denen abzüglich der Zuschüsse 86 000 Mark von der Amtskörperschaft zu tragen waren. Zum Vergleich: Im genannten Rechnungsjahr betrug die Amtskörperschaftsumlage – also die von den Gemeinden aufzubringende Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben der Amtskörperschaft – 508 000 Mark und waren für die Bewalzung und Teerung der Straßen 221 000 Mark vorgesehen, von denen 68 000 der Amtskörperschaft erstattet wurden.¹²⁵

Dass im Budget mehr Mittel für die Straßen als für den Sozialbereich zur Verfügung standen, mag etwas verwundern, lässt sich aber auch leicht erklären. Denn bei den Straßen gab es einen erheblichen Nachholbedarf. Bereits 1925 hatte der Landesverband württembergischer Amtskörperschaften konstatiert, dass »die Nachbarschaftsstraßen fast überall im Lande infolge des zunehmenden Kraftfahrzeugverkehrs, der die Straßen in ungewöhnlicher Weise abnutzt, in einen Zustand der Verwahrlosung zu geraten drohen, der die Verkehrssicherheit aufs äußerste gefährdet«.¹²⁶ Die größtenteils noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden Straßen genügten den Anforderungen des modernen Verkehrs nicht mehr. Entsprechend hoch waren die Aufwendungen für ihren Ausbau und die Straßenunterhaltung. Auf den Amtsversammlungen wurde jedes Jahr intensiv über den Walz- und Teerplan diskutiert, und Jahr um Jahr beklagte man auch in Besigheim die ständig steigenden Kosten, die sich aus der »Steigerung des Kraftwagendurchgangsverkehrs« ergaben, und wiederholte die Forderung, den Amtskörperschaften als Ausgleich einen angemessenen Anteil am Kraftfahrzeugsteueraufkommen des Landes zu überweisen.¹²⁷

Heute können wir nur schmunzeln, wenn wir die Zahlen sehen, die damals die Kommunalpolitiker mit großer Sorge von einem starken Kraftfahrzeugverkehr reden ließen. 1924 gab es in ganz Württemberg insgesamt 10 927 Kraftfahrzeuge, 1930 waren es 65 281 und fünf Jahre später 98 896.¹²⁸ Dies bedeutete immerhin eine Verneufachung des Kraftfahrzeugbestands innerhalb von elf Jahren. Im Oberamtsbezirk Besigheim verlief die Entwicklung ähnlich rasant: hier waren im Frühjahr 1927 285 Kraftfahrzeuge zugelassen, drei Jahre später 682 Kraftfahrzeuge und 1935 dann 1241 Kraftfahrzeuge, nämlich 413 PKW, 119 LKW und 709 Krafträder.¹²⁹

Hatte die Besigheimer Amtsversammlung die Ausgaben für die Straßen über Jahre hinweg, wenn auch nur zähneknirschend, relativ hoch gehalten, mussten sie unter dem Diktat des Sparen-Müssens schließlich doch drastisch eingeschränkt werden:

von 221 000 Mark im Jahr 1929 auf 125 700 Mark zwei Jahre später und schließlich nur noch 61 100 Mark im Jahr 1932.¹³⁰ In einer Zeit, in der Straßenbaumaßnahmen zur Arbeitsbeschaffung dringend notwendig gewesen wären, tat dies doppelt weh, und Landrat Dr. Walther Fuchs stellte im Mai 1932 ganz nüchtern fest, dass es letztlich »ein Zehren von der Substanz« bedeute, »wenn man das im Straßenbau angelegte Kapital nicht durch rechtzeitige Unterhaltung der Straßen erhalten könne«.¹³¹

IX.

Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre war in Württemberg eines der herausragenden politischen Themen die Diskussion um die Neueinteilung der Oberamtsbezirke. Diese Diskussion war freilich keineswegs neu. Pläne zu einer durchgreifenden Reform der Oberämter wurden erstmals schon um 1910 erörtert – mit dem Ziel, die 100 Jahre alten Oberamtsstrukturen den Erfordernissen der Neuzeit anzupassen, die Oberämter leistungsfähiger zu machen und letztlich auch Kosten zu sparen. Eine 1911 vorgelegte Denkschrift des Staatsministeriums sah, im Zusammenhang mit Vorschlägen für eine allgemeine Verwaltungsreform, die Zusammenlegung und Aufhebung mehrerer Oberämter vor; ihre Zahl sollte von 63 auf 43 reduziert werden. Unmittelbare Folgen hatte diese Denkschrift zunächst nicht, aber auf die darin enthaltenen grundsätzlichen Überlegungen wurde später immer wieder zurückgegriffen.¹³²

Anfang 1924 stand das Thema erneut auf der Tagesordnung, und diesmal wurde darüber so kontrovers gestritten, dass das Scheitern der Reformpläne die Regierung Hieber zum Rücktritt veranlasste.¹³³ In Besigheim hatte man damals die Diskussionen freilich gelassen verfolgen können. Denn während die Nachbarbezirke Brackenheim, Marbach, Weinsberg und Vaihingen zur Disposition standen und dort gegen die Pläne auch energisch Front gemacht wurde¹³⁴, sollte das Oberamt Besigheim erheblich vergrößert werden. Statt bisher 19 Gemeinden mit nicht ganz 31 000 Einwohnern sollte es künftig 42 Gemeinden mit etwas über 50 000 Einwohner umfassen.¹³⁵

Mit dem Scheitern der Pläne von 1924 war die Debatte um eine Gebietsreform jedoch keineswegs beendet. Zu offenkundig waren die Mängel der alten Oberamtsstruktur. Deshalb war es auch nur konsequent, dass die Regierung, als sie im Frühjahr 1928 den Reichssparkommissar Moritz Saemisch beauftragte, die gesamte württembergische Verwaltung auf Vereinfachungs- und Ersparnismöglichkeiten zu prüfen, ausdrücklich darauf bestand, »dabei besonders zu der umstrittenen Frage der Aufhebung von Oberämtern gutachtlich Stellung zu nehmen«.¹³⁶ Ende April 1930 stellte Saemisch sein Gutachten¹³⁷ vor. Es fand sofort ein äußerst lebhaftes Echo und stieß im Land auf erregte Kritik. Denn Saemisch trat für eine ganz radikale Lösung ein: Er schlug die Aufhebung von nicht weniger als 38 Oberämtern und eine Neugliederung Württembergs in 23 Bezirke vor, wobei historische Zusammenhänge ganz außer Acht blieben. Letztlich waren die Widerstände gegen alle Pläne zur Lösung der Oberamtsfrage aber so groß, dass die Regierung sie wieder fallen ließ. In einer »Zeit der Gärung und schwerer wirtschaftlicher Not« wollte sie eine »so grundstürzende Änderung nicht gegen den Willen der meistbetroffenen Bevölkerungsteile« durchführen. Im Landtag wurde die Notwendigkeit einer Oberamtsreform zwar überwiegend bejaht, doch bestand keinerlei Einigkeit darüber, wann und wie sie verwirklicht werden sollte. Das Gutachten des Reichssparkommissars wie auch andere Vorschläge wurden daher ad acta gelegt.¹³⁸

Für die Amtskörperschaft Besigheim gab es offensichtlich keinen Anlass, die Pläne zur Neueinteilung der Oberämter zu erörtern oder gar eine offizielle Stellungnahme abzugeben. Zumindest finden sich weder in den Protokollen der Amtsversammlung und des Bezirksrats noch in den überlieferten Akten des Oberamts und auch nicht im Stadtarchiv Besigheim irgendwelche Hinweise, dass dies geschehen wäre. Dies ist einigermaßen erstaunlich, sah doch das Gutachten des Reichssparkommissars auch für unseren Raum gravierende Veränderungen vor. Denn Saemisch schlug vor, aus dem Stamm der Oberämter Ludwigsburg, Besigheim, Vaihingen und Maulbronn sowie Teilen der Oberämter Marbach, Waiblingen, Leonberg, Brackenheim und des Amtsoberamts Stuttgart ein neues großes Oberamt mit 106 Gemeinden und 187 000 Einwohnern zu bilden. Das Oberamt Besigheim hätte also seine Selbständigkeit verloren, und es wäre auch als Gebietseinheit zerschlagen worden, da Ilsfeld, Lauffen, Neckarwestheim und Schozach an das Oberamt Heilbronn hätten fallen sollen.¹³⁹

Aufgrund des Fehlens einschlägiger Unterlagen kann über die Gründe des Schweigens von Amtsversammlung und Bezirksrat nur spekuliert werden. War das sonst wiederholt ins Feld geführte Zusammengehörigkeitsgefühl der Bezirksgemeinden nur noch eine nostalgische Fiktion? Hatte die schon angesprochene Rivalität zwischen Besigheim und den Städten Bietigheim und Lauffen die Solidarität gelähmt und den Oberamtsbezirk anfällig gemacht für Auflösungsbestrebungen?¹⁴⁰ Oder lag es daran, dass das Gutachten des Reichssparkommissars als Oberamtsstadt des neuen Großbezirks nicht etwa Ludwigsburg, sondern Bietigheim vorsah? Die alte Oberamtsstadt Besigheim, so viel steht jedenfalls fest, wäre auf jeden Fall die Verliererin gewesen, auch wenn sie wenigstens das Amtsgericht behalten hätte.

Vielleicht nahm man in Besigheim die ganze Sache aber auch gar nicht so richtig ernst. Als Ende Mai 1930 in der Presse Berichte kursierten, Bönningheim strebe für den Fall, dass das Oberamt Besigheim aufgehoben würde, den Anschluss an das Oberamt Heilbronn an, kommentierte dies die Besigheimer Lokalzeitung, der Neckar- und Enzbote, wie folgt: »Bönningheim will also eher nach Heilbronn als nach Bietigheim, wenn ... ja wenn das Oberamt Besigheim auffliegt. Auffliegt? Ja, sie sprechen draußen im Ernst davon. Und schreiben sogar auch darüber. Aber die Sache wird nun allmählich schon auch heiter. Bietigheim will. Aber sehr. Bönningheim will nicht. Ein Dutzend andere wollen auch nicht. Wollen jedenfalls nicht so, wie der Herr Sparkommissar will. Und das Ende vom Lied? Wer lebt, wird sehen. In der Oberamtsstadt Besigheim und drum herum macht dieses Bärenfellverteilen zum Glück freilich niemand weiter nervös.«¹⁴¹

Ob es die Verantwortlichen auf dem Rathaus auch so gelassen gesehen haben? Zumindest später hat man doch mit einiger Sorge darauf hingewiesen, dass »durch die Wegnahme der Bezirksämter von Besigheim weg hier eine schwerwiegende Zerstörung kultureller und wirtschaftlicher Werte, auch vieler Einzelexistenzen des Mittelstandes verursacht wurde.«¹⁴²

Als Besigheimer Landrat amtierte bis 1931 Wilhelm Wandel. Er war 1922 zunächst als Amtsvorweser nach Besigheim gekommen und dann 1925 definitiv zum Amtsvorstand ernannt worden.¹⁴³ Seine Tätigkeit in Besigheim fiel somit in Zeiten schwerster wirtschaftlicher Not: zu Beginn noch die Zwangswirtschaft, dann die Inflation und schließlich die Folgen der Weltwirtschaftskrise. Bei allen Widrigkeiten ist es Landrat Wandel gelungen, sich höchstes Ansehen zu erwerben. Die Nachrufe, die nach seinem Tod Anfang Juli 1931 in der Lokalzeitung veröffentlicht wurden, belegen dies eindrucksvoll. Darin wird er als ein »gewissenhafter, pflichtgetreuer, lebens- und men-

schenkundiger Beamter« charakterisiert, der »nach Möglichkeit überall gerechten Ausgleich zu schaffen und ein Miteinander all der verschiedenen gerichteten Kräfte zu erreichen suchte«. Hervorgehoben wurde auch sein ausgeprägter »Sinn für Heimat und Heimatgeschichte«, sein großes Verständnis für die Heimatpflege, die er als »Pflege des Besten im Menschen« verstanden habe. Nicht zuletzt schätzte man seine »liebenswürdige Art im persönlichen Verkehr«, seine »reine Herzengüte«, die ihm »die Herzen der Bezirksangehörigen, mit denen er stets leutselig und menschenfreundlich verkehrte, zufliegen ließ«. ¹⁴⁴

Wandels Nachfolger als Landrat in Besigheim, Dr. Walter Fuchs, eröffnete im Mai 1932 die erste Amtsversammlung unter seinem Vorsitz mit einem Überblick über die aktuelle Situation. Er wies dabei auf »die außerordentlich schwierige und bedenkliche Wirtschaftslage, auf den starken Absatzrückgang in Handel, Gewerbe und Industrie, auf die harte Lage der Landwirtschaft und die steigende Arbeitslosigkeit« hin. Er erinnerte an die durch den Zusammenbruch der Danat-Bank ausgelöste Bankenkrise des Jahres 1931 und ihre negativen Auswirkungen auch für die Gemeinden und den Bezirk. Nach seiner Einschätzung war der Tiefstand der Wirtschaftskrise noch nicht abzusehen. Trotzdem dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben, dass »die Krise vielleicht doch rascher überwunden werde, als man allgemein annehme«. Das deutsche Volk habe »bis jetzt eine starke Widerstandskraft gezeigt«. Die allgemeine Lage zwingt zu einem strikten Sparkurs. Der Haushaltsplan der Amtskörperschaft sei daher äußerst sparsam aufgestellt und dabei sei »bis an die Grenze des Erträglichen gegangen« worden. Mehr und mehr werde der Etat auf die durch Reichsgesetze vorgeschriebenen Aufgaben, namentlich die Fürsorge, beschränkt und ein eigenes Leben unterbunden. Lange könne »eine solche Einengung der Bewegungsfreiheit nicht gehen, ohne großen Schaden hervorzurufen«. ¹⁴⁵

Als Landrat Dr. Fuchs und die Abgeordneten der Gemeinden damals darüber berieten, wie die Amtskörperschaft am besten durch diese schwere Krisenzeit gesteuert werden könnte, konnten sie nicht ahnen, dass die Amtsversammlung vom 10. Mai 1932 zugleich die letzte Amtsversammlung in der Geschichte des Oberamts Besigheim sein würde. Denn nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurden auch die Amtskörperschaften radikal umgestaltet und in den NS-Staat eingefügt. Bereits im April 1933 hob ein Landesgesetz die Institutionen Amtsversammlung und Bezirksrat ¹⁴⁶ auf; ihre Befugnisse gingen auf den Landrat über. Damit war das Ende der Selbstverwaltung eingeleitet. Die württembergische Kreisordnung vom 27. Januar 1934 zementierte dann den Führerstaat auch auf Kreisebene. Der bewusste Bruch mit dem Herkommen wird schon daran deutlich, dass die altvertrauten landesüblichen Bezeichnungen durch Begriffe ersetzt wurden, wie sie in Preußen und anderen deutschen Ländern gebräuchlich waren: das Oberamt wurde zum Kreis, die Amtskörperschaft zum Kreisverband, die Amtsversammlung zum Kreistag und der Bezirksrat zum Kreisrat. Dies waren freilich nur Äußerlichkeiten. Ungleich schwerer wog, dass Kreistag und Kreisrat zu reinen Beratungsorganen ohne Entscheidungskompetenz reduziert wurden. Oberstes Vertretungs- und Verwaltungsorgan des Kreises ist jetzt der Landrat, der allerdings de facto der Kontrolle des Kreisleiters der NSDAP unterstand. ¹⁴⁷

Landrat Dr. Fuchs wurde Anfang November 1933 in gleicher Funktion nach Heilbronn versetzt. ¹⁴⁸ Seine Nachfolger trat im Januar 1934 Dr. Hermann Thierfelder an, ein erst 33 Jahre alter Regierungsrat aus dem Innenministerium. ¹⁴⁹ Der promovierte Jurist gilt als der Hauptautor des »Gesetzes über die Landeseinteilung«, das am 25. April 1938 vom Staatsministerium erlassen wurde. ¹⁵⁰ Dieses Gesetz setzte den

Schlusspunkt unter die um 1910 begonnenen Überlegungen zu einer Reform der Oberamtsbezirke. Mit Wirkung vom 1. Oktober 1938 wurden 27 Kreise aufgehoben. Das Land gliederte sich fortan in 34 Landkreise und die drei Stadtkreise Stuttgart, Ulm und Heilbronn.¹⁵¹

Zu den 27 aufgehobenen Kreisen gehörte auch der Kreis Besigheim. Ilsfeld, Lauffen, Neckarwestheim und Schozach wurden dem Kreis Heilbronn zugeordnet, alle anderen Bezirksgemeinden kamen zum Kreis Ludwigsburg.¹⁵² Bemerkenswert ist, dass Landrat Thierfelder als Mitglied der Kommission, die mit der Erarbeitung eines Gesetzentwurfs für die Neueinteilung des Landes beauftragt war, an der Beseitigung des Kreises mitgewirkt hatte, dem er selbst vorstand. Ihm persönlich hat dies freilich keinen Nachteil gebracht. Er wurde zum 1. Oktober 1938 definitiv Landrat in dem nun wesentlich vergrößerten Kreis Ludwigsburg, wo er schon seit März 1938 – parallel zu seiner Aufgabe in Besigheim – als Amtsverweser fungiert hatte.¹⁵³

Am 19. September 1938 zogen die ersten Dienststellen des Landratsamts von Besigheim nach Ludwigsburg.¹⁵⁴ Vermutlich auf die Fürsprache von Landrat Thierfelder ist zurückzuführen, dass Besigheim für den Verlust des Kreissitzes relativ besser entschädigt wurde als die meisten anderen ehemaligen Oberamtsstädte. Es blieb nicht nur das Amtsgericht bestehen, sondern es kamen auch neue Behörden in die Stadt. Ab Frühjahr 1939 diente das ehemalige Oberamtsgebäude als Amtssitz des Straßen- und Wasserbauamtes, des Kulturbauamtes und des Feldbereinigungsamtes.¹⁵⁵ Dies bedeutete den Zuzug von 16 Beamtenfamilien, womit für die »wegen der Abwanderung von Beamten ein wenig beunruhigte Besigheimer Geschäftswelt ein gewisser Ausgleich geschaffen« war.¹⁵⁶

Drei Jahre zuvor hatte man in der Stadt übrigens noch von einem Großkreis Besigheim geträumt. Bei einer Versammlung, zu der Bürgermeister Karl Fuchs führende Parteigenossen und einige prominente Bürger, bezeichnenderweise aber nicht Landrat Thierfelder eingeladen hatte, war die Rede von einem Zusammenschluss der Kreise Besigheim, Marbach und Vaihingen. Der Heilbronner Kreisleiter Drauz unterstützte solche Pläne. Seine Motive waren dabei durchaus eigennützig und standen im Zusammenhang mit seiner Absicht, den seit 1930 zum Ludwigsburger Zeitungsverlag Ungeheuer und Ulmer gehörenden Neckar- und Enzböten für die Heilbronner Verlagsdruckerei zu erwerben.¹⁵⁷ Auch aus diesem Plan ist bekanntlich nichts geworden.

Anders als in den Jahren der Weimarer Republik gab es 1938 keine Möglichkeit, gegen die Entscheidung der Regierung zu protestieren. Als 1953 Mitarbeiter der



*Dr. Hermann Thierfelder (1900–1962),
1934 bis 1938 Landrat in Besigheim,
1938 bis 1945 Landrat in Ludwigsburg
(Fotografie in der Besigheimer Lokalzeitung
vom 30. September 1938).*

Besigheimer Stadtverwaltung auf der Suche nach städtischen Akten über die Auflösung des Oberamts waren, fragten sie auch beim ehemaligen Bürgermeister Fuchs nach. Seine Antwort fiel kurz und bündig aus: »Es sind keine städtischen Akten entstanden. Die Stadt wurde nicht gehört. Das Diktat war von heute auf morgen da.« Sein Vorschlag, über das Thema auf einer Versammlung im Rathaus zu sprechen, sei »von der Reichsstatthalterei mit Haftandrohung beantwortet« worden.¹⁵⁸

Anmerkungen

Abkürzungen

AP	Ausschussprotokoll
AVP	Amtsversammlungsprotokoll
BRP	Bezirksratsprotokoll
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
KrALB	Kreisarchiv Ludwigsburg
RegBl.	Regierungsblatt (für Württemberg)
StAL	Staatsarchiv Ludwigsburg
StadtAB	Stadtarchiv Besigheim

- 1 Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg, Stuttgart 1996, S. 24.
- 2 HStAS E 150 Bü 1487, Visitationsbericht 1869.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd.
- 5 Hierzu und zum Folgenden Walter Grube: Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Stuttgart 1975, S. 10 ff.; vgl. auch Hermann Schick: Werden und Vergehen des Oberamts Marbach, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 53 (1999) S. 133–152.
- 6 Beschreibung des Oberamts Besigheim, Stuttgart 1853, S. 82.
- 7 Schick (wie Anm. 5) S. 134; Beschreibung des Oberamts Brackenheim, Stuttgart 1873, S. 140.
- 8 Grube (wie Anm. 5) S. 74.
- 9 StAL F 154 I Bü 2b.
- 10 Beschreibung des Oberamts Besigheim (wie Anm. 6) S. 83.
- 11 StAL F 154 I Bü 7a.
- 12 StAL F 154 I Bü 2b.
- 13 RegBl. 1808, S. 230.
- 14 StAL F 154 I Bü 2a.
- 15 StAL F 154 I Bü 2b.
- 16 Der Dekanatssitz wurde erst 1813 von Bietigheim nach Besigheim verlegt; Beschreibung des Oberamts Besigheim (wie Anm. 6) S. 84 f.
- 17 Paul Sauer: Besigheim im Königreich Württemberg, in: Geschichte der Stadt Besigheim, Besigheim 2003, S. 143–292, hier S. 146.
- 18 StAL F 154 I Bü 2a.
- 19 Hermann Römer: Geschichte der Stadt Bietigheim an der Enz, Stuttgart 1956, S. 186.
- 20 StAL F 154 I Bü 2a.
- 21 Beschreibung des Oberamts Besigheim (wie Anm. 6), Bevölkerungstabelle im Anhang.
- 22 StAL F 154 I Bü 2b und Bü 6.
- 23 RegBl. 1842, S. 385 ff.

- 24 Grube (wie Anm. 5) S. 74.
- 25 Alfred Dehlinger: Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, Bd. 1, Stuttgart 1951, S. 392.
- 26 RegBl. 1819, S. 21: »Der Oberamtmann ist nicht mehr Richter, auch nicht mehr unmittelbarer Vorsteher der Oberamtsstadt.«
- 27 Sauer (wie Anm. 17) S. 157.
- 28 HStAS E 150 Bü 1487.
- 29 RegBl. 1822, S. 175.
- 30 StAL F 154 I Bü 102, Schreiben Hölders an das Innenministerium, 11. September 1849.
- 31 RegBl. 1822, S. 174.
- 32 RegBl. 1822, S. 155.
- 33 RegBl. 1822, S. 156 f.
- 34 RegBl. 1822, S. 156.
- 35 RegBl. 1822, S. 159. – Durch die Bezirksordnung von 1906 wurde die Höchstzahl der Deputierten, die eine Gemeinde in die Amtsversammlung entsenden konnte, von einem Drittel auf zwei Fünftel erhöht.
- 36 RegBl. 1822, S. 162.
- 37 RegBl. 1924, S. 196.
- 38 KrALB, AVP 1907 bis 1932.
- 39 StAL F 154 I Bü 9c.
- 40 KrALB, AVP 7. Oktober 1842, 25. Juni 1863, 5. März 1898, 27. August 1907.
- 41 KrALB, AVP 1900 bis 1907.
- 42 KrALB, AVP 14. April 1908, 26. Juni 1928.
- 43 KrALB, AVP 9. Oktober 1848.
- 44 KrALB, AVP 14. April 1908.
- 45 KrALB, AVP 5. Juni 1924.
- 46 StAL F 154 II Bü 21, BRP 20. Juli 1926.
- 47 StadtAB A 35.
- 48 StAL F 154 I Bü 3a.
- 49 StAL F 154 I Bü 3a, AVP 4. Januar 1817.
- 50 StAL F 154 I Bü 3a, AVP 9. Mai 1817.
- 51 Grube (wie Anm. 5) S. 84. – Im § 78 des Verwaltungsedikts von 1822 heißt es: Der Amtspfleger »ist zugleich der Ober-Einbringer der auf die Amtskörperschaft ausgeschriebenen Staatssteuer.«
- 52 StAL F 154 I Bü 3a, AVP 23. Januar 1816.
- 53 HStAS E 150 Bü 1487.
- 54 KrALB, AVP 9. März 1833.
- 55 KrALB, AVP 29. April 1831.
- 56 KrALB, AVP 1840, 1841, 1856, 1859 und 1860.
- 57 StAL F 154 I Bü 3a, AVP 9. Mai 1817.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd.; KrALB, AVP 19. Juli 1850.
- 60 KrALB, AVP 4. Oktober 1833.
- 61 In der Oberamtsbeschreibung von 1853 heißt es daher (S. 73): »Die Unterhaltungspflicht der Vicinalstraßen haben in der Regel die Gemeinden, auf deren Markung sie liegen.«
- 62 RegBl. 1822, S. 164 (§ 88 des Verwaltungsedikts von 1822).
- 63 KrALB, AVP 11. Oktober 1861.
- 64 KrALB, AVP 6. April 1869, 8. Juli 1870, 27. Juni 1871.
- 65 KrALB, AVP 14. Juli 1869, 27. Juni 1871.
- 66 KrALB, AVP 10. Februar 1874, AP 16. Juli 1877.
- 67 KrALB, AVP 1. Februar 1876, 2. April 1879.
- 68 KrALB, AVP 30. Juni 1875, 1. Februar 1876.
- 69 KrALB, AVP 3. November 1823.
- 70 KrALB, AVP 29. August 1826.
- 71 KrALB, AVP 11. Juli 1828. – Näheres zu dem Aktienverein in: 175 Jahre Weinbauverband Württemberg e.V., Weinsberg 1999, S. 26 ff.

- 72 KrALB, AVP 13. März 1829.
73 KrALB, AVP 20. Oktober 1829, 25. Juni 1839.
74 KrALB, AVP 1. Februar 1832.
75 KrALB, AVP 10. Oktober 1863.
76 Zu Gärtner vgl. Amtsvorsteher (wie Anm. 1) S. 267 f. und Fritz Wiedermann: Die Gebrüder Gärtner aus Bietigheim. Zwei außergewöhnliche Karrieren im württembergischen Verwaltungsdienst des 19. Jahrhunderts, in: Blätter zur Stadtgeschichte 8 (1991) S. 175–177.
77 HStAS E 150 Bü 1487, Visitationsbericht 1823.
78 HStAS E 150 Bü 1487, Visitationsbericht 1838.
79 StAL F 154 I Bü 7a.
80 Zu Majer vgl. Amtsvorsteher (wie Anm. 1) S. 397.
81 Amtsvorsteher (wie Anm. 1) S. 392.
82 Ebd. S. 461.
83 Ebd. S. 599.
84 Ebd. S. 418.
85 Ebd. S. 491.
86 Ebd. S. 310.
87 Ebd. S. 477.
88 KrALB, AVP 23. Juni 1836, 19. Juni 1843.
89 Vgl. hierzu Christoph Bittel: Arbeitsverhältnisse und Sozialpolitik im Oberamtsbezirk Heidenheim im 19. Jahrhundert, Band 1, Tübingen 1999, S. 128 ff.
90 KrALB, AP 20. Januar 1881, AVP 22. Januar 1881.
91 KrALB, AP 20. Januar 1881.
92 KrALB, AP 29. März 1881.
93 KrALB, AP 9. Mai 1883.
94 KrALB, AVP 12. Mai 1883.
95 KrALB, AVP 29. April 1884.
96 KrALB, AP 10. Dezember 1886, AVP 16. Dezember 1886.
97 KrALB, AP 26. Januar 1884.
98 KrALB, AVP 1. März 1851.
99 KrALB, AP 14. Februar 1880.
100 KrALB, AVP 3. April 1880.
101 KrALB, AVP 5. November 1897.
102 KrALB, AP 14. November 1881.
103 StAL F 154 II Bü 21, BRP 10. April 1923, 23. Januar 1926.
104 StAL F 154 II Bü 21, BRP 1. November 1921.
105 Geschichte der Stadt Vaihingen an der Enz, Vaihingen 2001, S. 367.
106 Hermann Schick: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Bd. 2, Marbach 1992, S. 35.
107 Thomas Schulz: Vom Privatkrankenhaus zum Kreiskrankenhaus, in: Hie gut Württemberg 40 (1989) S. 28 f.
108 StAL F 154 II Bü 4090.
109 KrALB, AP 27. September 1901.
110 StAL F 154 II Bü 4071.
111 StAL F 154 II Bü 4071.
112 StAL F 154 I Bü 7a.
113 Grube (wie Anm. 5) S. 90.
114 StAL F 154 II Bü 4134, Schreiben 31. Mai 1906 an das Bezirksbauamt, 1. August 1906 an die Kreisregierung.
115 StAL F 154 II Bü 4134.
116 Im Oberamt Besigheim wurde die öffentliche Brotversorgung am 15. Januar 1924 aufgehoben; StAL F 154 II Bü 21, BRP 25. Januar 1924.
117 StAL F 154 II Bü 21, BRP 5. März 1924; KrALB, AVP Juni 1925.
118 »Gesetz betreffend die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften« vom 28. Februar 1888; Reichsgesetzblatt 1888, S. 59–61.
119 KrALB, BRP 28. Dezember 1918.

- 120 KrALB, BRP 24. Mai 1921, AVP 21. Juni 1921.
 121 StAL F 154 II Bü 21, BRP 17. November 1925.
 122 KrALB, AVP 23. Juni 1922.
 123 KrALB, AVP 5. Juni 1924.
 124 StadtAB A 39.
 125 KrALB, AVP 23. Mai 1929.
 126 StAL F 154 II Bü 21, BRP 2. Dezember 1925.
 127 KrALB, AVP 25. Juni 1926.
 128 Statistisches Handbuch für Württemberg, 25. Ausgabe, Jahrgang 1927 bis 1935, Stuttgart 1937, S. 185.
 129 KrALB, AVP 12. April 1927; NS-Rundschau (Neckar- und Enzbote) 30. September 1938.
 130 StAL F 154 II Bü 34, BRP 16. März 1932.
 131 KrALB, AVP 10. Mai 1932.
 132 Wolfram Angerbauer: Vom Oberamt zum Landkreis Heilbronn. Der lange Weg zur Kreisreform am Beispiel des württembergischen Unterlandes, Heilbronn 1988; Karl Moersch: Der Größte war's im ganzen Land. Anmerkungen zur fünfzigjährigen Geschichte des Kreises Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 43 (1989) S. 111–126.
 133 Vgl. hierzu Paul Sauer: Die Kreisreform der zwanziger und dreißiger Jahre in Württemberg, in: Landkreisnachrichten Baden-Württemberg 27 (1988) S. 127–132; Angerbauer (wie Anm. 132) S. 65 ff.
 134 Schick (wie Anm. 5) S. 144 ff.; Angerbauer (wie Anm. 132) S. 43 ff.; KrALB, Vaihingen 010.11; HStAS E 130b Bü 995.
 135 HStAS E 151/01 Bü 921.
 136 Angerbauer (wie Anm. 132) S. 97.
 137 Gutachten des Reichssparkommissars über die Landesverwaltung Württembergs, Stuttgart 1930 (Exemplar in der Landesbibliothek Stuttgart, Signatur AHa 34).
 138 Sauer (wie Anm. 133) S. 129 f.; Angerbauer (wie Anm. 132) S. 97 ff.; Grube (wie Anm. 5) S. 93 f.
 139 Gutachten (wie Anm. 137), Anlagenband zu § 3 III, S. 14 ff.
 140 1928 hatten Ilsfeld und Schozach die Zuteilung zum Oberamt Heilbronn beantragt; StAL F 154 II Bü 22, BRP 2. Oktober 1928.
 141 StadtAB A 54.
 142 StadtAB A 53.
 143 StAL F 154 II Bü 3716.
 144 StadtAB A 42.
 145 KrALB, AVP 10. Mai 1932.
 146 Das letzte Sitzungsprotokoll des Besigheimer Bezirksrats datiert vom 7. März 1933; StAL F 154 II Bü 34.
 147 Grube (wie Anm. 5) S. 94 f.
 148 Amtsvorsteher (wie Anm. 1) S. 263.
 149 StAL F 154 II Bü 3716.
 150 Moersch (wie Anm. 132) S. 115.
 151 RegBl. 1938, S. 155 ff.; Grube (wie Anm. 5) S. 96.
 152 RegBl. 1938, S. 158.
 153 Amtsvorsteher (wie Anm. 1) S. 558; StAL F 181 II Bd. 34.
 154 NS-Rundschau (Neckar- und Enzbote) 20. September 1938.
 155 NS-Rundschau (Neckar- und Enzbote) 31. Dezember 1938.
 156 Moersch (wie Anm. 132) S. 120.
 157 StadtAB A 44; Moersch (wie Anm. 132) S. 116 f.
 158 StadtAB A 53.

Industrialisierung einer Kulturlandschaft

Das Strohgäu – Kornkammer und industrielle Vorzeigeregion des Landes*

von Herbert Hoffmann

Der unbestimmte Begriff

Das »Strohgäu« ist heute in aller Munde. Die Stuttgarter Zeitung nennt ihre Lokalausgabe »Strohgäu Extra« und deckt damit die Berichterstattung über die Orte Ditzingen, Gerlingen, Korntal-Münchingen und Hemmingen ab. Auch die Ludwigsburger Kreiszeitung widmet der Berichterstattung über das westliche Kreisgebiet täglich eine Seite unter der Überschrift »Strohgäu«.

Im jüngst erschienen Buch mit dem Titel »Die Region Ludwigsburg«¹ sind unreflektiert so viele Orte unter dem Begriff »Strohgäu« versammelt, dass zur Orientierung das Strohgäu in einen nördlichen und südlichen Teil aufgeteilt wird. Mancher Ort nennt sich »Perle des Strohgäus«, Ditzingen versteht sich munter als »Hauptstadt des Strohgäus«. Es gab vor einigen Jahren eine Initiative »Grünes Strohgäu«, durch das Strohgäu dampft und fährt die »Strohgäubahn«. Wasser liefert die »Strohgäuwasserversorgung«, und Geld verwaltet die »Volksbank Strohgäu«. Es gibt ein »Strohgäu-Sinfonieorchester«, Strohgäuhotels und Strohgäuapotheken, und in Hemmingen sind die »Strohgäunarren« unterwegs. Es ließe sich noch vieles auflisten, was unter dem Begriff »Strohgäu« dahinsegelt. Strohgäu ist also »in«. Genau verorten kann das Strohgäu über die vielen Nutzungen des Begriffs aber nicht. Sucht man die Schnittmenge der Orte, die mit dem Begriff »Strohgäu« heute über die genannten Einrichtungen verbunden sind, bleibt ein Kernbereich mit den Orten Ditzingen mit seinen Stadtteilen, Korntal-Münchingen und ein Randbereich mit Hemmingen, Schwieberdingen, Höfingen und Gerlingen.

Blick in die Geschichte

Vielleicht schafft ja ein Blick in Lexika, Geschichtsbücher und Quellen Klarheit. Lexika beschäftigen sich mit den Begriffen »Gau« oder »Gäu« in vielfältiger Weise. Mit Beschränkung auf Württemberg ist meist die Rede von einer Abgrenzung der »Gäulandschaft« zum Schwarzwald und anderen Höhenzügen. Der Begriff »Gau« (bzw. »Gäu«) kommt aus dem Mittelhochdeutschen und kann als eine Umschreibung für »gutes Ackerland« verstanden werden. Unser »Strohgäu« gehört zum »Korngäu« oder »unteren Gäu«, das sich vom Neckar nach Westen hin zum »Heckengäu« und »Schlehengäu« Richtung Schwarzwald erstreckt. Andere »Gäu-Landschaften« in

* Überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 11. Februar 2010 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Württemberg sind das »obere Gäu« bei Herrenberg oder das Zabergäu.² Das Gäu ist eine landwirtschaftlich intensiv genutzte Gegend, dessen Böden in der Hauptsache aus Löß bestehen. Hier haben wir erstmals einen konkreten Anhaltspunkt, den wir später weiter verfolgen können.

Deutliche Hinweise auf den Natur- und Kulturraum »Strohgäu« finden wir in den Beschreibungen der Oberämter Leonberg und Ludwigsburg aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In beiden Werken wird das »Strohgäu« bei der Beschreibung der Naturräume in der Rubrik »Besonders benannte Bezirke« beschrieben. Die Leonberger Beschreibung von 1852 definiert das »sogenannte Strohgäu« wie folgt: »Zum Strohgäu zählt man die Orte Ditzingen, Münchingen, Hirschlanden, Schöckingen, Hemmingen, Heimerdingen und Höfingen; am Saume des Strohgäus liegen die Orte Leonberg, Eltingen, Rutesheim, Gebersheim, Gerlingen, Weil im Dorf und Korntal.«³

Aus Ludwigsburger Sicht wird das Strohgäu eher in seiner Ausdehnung und recht vage beschrieben: »Das sog. Strohgäu, von dem übrigens ein großer Theil in das Oberamt Leonberg fällt, greift in den südwestlichen Theil des Bezirks ein und umfaßt hier die getreidereiche, wellige Ebene, welche sich zwischen Schwieberdingen, Asperg, Ludwigsburg, Kornwestheim und Stammheim ausdehnt. Außer den genannten, am Saume des Strohgäus gelegenen Orten rechnet man Möglingen und Pflugfelden ebenfalls zu dem Strohgäu. Eine Abtheilung desselben bildet das sog. lange Feld, das sich von Pflugfelden in südwestlicher Richtung zwischen Möglingen und Stammheim hinzieht.«⁴

Hier finden wir auch den Begriff vom »Langen Feld« als einem Teil des Strohgäus. In dem von Oscar Paret im Jahre 1934 herausgegebenen Band »Ludwigsburg und das Land um den Asperg« ist aber nur vom »Langen Feld« die Rede, wenn »die üppige schwäbische Kornkammer« beschrieben wird⁵, die in der naturräumlichen Beschreibung identisch ist mit der Beschreibung des Strohgäus aus der Oberamtsbeschreibung von 1859. Erstaunlich ist auch der Befund aus der »Beschreibung des Oberamts Leonberg« von 1930.⁶ In dieser sonst gegenüber der Vorgängerversion vertiefenden Beschreibung fehlt die naturräumliche Beschreibung des Strohgäus vollständig. Der Begriff taucht in einigen Zusammenhängen bei der Beschreibung der Landwirtschaft auf, wird aber an keiner Stelle definiert oder genauer beschrieben.

Zur gleichen Zeit erscheint in Leonberg die »Strohgäu-Rundschau – Tageblatt und allgemeiner Anzeiger für das Strohgäu. Anzeigenblatt für die Gemeinden Heimerdingen, Hemmingen, Hirschlanden, Münchingen, Schöckingen, Schwieberdingen, Weissach und für die staatlichen und Gemeindebehörden« im Verlag des Leonberger Tagblatts.

Bleibt zum Schluss noch die Frage nach Belegstellen für das »Strohgäu« in den historischen Quellen und Kartenwerken. Anders als der »Glemsgau«, der bis zu seiner Übernahme durch die Grafen von Württemberg im Jahre 1308 in vielen Quellen belegt ist, schweigen die einschlägigen Quellen zum »Strohgäu«. Anders als der »Glemsgau« war das Strohgäu keine politisch-administrative Einheit, die man in Rechtsquellen wieder finden kann. Eine Recherche in den transkribierten und digital aufbereiteten Rechtsquellen zur Gemeinde Ditzingen, immerhin mehr als 8 000 Seiten⁷, ergibt keinen einzigen Treffer oder eine Belegstelle.

In den Kartenwerken des 18. Jahrhunderts ist das Strohgäu nicht zu finden. Erst in der Kartenbeilage des Oberamts Ludwigsburg aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ist das Strohgäu deutlich markiert. In der Leonberger Karte fehlt die Bezeichnung dagegen vollständig.⁸ Der gleiche Befund gilt für die Grundlage der beiden Karten-



beilagen, die »Karte von dem Königreich Württemberg nach der allgemeinen Landesvermessung von dem K. Statistisch-topographischen Bureau« von 1840. Die Bezeichnung »Strohgäu« fehlt hier ebenso vollständig, das »Lange Feld« ist dagegen als Naturraum erfasst. Auf den aktuellen topografischen Karten des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg ist das Strohgäu im Westen bis weit in den Landkreis Böblingen hinein mit Leonberg und Rutesheim und nach Osten bis zur Grenze der Gemarkung Münchingen markiert.⁹

Die folgende Darstellung bezieht sich aus pragmatischen Erwägungen im Wesentlichen auf die Entwicklung in den Gemeinden Ditzingen, Hemmingen, Hirschlanden, Münchingen und Schöckingen. Dies sind die Kerngemeinden des »Strohgäus«. Bei Bedarf richtet sich der Blick auch auf die »Randgemeinden« Gerlingen, Schwieberdingen und Höfingen.

Die Kornkammer – das Strohgäu in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Aktuelle Luftbilder oder der Blick vom Satelliten auf das Strohgäu zeigen heute wie vergleichbare Aufnahmen aus vergangenen Zeiten eine weitgehend leer geräumte Landschaft. Ackerflächen, so weit das Auge reicht, nur unterbrochen von Siedlungen und Straßen. Dazu der deutlich sichtbare Einschnitt, den die Glems in den Muschelkalk geschnitten hat.

Diese intensive Nutzung der Feldflur für den Ackerbau verdankt das Strohgäu seinen guten Böden. »Auf dem sog. Strohgäu und am Saume desselben spielt in großer Ausdehnung der Diluviallehm eine bedeutende Rolle und bildet hier einen meist tiefgründigen, äußerst fruchtbaren, milden Lehmboden«, konstatiert die Leonberger Oberamtsbeschreibung von 1852.¹⁰ Neben dem Lehm spielen die Löß- und Lößlehmschichten eine große Rolle. In der Oberamtsbeschreibung von 1930 heißt es hierzu: »Der Lößlehm aber bietet neben seinem eigenen Mineralgehalt erhöhte Aufnahmefähigkeit für zugeführte Düngung. Daher auch die auffällige Bevorzugung der Lößgebiete seit ältesten Zeiten, ihre frühe Rodung und Besiedlung und ihre Wertschätzung durch den Landwirt in der Jetztzeit.«¹¹

Die intensive Nutzung lässt sich weit in die Geschichte zurück verfolgen. Eine Auswertung des Ditzinger Fleckenbuchs von 1524¹² ergibt für die Nutzung der Gemarkung folgenden Befund: Erfasst sind etwa 3000 Morgen. Das entspricht grob dem Umfang der heutigen Gemarkung. 130 Familien bewirtschaften das Land. Etwa 2400 Morgen werden als Ackerland, 190 Morgen als Wiesen genutzt. Der Rest

verteilt sich auf die besiedelte Fläche, die Gemeinschaftsflächen der Allmende, Krautgärten und Weinberge im Glemstal. Abgesehen von der reinen Siedlungsfläche, den Wegen und dem Glemsbach ist dies auch intensiv landwirtschaftlich genutzte Fläche. Wald gibt es keinen auf der Gemarkung. Ihren Bedarf an Bau- und Brennholz haben die Ditzinger über Jahrhunderte im »Ditzinger Maierwald« auf Gerlinger Gemarkung unterhalb der Solitude gedeckt.

Wir machen einen großen Sprung ins 19. Jahrhundert. Die in der Tabelle 1 erfassten statistischen Daten aus dem Jahr 1850¹³ zeigen, dass sich an der Belegung der Ditzinger Gemarkung seit 1524 wenig verändert hat. 84 Prozent der Gemarkung sind Ackerflächen. Einen ähnlichen Wert finden wir in Hirschlanden, das mit 430 Einwohnern die kleinste der fünf Gemeinden ist. Auch in Hemmingen, Münchingen und Schöckingen sind mehr als zwei Drittel der Gemarkungsfläche mit Äckern belegt. Die drei Orte haben im Randbereich Waldflächen: Hemmingen 651 Morgen, Münchingen 711 Morgen und Schöckingen 320 Morgen. Münchingen hat die größte Gemarkung und auch die meisten Einwohner. Auf der Gemarkung liegt das Hofgut Mauer als besondere Wirtschaftseinheit. Es wird im 12. Jahrhundert erstmals als Gut des Klosters Hirsau erwähnt und seit 1318 als württembergisches Lehen geführt.

	Einwohner	Markung (Mo.)	Äcker (Mo.)	% der Markung	Wiesen/Weiden (Mo.)	Rinder	Rinder auf 100 Mo.	Schafe	Schweine
Ditzingen	1 461	3 020	2 523	84	291	554	18	690	243
Hemmingen	1 106	3 922	2 714	69	320	558	14	850	199
Hirschlanden	430	1 954	1 713	88	148	264	13	522	220
Münchingen	1 500	5 555	4 074	73	344	880	15	1 270	251
Schöckingen	552	1 870	1 255	67	140	277	14	200	96

Tabelle 1: Ausgewählte statistische Daten aus dem Jahr 1850 (Mo. = Morgen).

Was bedeutet diese landwirtschaftliche Prägung für die Menschen in den Strohdörfern? »Der Wohlstand des Bezirks darf in Vergleichung mit anderen gut genannt werden, namentlich gehören die Orte im sogenannten Strohgäu und am Saume desselben zum Theil zu den wohlhabenderen des Landes«, so die Feststellung der Oberamtsbeschreibung von 1852. Die fruchtbaren Äcker garantieren überdurchschnittliche Ernten und damit ausreichende bis gute Einkommen für die Bauern. Nur die ungleiche Verteilung des Eigentums und die andauernde Erbteilung sorgen dafür, dass sich der Wohlstand nicht in allen Bauernhäusern ausbreitet.

Die meisten Höfe sind also eher klein. Größere Hofgüter gibt es in Hirschlanden und Münchingen. Die Erträge reichen in der Regel für den eigenen Bedarf. »Eine nicht unbeträchtliche Zahl der Güterbesitzer hat von seinen Ernten über den eigenen Bedarf noch mehr oder weniger zum Verkauf übrig.«¹⁴

Einigermaßen verlässliche Zahlen über die Verteilung der Güter im Dorf enthält das Grundsteuer-Kataster. Tabelle 2 zeigt die Verteilung des Grundsteuerkapitals in Ditzingen im Jahr 1850.¹⁵ Demnach zahlt fast die Hälfte der Einwohner gar keine oder wenig Steuern. Ein Drittel verfügt über ein Steuerkapital zwischen 100 und 300 Gulden. Immerhin ein Viertel ist so begütert, dass ein Steuerkapital von 300 und

Grundsteuer- Kapital (Gulden)	Ditzingen		Berkheim
	Anzahl	%	in %
0 > 100	126	43	45
100 > 200	55	19	32
200 > 300	38	13	16
300 > 500	34	11	7
> 500	42	14	0
Gesamtzahl	295	100	100

Tabelle 2: Verteilung des Grundsteuerkapitals im Jahr 1850 in Ditzingen und Berkheim am Neckar.

mehr Gulden zu Buche schlägt. Bei drei Steuerpflichtigen stehen mehr als 2000 Gulden in den Büchern. Zu den überdurchschnittlich Begüterten gehören einige Bauern, dazu Gastwirte, Müller und auch eingessene Handwerker wie Bäcker und Metzger.

Neben dem steuerbaren Kapital aus Haus- und Grundbesitz spielt der Viehbestand eine gewisse Rolle bei der Einschätzung des Wohlstandes einer Landschaft. Der Wert des Viehbestandes trägt mit 50 Gulden für ein Pferd, 25 Gulden für ein Rind, 6 Gulden für ein Schaf und 8 Gulden für ein Schwein zum allgemeinen Wohlstand des Strohgäus bei.¹⁶

Der Ackerbau wird in den Strohgäudörfern eher traditionell betrieben. »Die Dreifelderwirtschaft mit theilweise eingebauter Brache ist das gewöhnliche Betriebssystem; Fruchtwechselwirtschaft wird auf dem Gut des Freiherrn von Varnbüler zu Hemmingen [...] und auf dem Hofgut Mauer in 7-schlägiger Rotation getrieben.« Man erntet hauptsächlich Dinkel und Hafer, wenig Gerste und Roggen. Raps, Mohn, Hopfen und Futterpflanzen ergänzen die Produktpalette. »Die Erbsen und Linsen des Strohgäus haben wegen ihrer Güte einen besonderen Ruf erlangt und werden in großer Ausdehnung abgesetzt; Hemmingen hat z. B. in günstigen Jahren schon 5-6000 Gulden aus Erbsen und Linsen erlöst.«¹⁷ Von den übrigen Feldfrüchten wird in erster Line der Dinkel verkauft. »Hauptsächlich sind es die Bäcker von Stuttgart, welche Dinkel in den Orten selbst aufkaufen [...] und in die benachbarten Mühlen bringen.«¹⁸

Neben den Äckern sind noch die Obstwiesen von gewisser wirtschaftlicher Bedeutung. Man erntet Mostobst für den eigenen Gebrauch. Höherwertige Sorten für den Handel spielen noch keine Rolle. Nur in Hemmingen ist es wieder das Varnbülersche Gut, das auf 58 Morgen gerodetem Wald am Rohrsberg auf systematischen Obstbau von hoher Qualität setzt.¹⁹ In den Gemeinden, die Waldflächen besitzen, spielt natürlich die Vermarktung von Holz eine gewisse Rolle. Noch wichtiger ist aber der Eigenbedarf an Bau- und Brennholz. In Ditzingen und Hirschlanden muss man sich auf dem Markt versorgen. In Schöckingen wird bis 1920 nicht nur keine Bürgersteuer erhoben, vielmehr erhielt jeder Einwohner eine kostenlose Gabe aus dem Wald.²⁰

Das Strohgäu ist also zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine blühende, von der Landwirtschaft geprägte Landschaft. Für das Strohgäu gelten aber die für die Landwirtschaft in Württemberg typischen Restriktionen. »Württemberg ist bekannt und

vielberufen als das Land der Zwergenwirthschaften und Güterzerstücklung«, so eine Beschreibung aus dem Jahre 1863.²¹ Die Teilung der Güter ist das eine Übel. Die Überschuldung das andere. Viele Bauern versuchen durch Ausbezahlung des Erbes den eigenen Anteil auf einer überlebensfähigen Größe zu halten. Die ausbezahlten Geschwister versuchen sich als Dorfhandwerker oder verlassen das Dorf.

Tabelle 3 verdeutlicht am Beispiel Ditzingen die Vielzahl und Vielfalt der Handwerksberufe.²² Und nicht nur für Ditzingen gilt, dass die vielen Dorfhandwerker von ihrem Gewerbe so wenig leben können wie viele kleine Landwirte. Sie alle sind auf Zuerwerb angewiesen, wollen sie ihre immer größer werdenden Familien durch die Zeiten bringen. Auswanderung heißt für die 50er und 60er Jahre des 19. Jahrhunderts die neue Perspektive. Die Zahlen für das Strohgäu sind hoch, aber nicht wirklich ermittelt. Viele gehen aber auch in die Städte. Sie suchen Arbeit in den neuen Manufakturen und Fabriken. Oder sie warten auf den Zug, der sie in eine bessere Zeit bringt.

Jahr	1886	1905	1917	1925	1939
Gesamtzahl	159	113	110	81	76
Bäcker	12	7	7		
Kübler	3	2	2		
Maurer	16	12	9	4	2
Schmied	8	5	4	2	3
Schneider	13	13	8	7	6
Schuhmacher	18	14	9	10	5
Seiler	1	2	1	1	
Wagner	6	3	3	2	1
Weber	23	1			

Tabelle 3: Handwerker in Ditzingen (Auswahl).

Eisenbahnbau

Der 13. August 1865 sollte in den Annalen des Strohgäus einen besonderen Platz bekommen. An diesem Tag wird das »Gesetz betreffend den Bau von Eisenbahnen in der Finanzperiode 1866/67« veröffentlicht. Im vierten Absatz des Artikels 3 wird darin der Bau einer »Schwarzwaldbahnlinie von Stuttgart (Feuerbach) über Leonberg und Weilderstadt nach Calw und von da südlich im Nagoldtal über Wildberg nach Nagold« verkündet.²³

Vorausgegangen ist eine jahrelange, vehement geführte Debatte über den Verlauf der Strecke, mit der die nördlichen Schwarzwaldregionen an das württembergische Eisenbahnnetz angeschlossen werden sollen. Die Regierung, vertreten durch den Außenminister und Beauftragten für das Eisenbahnwesen, Karl Freiherr von Varnbüler aus Hemmingen, schlägt in ihrem Gesetzentwurf u.a. die Erschließung des nördlichen Schwarzwaldes über eine Eisenbahnlinie Stuttgart–Leonberg–Calw vor. Dagegen hat sich eine starke Fraktion aus Vertretern der Städte Böblingen, Herrenberg und Tübingen gebildet, die auf die Verwirklichung einer Trasse von Stuttgart über Böblingen, Herrenberg nach Calw drängt.²⁴

Vom Standpunkt der Eisenbahnverwaltung ist die Verwirklichung der Böblinger Trasse wegen der starken Steigungen und der längeren Wegstrecke und der damit verbundenen höheren Kosten die weniger attraktive Lösung. Zudem beinhaltet die Böblinger Trasse den Bau eines zweiten Bahnhofs in Stuttgart in Höhe des Feuersees, der das Projekt zusätzlich verteuert hätte. Dem Antrag, beide Trassen parallel zu verwirklichen, kann die Regierung aus finanziellen Gründen nicht zustimmen, sollten nicht andere wichtige Projekte in Frage gestellt werden. So bleibt am Ende also nur



Bahnhof Ditzingen, 1912.

eine Kampfabstimmung, bei der sich beide Fraktionen einen selten erbitterten Kampf liefern. Entscheidend für die Mehrheitsbildung zugunsten der Leonberger Trasse ist neben den finanziellen und technischen Argumenten mit Sicherheit das Votum der Regierung, in der Sache vertreten vom Freiherrn von Varnbüler. Und der ist nicht nur der zuständige Minister. Er selbst und seine Familie vertreten auch seit jeher die Interessen der Landwirtschaft des Strohgäus, wo die Familie auch die eigene wirtschaftliche Basis besitzt. Den daraus entspringenden Interessenkonflikt versuchen die Befürworter der Böblinger Trasse zum Anlass für persönliche Angriffe gegen den Minister umzumünzen.

In der Sache läuft die Argumentation der Regierung darauf hinaus, dass die wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft des Strohgäus mit ihrer wachsenden Produktion durch den Anschluss an das Eisenbahnnetz Vorrang habe gegenüber der erst entstehenden Industrieproduktion im Böblinger Raum. Der Freiherr von Varnbüler führt hierzu im Landtag aus: »Sodann ist es Mode geworden, daß man sagt: der Bezirk hat kein Gewerbe und bloß Landwirtschaft, er braucht daher keine Eisenbahn; ich behaupte, die Landwirtschaft ist wichtiger für die Eisenbahn als die Industrie; die Landwirtschaft liefert Rohprodukte und die sind schwerer als die verfeinerten Produkte der Industrie.«²⁵ Die Versorgung der städtischen Bevölkerung und des Heeres mit landwirtschaftlichen Produkten ist zu dieser Zeit angesichts der Erfahrungen ernster Versorgungskrisen im 19. Jahrhundert noch das entscheidende Argument für den Bau der Leonberger Trasse, die den Anschluss des Strohgäus an das allgemeine

Verkehrsnetz mit sich bringt. Dass dann noch die Streckenführung über Ditzingen und nicht – wie von den Technikern befürwortet – über Gerlingen läuft, hat Ditzingen starken Fürsprechern in der Regierung zu verdanken. Für die Bahnstrecke sind 1,5 Millionen Gulden bereit zu stellen. Zuständiger Finanzminister ist Andreas Renner, geboren und aufgewachsen in Ditzingen.

Ob Zufall oder Plan, die Eisenbahnstrecke Zuffenhausen–Ditzingen wird am 23. September 1868 eröffnet. Schon nach kurzer Zeit redet der Volksmund vom »Milchbähnle«. Am Ditzinger Bahnhof wird die frische Milch aus dem Strohgäu gesammelt und nun per Zug nach Stuttgart gebracht. Der Milch folgen schon bald die Rüben und andere Handelsfrüchte. Die Landwirtschaft im Strohgäu strebt neuen Zeiten entgegen.

Strohgäu – Zuckerrübenland

Treibende Kraft des Strukturwandels ist die Zuckerfabrik Böblingen. Seit Beginn der 60er Jahre sucht die Fabrik Lieferanten für den begehrten Rohstoff für das neue Modeprodukt, den Zucker. 1861 liefert die Varnbülersche Gutsverwaltung 20 000 Zentner Rüben auf dem beschwerlichen direkten Weg nach Böblingen. Zehn Gespanne, zum Teil mit Vorspann, waren 50 Tage damit beschäftigt, je 30 Kilometer hin und zurück zu pendeln. Auch einige Münchinger Bauern liefern Rüben nach Leonberg, von wo sie ebenfalls wieder mit Ochsespannen nach Böblingen transportiert werden.

Schon vor der Eröffnung der Bahnstrecke hatte die Zuckerfabrik Böblingen auf dem Bahnhofsgelände in Ditzingen ein größeres Areal für die Lagerung und den Umschlag von Zuckerrüben aus dem Strohgäu erworben. Die »Rübenstation Ditzingen«



Milchverladung.



Rübenverladung in Schwieberdingen.

wird im Februar 1869 eröffnet. Man erhofft sich schon im ersten Betriebsjahr einen Umsatz zwischen 80 000 und 100 000 Zentner Rüben. In den folgenden Jahren rechnet man mit einer Vergrößerung der Anbauflächen für Zuckerrüben in Münchingen von 100 auf 300 Morgen, in Schwieberdingen von 100 auf 200 Morgen, in Weilimdorf von 80 auf 160 Morgen, in Hirschlanden und Schöckingen erwartet man den Ertrag von 60 bis 80 Morgen, in Gerlingen von 30 Morgen zum Umschlag in Ditzingen. Allein die Ditzinger Bauern sind bis dahin eher sehr zurückhaltend. »Unter allen Orten des Bezirks hat Ditzingen selbst am wenigsten zum Rübenbau beigetragen, indem dort nur 6 bis höchstens 18 Morgen Feld gepflanzt worden sind, seine große Markung könnte wohl 150 Morgen Rüben vertragen. [...] Die Schwierigkeiten, die man seit 12 Jahren mit dem Rübenbau gehabt hat, werden durch die Station Ditzingen beseitigt sein.«²⁶

Noch ist die Fabrik selbst nicht an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Das ändert sich, als 1872 die »Gäubahn« nach Böblingen in Betrieb geht. Nun rollen die Rübenzüge aus dem Strohgäu direkt in die Böblinger Fabrik. Deren Geschichte endet mit einem folgenschweren Brand im Jahre 1906, mit dem Konkurs im folgenden Jahr und der Übernahme der Geschäfte durch die im Jahre 1903 gegründete Zuckerfabrik Stuttgart. Die Zuckerrüben aus dem Strohgäu werden nun nach Stuttgart-Münster gebracht und dort verarbeitet. Die Zuckerfabrik Stuttgart geht 1926 in die »Süd-deutsche Zucker-Aktiengesellschaft« mit Sitz in Mannheim auf, wird aber noch bis 1970 mit Zuckerrüben aus dem Strohgäu beliefert.

Die Eisenbahn löst in den Gemeinden Zuffenhausen, Korntal, Ditzingen und Leonberg grundlegende Entwicklungsschübe aus. Dagegen bleiben die Gemeinden des westlichen Strohgäus und des Heckengäus von diesen Entwicklungen weitgehend unberührt. Deshalb ist es verständlich, wenn auch diese Orte den Anschluss an das Eisenbahnnetz einfordern.

Ein wolkenloser Himmel spannt sich über die weiten, abgeernteten Felder des Strohgäus, als sich am 13. August 1906 eine große Festgemeinde in Korntal zur festlichen Eröffnungsfahrt der gerade fertig gestellten Strohgäubahn versammelt. »Groß sind die Erwartungen und Hoffnungen, welche die Insassen des Strohgäus an diese Bahn knüpfen – mögen sie in reichem Maß in Erfüllung gehen.« So kommentierte die »Glerns- und Würmgau-Zeitung« aus Leonberg dieses Ereignis. Und ein Zeitgenosse dichtete: »Willkommen bist Du, Eisenbahn, / Wie gut sind wir doch jetzt daran!«²⁷

Eine erste Initiative zum Bau einer Eisenbahnlinie von Zuffenhausen durch das Strohgäu und Heckengäu bis nach Pforzheim stammt aus den Jahren 1889/90. Treibende Kräfte sind die Schultheißen von Weissach und Heimerdingen, die zu Recht eine Abkoppelung ihrer Gemeinden vom allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritt fürchten. Als Ausdruck ihres starken Willens, das Bahnprojekt voranzutreiben, drängen sie einen Stuttgarter Investor, am geplanten, aber durchaus noch nicht sicheren Standort des Heimerdinger Bahnhofs ein großes Hotel zu errichten. Die Jagdfreunde träumen von Wochenendgästen, die mit der neuen Bahn nach Heimerdingen fahren, dort übernachten und in den Wäldern jagen. Das Hotel »Jägerheim« wird schon im Jahre 1904 gebaut. Es erweist sich als Fehlinvestition und führt den Investor schon nach wenigen Jahren in den Ruin.

Im Blickpunkt des wirtschaftlichen Interesses steht aber durchaus nicht der Tourismus, sondern der Wald, dessen Holztertrag über die neue Strecke zu vermarkten wäre. Es folgen weitere Initiativen und eine weitere Denkschrift im Jahre 1896 für eine normalspurige Eisenbahnstrecke, deren Trasse nun von Kornwestheim nach Pforzheim führen sollte. Alternativ plant eine Gruppe von Gemeinden eine Trassenführung von Ludwigsburg über Möglingen, Schwieberdingen nach Heimerdingen und Weissach. Da die Staatsregierung keine zweite Strecke nach Pforzheim bauen und eine solche auch nicht bezuschussen will, suchen die planenden Gemeinden nach einem privaten Betreiber. Am 1. September 1900 können mit der Westdeutschen Eisenbahn-Gesellschaft, Köln, die notwendigen Verträge für den Bau und Betrieb einer Nebenbahn von Zuffenhausen durch das Strohgäu bis Niefern bei Pforzheim unterzeichnet werden. Am 4. Mai 1901 erteilt die württembergische Regierung eine »Konzession für die eingleisige Nebenbahn Korntal-Weissach mit Dampflokbetrieb für den öffentlichen Personen- und Güterverkehr« an die Badische Lokaleisenbahn AG, eine Tochter der Westdeutschen-Eisenbahngesellschaft. Diese Konzession wurde zum 11. August 1905 an die durch Namensänderung neu geschaffene Württembergische Nebenbahnen AG übertragen.

So kommt es tatsächlich zur verkehrsmäßigen Erschließung des Strohgäus. Nicht alle Anliegergemeinden sind jedoch für die Idee der Bahn zu begeistern. Vor allem in Münchingen gibt es anhaltenden Widerstand gegen die Bahnpläne. Die Bauern möchten ihr wertvolles Ackerland nicht für das technische Bahnprojekt zur Verfügung stellen. Außerdem müssen die Gemeinden eine Menge Geld für die »kosten- und lastenfreie Gestellung des Grund und Bodens für den Bau der Nebeneisenbahn Korntal-Weissach« und für einen hohen Betriebskostenzuschuss in die Hand nehmen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die bettelarmen Gemeinden des Heckengäus gleich aussteigen und die Bahnlinie in Weissach endet.

Weil sich der notwendige Grunderwerb in Zuffenhausen als schwierig erweist, verlegt man den Anschluss der neuen Bahn an das staatliche Eisenbahnnetz nach



Blick auf den weit außerhalb des Ortes gelegenen Bahnhof Schwieberdingen kurz nach der Fertigstellung der Strohgäubahn im Jahr 1906.

Korntal. Aus Kostengründen wird die Trasse weitgehend der Landschaft angepasst. Auf Kunstbauwerke wird weitgehend verzichtet. Das führt zu einem kurvenreichen Streckenverlauf und drosselt erheblich die Geschwindigkeit der Züge.

Der Bau der mehr als 22 Kilometer langen Bahnlinie verläuft zügig und ohne Komplikationen. Deshalb kann die Strecke am 13. August 1906 weit vor dem vereinbarten Termin festlich eingeweiht werden.

Am 14. August 1906 wird der fahrplanmäßige Verkehr auf der neuen »Strohgäubahn« aufgenommen. Im ersten Betriebsjahr benutzen 180 000 Menschen die Bahn und es werden 50 000 Tonnen Güter transportiert. Steine aus dem Weissacher Steinbruch, Holz aus dem Heimerdinger Wald, Getreide und Schlachtvieh aus Schwieberdingen, Hemmingen und Münchingen werden nach Stuttgart und Düngemittel, Kohlen, Baumaterial und Stückgut zurück in die Orte an der Strecke gebracht.

Eine besondere Rolle spielt auch hier der Rübenanbau. In Heimerdingen erwirbt die Zuckerfabrik Böblingen schon vor Baubeginn der Bahn ein Grundstück beim zukünftigen Bahnhof und baut 1906 ein Waaghaus. Gleiches geschieht an den Bahnhöfen entlang der Strecke bis Korntal. 15 000 Zentner, das sind ca. 60 Waggons, werden in jedem Herbst allein in Hemmingen verladen. »Ein fester Preis für die Zuckerrüben und die Auszahlung des Geldes bis Martini haben bewirkt, dass im Jahr 1912 auch jeder Kleinbauer (ganz wenige »Nebenerwerbslandwirte« ausgenommen) Rüben pflanzte.«²⁸

Trotz der Erfolgsbilanz im Güterverkehr gerät die Bahn schon bald in die Kritik. 1931 konkretisieren die Anliegergemeinden in einer umfangreichen Denkschrift, gerichtet an das württembergische Staatsministerium, nochmals die verschiedenen Kritikpunkte. Mit Hinweis auf den stetigen Überschuss, den die Bahn für den Betreiber, die Württembergische Nebenbahnen AG, erwirtschaftet, wird die Abstellung der immer wieder genannten Mängel gefordert: 1) die Preise für die Personen- und

Güterbeförderung sind zu hoch; 2) die Fahrzeiten sind zu lang; 3) die Zugfolge ist zu gering; 4) der Wagenpark ist zu klein; 5) die Wagen sind zum Teil zu schlecht und zu alt, Aborte fehlen; 6) Heizung und Reinigung der Wagen ist ungenügend; 7) auf den Bahnhöfen fehlen geeignete und geheizte Warteräume.²⁹

Die Strohgäubahn hat in den 100 Jahren ihres Bestehens die in sie gesetzten Erwartungen nur zum Teil erfüllt. In den Orten entlang der Strecke kommt es nicht zu der erwarteten raschen wirtschaftlichen Entwicklung. Parallel zu den Bauplänen der Eisenbahn wird in Heimerdingen ein Ortsentwicklungsplan mit Baulinien beim Bahnhof und nördlich der Straße nach Hemmingen entwickelt. Hier sollen sich wie



Bahnhotel in Münchingen, Postkarte von 1907.

in anderen Bahnstandorten Pendler und Industriebetriebe ansiedeln.³⁰ Als die Pläne im Jahre 1910 vom württembergischen Ministerium des Innern wegen eines Einspruchs der Eisenbahnbetreiber aufgehoben werden³¹, sieht sich der Heimerdinger Gemeinderat außer Stande, die Pläne weiter zu verfolgen. Es liegt kein Bauantrag vor, der die Kosten für eine Erschließung des Geländes rechtfertigen würde. Die Einwohnerzahl von Heimerdingen sinkt im Zeitraum von 1850 bis 1933 von 954 auf 875 Einwohner. Ähnlich verläuft die Entwicklung in Hemmingen und Schwieberdingen. Die Orte verlieren im gleichen Zeitraum etwa ein Zehntel der Einwohner.³²

Wichtig ist die Strohgäubahn über lange Zeit für den Gütertransport und den Personenverkehr zwischen Hemmingen und Korntal und die Schüler aus den übrigen Gemeinden, die bis in die 70er Jahre die weiterführenden Schulen in Korntal besuchen. Als Zubringer für die S-Bahn hat sie heute wieder einen Stellenwert.

Nicht zufällig in den gleichen Zeitabschnitt wie der Bau der Strohgäubahn fällt die Gründung der Strohgäuwasserversorgung. Der lebenswichtige Grundstoff Wasser ist im Strohgäu seit jeher Mangelware. Die Glems und die Bäche, die Wasser von

den Höhen der Solitude sammeln, sind die einzigen Oberflächengewässer. Verlässliche, das heißt, auch in heißen Sommern laufende Brunnen, sind überall Mangelware. Niederschläge versickern schnell in den Spalten des Muschelkalks und treten an anderen Stellen an die Oberfläche.

Schon verhältnismäßig früh versucht man im Strohgäu, Lösungen für eine zentrale Wasserversorgung zu finden. So errichtet 1874 die Gemeinde Heimerdingen ein Wasserwerk im Strudelbachtal bei der Haldenwaldmühle. Aus den Spalten des Muschelkalks austretendes Wasser wird in einem Schachtbrunnen gefasst und mit einem Dampfpumpwerk zu einem Hochbehälter auf der Hohen Warte bei Heimerdingen gefördert.

Diese technisch aufwendige Lösung führt im Jahr 1907 zur Gründung des Zweckverbandes Strohgäuwasserversorgung durch die Gemeinden Heimerdingen, Korntal, Schöckingen und Weilimdorf. Später kamen weitere Gemeinden aus dem Strohgäu hinzu.

Das Strohgäu zur Jahrhundertwende

Im Laufe des 19. Jahrhunderts haben sich die landwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse nachhaltig verändert. Die traditionelle Fruchtwechselwirtschaft mit der Dreifelderwirtschaft wird durch moderne Anbauformen und regelmäßige Düngung langsam verdrängt. Das Übergewicht des Getreideanbaus wird durch neue Früchte wie Zuckerrüben, Ölsaaten, Hopfen oder Zichorie und durch den Ausbau der Viehwirtschaft reduziert. Während die Preise für Weizen und Roggen bis zum Ersten Weltkrieg sich am Weltmarkt orientieren und trotz staatlicher Subventionen immer wieder sinken, können Handelsfrüchte am Markt zu guten Preisen verkauft werden. So kommt Geld in die Dörfer. Das wird für den Ausbau der kleinen Höfe, für die Ausstattung mit technischen Geräten und nicht zuletzt für den Konsum ausgegeben.³³

Die Menschen erleben eine fortschrittsgläubige Aufbruchstimmung. Fließendes Wasser und elektrischer Strom erobern die Haushalte. Am 3. November 1900 brennt im Schöckinger Schloss zum ersten Mal eine elektrische Lampe. Der elektrische Strom stammt aus der Münchinger Mühle, die Friedrich von Gaisberg mit dem Münchinger Müller Graf zu einem Elektrizitätswerk umgebaut hatte.³⁴ Ausdruck für die gestiegene Lebensqualität ist auch die Gründung von Vereinen, die sich der Gestaltung der Freizeit annehmen.

Mit dem Ersten Weltkrieg wird die dynamische Entwicklung jäh gebremst. Die Anforderungen der Kriegswirtschaft an die Landwirtschaft wirken lähmend auf die Produktion. »Mangel an Dünge- und Futtermitteln, an Arbeitskräften, Zugvieh und landwirtschaftlichem Gerät führte zu einem allmählichen Absinken der Roherträge, zum Rückgang der Viehhaltung sowie zur Ausdehnung der Brache und des Grünlandes. Eine verfehlte, zu niedrig angesetzte Hochpreispolitik nahm der Landwirtschaft den materiellen Leistungsanreiz.«³⁵ In den Krisenjahren der Weimarer Republik wird die Zwangswirtschaft weiter fortgeführt. Mit billigen Agrarimporten versucht die Regierung Engpässe in der Versorgung mit Lebensmitteln zu beseitigen. Die traditionell sparfreudigen Bauern verlieren ihr Kapital in der Megainflation des Jahres 1923. Für Saatgut und Maschinen müssen Kredite aufgenommen und zurückgezahlt werden. So entsteht eine Spirale nach unten, die auch in den Dörfern des Strohgäus zu spüren ist.



Männergesangverein Hemmingen im Jahr 1900 am Kaiserstein.

Industrielle Erschließung des Strohgäus

Trotz der guten Agrarkonjunktur sinkt seit Mitte des 19. Jahrhunderts der Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten beständig ab. In der Ditzinger »Bürger-Liste« von 1860 finden wir vier Fabrikarbeiter. Im Jahre 1933 zählt man 592 unselbständige Industriearbeiter in Ditzingen. Im Oberamt Leonberg übertrifft im Jahr 1925 erstmals die Zahl der gewerblich Beschäftigten die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen.

Im Jahr 1925 pendeln von Ditzingen 449 Personen (19,2 % der EW), von Kornthal 163 Personen (7,6 % der EW), von Münchingen 353 Personen (17,4 % der EW), von Hemmingen 112 Personen (11,1 % der EW), von Hirschlanden 66 Personen (13,7 % der EW) und von Schöckingen 67 Personen (12,8 % der EW) regelmäßig

	Einwohnerzahl	Landwirtschaft	Industrie Handwerk	Handel	Sonstige	Arbeitslose	auswärts beschäftigt
Ditzingen	2 615	477	1 301	260	387	190	359
Hemmingen	1 004	392	347	59	138	68	74
Hirschlanden	501	271	123	13	64	30	42
Münchingen	2 035	773	689	170	242	161	277
Schöckingen	537	280	124	23	80	30	38

Tabelle 4: Berufliche Gliederung (Erwerbstätige und Familie) im Juni 1933.

Quelle: Württembergische Gemeinde- und Bezirksstatistik nach dem Stand von 1933, Stuttgart 1935, S. 82 ff.

nach außerhalb. Die Menschen verlassen täglich das Dorf, um beim Bosch oder in einer der neuen Fabriken in Feuerbach oder Stuttgart zu arbeiten.³⁶ Hier ist der Verdienst nicht hoch, aber regelmäßig. Ein gelernter Arbeiter verdient im Jahr 1900 bei den Württembergischen Staatseisenbahnen im Durchschnitt 1 256 RM im Jahr, ein ungelerner Arbeiter 910 RM und ein Tagelöhner kommt noch auf 871 RM im Jahr.³⁷ Der Mietpreis für eine 2–3-Zimmer-Wohnung beträgt in Stuttgart 388 RM.³⁸ Ein Umzug aus dem Dorf in die Nähe des Arbeitsplatzes verbietet sich angesichts der hohen Mieten. Man wohnt weiter im eigenen Haus im heimatlichen Dorf. Mietwohnungen sind hier noch weitgehend unbekannt. Deshalb wird der Wohnraum immer knapper. In den 1920er Jahren ist die Wohnungsnot das beherrschende sozialpolitische Thema in den Gemeinderäten.

In der Landwirtschaft sind feste Arbeitsplätze Mangelware. Vorherrschend ist immer noch der Taglohn. Auch die Zahlung in Naturalien ist immer noch weit verbreitet. Bauernhöfe sind Familienbetriebe. Feste fremde Arbeitshilfen werden im Strohgäu bei Höfen über 6 ha beschäftigt. Zur Ernte werden Tagelöhner und Saisonarbeiter gegen Stundenlohn beschäftigt. Der Taglohn für einen erwachsenen männlichen Landarbeiter beträgt ca. 2 RM, für weibliche Arbeitskräfte 1,30 RM.³⁹ Die Saisonarbeiter kommen aus höher gelegenen Teilen des Landes, wo die Ernte auf den kleinen eigenen Höfen deutlich später als im Strohgäu eingebracht werden kann.⁴⁰

»Die zunehmende Verwandlung zahlreicher Volksschichten in Bargeldlohnempfänger bei gleichzeitig erfolgter Erhöhung dieser Barlöhne und -gehälter hat dem Verteilungsgewerbe als solchem einen ungeheuren Markt eröffnet.«⁴¹ Diese etwas

umständlichen zeitgenössischen Zeilen beschreiben zutreffend den Einzug des Handels in die Strohgäudörfer, wo erste »Kaufhäuser« um die Gunst der Kunden buhlen. Wo Kleidung, Schuhe, Möbel, aber auch Nahrungsmittel und der sonstige häusliche Bedarf in großen Mengen nachgefragt werden, entstehen Fabriken. Zwar dominiert bis zum Zweiten Weltkrieg in den Orten des Strohgäus das dörfliche Handwerk. Fast 1 400 Handwerksbetriebe sind im Oberamt Leonberg angemeldet. Aus Handwerksbetrieben entwickeln sich aber nach der Jahrhundertwende schnell erste Industriebetriebe. Für das Strohgäu nennt die Oberamtsbeschreibung von 1930 die Vereinigte



Ditzingen, Luftaufnahme von 1926.

Wachwarenfabrik (LOBA) in Ditzingen mit ca. 50 Beschäftigten. Der Betrieb wird nach der Jahrhundertwende in den Räumen eine Fabrikation von Stoffschuhen am Bahnübergang in der Leonberger Straße eingerichtet. Man fertigt Wasserglas und Schmierseife, die von den kaiserlichen Werften als Gleitmittel für Stapelläufe von Kriegsschiffen verwendet wird.⁴² Die aus einer Gerberei im Jahre 1885 entstandene Schuhfabrik Dobelmann entwickelt sich bis 1930 zu einer Fabrik mit 50 Arbeiterinnen und Arbeitern.⁴³ Als ältester Ditzinger Betrieb beschäftigt das Ziegelwerk seit der Jahrhundertwende mehr als 70 Beschäftigte, darunter viele italienische Wanderarbeiter für die harte Arbeit an den Brennöfen. In Ditzingen wird südlich des Bahnhofes in den 20er Jahren ein kleines Industriegebiet mit Fabrikhallen und Bahnanschlüssen erschlossen. Die dort angesiedelten Fabriken, darunter eine Strickwarenfabrikation, geraten in den Strudel der Weltwirtschaftskrise und müssen aufgeben.

Wenn wir wieder die Steuern zum Indikator für den Wohlstand der Strohgäugemeinden nehmen, so liegen im Jahre 1933 Hirschlanden mit einer Steuereinnahme von 68 RM je Einwohner, Münchingen mit 61 RM/Einwohner, Ditzingen mit 60 RM/Einwohner, Schwieberdingen mit 52 RM/Einwohner weit über dem Durchschnitt des Oberamtes Leonberg mit 36 RM/Einwohner. Dass es noch reichere Gemeinden gibt, zeigt das Beispiel Kornwestheim mit Steuereinnahmen von 103 RM je Einwohner.⁴⁴

Die Wirtschaftskrise am Ende der 20er Jahre beendet vorerst den weiteren Ausbau von Industriebetrieben im Strohgäu. Viele industrielle Neugründungen überstehen die Krisenjahre nicht. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und darüber hinaus ändert sich wenig. Anders als die Landwirtschaft sind die industriellen Kleinbetriebe nicht »kriegswichtig«. Sie erhalten kein Kapital, keine Rohstoffe und keine Arbeitskräfte.

Erst das »Wirtschaftswunder« der 50er Jahre bringt eine ungeahnte Dynamik in die industrielle Entwicklung des Strohgäus. Die maßgeblichen Standortfaktoren haben sich aber verändert. Nun ist nicht mehr allein die Eisenbahn wichtig. Sie transportiert zwar nach wie vor Arbeitskräfte in großer Zahl nach Stuttgart. Entscheidend wird jedoch der Anschluss an das neue System der Fernstraßen. Die schon 1936 gebaute Autobahn A 8 und die Bundesstraße 10 erschließen das Strohgäu in alle Himmelsrichtungen.

Dass die Entwicklung nicht direkt und gradlinig verläuft, zeigt eine einstimmig gefasste Resolution des Ditzinger Gemeinderates vom 4. April 1949. Es geht dabei um die Anlegung eines Autobahnanschlusses auf Ditzinger Gemarkung in Höhe der Kreuzung mit der Bundesstraße 295. Der Ditzinger Gemeinderat beschließt, »gegen das Vorhaben Autobahn-Anschlussstelle Ditzingen Einspruch zu erheben, da dadurch der hiesigen Landwirtschaft ein empfindlicher Schaden zugefügt wird und die kleinbäuerlichen Betriebe in ihrer Existenz gefährdet werden. Die verkehrsmäßige Notwendigkeit einer solchen Anschlussstelle kann hier nicht anerkannt werden. [...] Im Interesse unserer Landwirtschaft werden die zuständigen Stellen dringend gebeten, den Bau der geplanten Anschlussstelle in Ditzingen nicht durchzuführen.«⁴⁵

Der neue Autobahnanschluss »Stuttgart-Feuerbach« auf Ditzinger Gemarkung wird im Jahr 1952 eröffnet.⁴⁶ Hier entstehen bis Ende der 60er Jahre drei große Gewerbegebiete. Die Zahl der »Betriebe mit vorwiegend industrieller Produktion« steigt in Ditzingen von zwölf im Jahr 1939 auf 24 im Jahr 1954 und 46 im Jahr 1964. Auch der Bereich »Handel« expandiert von 58 steuerpflichtigen Betrieben im Jahr 1939 auf 166 Betriebe im Jahr 1964.⁴⁷

Viele Stuttgarter Betriebe, allen voran die expandierenden Firmen Bosch und Siemens, suchen Erweiterungsflächen im Westen Stuttgarts. In den Gemeinderäten der Strohgäugemeinden wird erbittert über den Zielkonflikt »Bauland contra Landwirtschaft« gestritten. Die Überbauung des fruchtbaren Strohgäus mit Fabriken, Straßen und Wohnsiedlungen ist für manchen frommen Bauern ein Frevel wider die Schöpfung.

Abseits der Hauptverkehrsadern verläuft die Entwicklung weniger dramatisch. In Hirschlanden werden erste überschaubare Gewerbeflächen Ende der 60er Jahre erschlossen. In Hemmingen gelingt es dem Bürgermeister im Jahr 1961, den Gemeinderat davon zu überzeugen, dass im Gewann »Schlosshalde« ein Gewerbegebiet erschlossen werden soll.⁴⁸ In Schöckingen wird im Jahr 1961 mit dem Bebauungsplan »Erweiterung Junge Weingärten und Industriegebiet« Bauland für die Industrieansiedlung und 1970 ein kleines Industriegebiet ausgewiesen. Beide Gebiete werden heute erneut überplant mit dem Ziel »Verlagerung von bestehenden Industrie- und Gewerbebetrieben sowie Nachnutzung der frei werdenden Flächen im Sinne der nachhaltigen Innenentwicklung für Wohnzwecke«.⁴⁹

Die Ausweitung der Wohn- und Gewerbegebiete geht einher mit einer erneuten gravierenden Veränderung der landwirtschaftlichen Produktionsweise. Letztlich sind es die Anforderungen an eine moderne, mechanisierte Landwirtschaft, die dazu

führen, dass der Zielkonflikt zwischen Landwirtschaft und industrieller Entwicklung eindeutig zu Gunsten der expandierenden Industrie entschieden wird. Die Neuordnung der landwirtschaftlichen Basis in den Feld- und Flurbereinigungen, verbunden mit den Aussiedlungen der verbliebenen Höfe, bedeutet nämlich eh das Ende des alten Dorfes. Um die neuen Höfe mit den teuren Maschinen bezahlen zu können, werden die Hofstellen im Ort aufgegeben und an bauwillige Investoren verkauft. Die kapitalintensive Produktion verlangt nach immer neuen Investitionen, die nicht aus der Produktion erwirtschaftet werden können. So wird der Verkauf von Bauland zu einer notwendigen Einnahmequelle.

Das Strohgäu wird ein bevorzugtes Siedlungsgebiet im Ballungsraum Stuttgart. Die in den 70er Jahren errichteten Wohnanlagen »Wohnpark Schlossgut« in Hem-



Ackerlandschaft vor dem »Wohnpark Schlossgut« in Hemmingen, 1989.

mingen und die markante Hochhausbebauung in Hirschlanden prägen heute die Strohgäulandschaft ebenso wie die ausgedehnten Wohngebiete, die sich wie Ringe um die alten Dorfkerne der Strohgäu-Gemeinden gruppieren. Heute sind in Ditzingen 23 Prozent, in Korntal-Münchingen 27 Prozent und in Hemmingen 17 Prozent der Gemarkungsfläche durch Siedlungs- und Verkehrsflächen belegt. In den Ortskernen errichten Banken und Einzelhandelsbetriebe, Ärzte, Anwälte und andere »Dienstleister« Neubauten im Stil der Zeit.

Die Einwohnerzahlen steigen unaufhaltsam (vgl. Tabelle 6). Aus Dörfern werden Städte mit ausgewachsenen Infrastrukturen. Vor allem das verarbeitende Gewerbe

	1979	2007
Ditzingen (Gesamtstadt)	92	30
Hemmingen	45	16
Korntal-Münchingen	72	22

Tabelle 5: Landwirtschaftliche Haupterwerbsbetriebe.

	1871	1963	1976	1989	2008
Ditzingen (Gesamtstadt)	3 149	14 327	21 726	22 653	24 403
Hemmingen	1 101	2 246	6 847	7 078	7 363
Kornal-Münchingen	2 665	14 259	16 787	16 848	18 542

Tabelle 6: Entwicklung der Einwohnerzahlen (bezogen auf die heutige Gemarkung).

bietet eine Vielzahl qualifizierter Arbeitsplätze. In Ditzingen finden im Jahre 2000 in 30 Betrieben des verarbeitenden Gewerbes 4 150 Beschäftigte Arbeit, in Hemmingen sind es in sieben Betrieben 416 Beschäftigte und in Kornal-Münchingen in 16 Betrieben 1 478 Beschäftigte.⁵⁰

Neben der wirtschaftlichen Stärke ist auch heute noch die einzigartige Kulturlandschaft mit ausgedehnten Ackerflächen und dem Biotop der Glerns das Kennzeichen des Strohgäus. Hohe Wohnqualität im überschaubaren Umfeld mit einer großen Dichte an wirtschaftlicher, verkehrlicher und kommunaler Infrastruktur und ein großer Freizeitwert sind die Pfunde, mit denen die alte Kulturlandschaft heute punkten kann. Der Blick in die Geschichte zeigt das herausragende Potential dieser Landschaft, die sich erfolgreich von der Kornkammer Württembergs zu einer Industrieregion ersten Ranges entwickelt hat.

Anmerkungen

- 1 Rita Falkenburg: Die Region Ludwigsburg. Kultur erleben – Natur genießen, Clenze 2009.
- 2 Beispielhaft die Aufzählung in: Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, Bd. 1, Stuttgart 1882, S. 240: »Das ›Gäu‹ schlechweg (einfach pagus, pays im Sinne von Land, flaches Land, Ackerland, im Gegensatz zum Wald, hier dem Schwarzwald) oder das obere Gäu bei Herrenberg, das untere oder Stroh-Gäu bei Leonberg, Markgröningen und Ludwigsburg; das Uffenheimer und Würzburger-Gäu, die nördlichen Theile des Oberamtes Mergentheim; das Zobergäu um das Zaberflüßchen.«
- 3 Beschreibung des Oberamts Leonberg, hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1852, S. 2 [OAB Leonberg 1852].
- 4 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1859, S. 2 f. [OAB Ludwigsburg].
- 5 Oscar Paret (Hg.): Ludwigsburg und das Land um den Asperg. Ein Heimatbuch für den Bezirk Ludwigsburg, Ludwigsburg 1934, S. 43.
- 6 Beschreibung des Oberamts Leonberg, hrsg. vom Statistischen Landesamt. Zweite Bearbeitung, Stuttgart 1930 [OAB Leonberg 1930].
- 7 Rainer Heinz: Ditzinger Quellentranskripte, 1399–1807, mit weiteren Transkripten von Karl Otto Müller und Wolfgang Irtenkauf. CD, Ditzingen 2004.
- 8 OAB Leonberg 1852, Anlage; OAB Ludwigsburg, Anlage.
- 9 Topografische Karte 1 : 50 000, Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, digitale Ausgabe, 1997.
- 10 OAB Leonberg 1852, S. 12.
- 11 OAB Leonberg 1930, S.43.
- 12 Stadtarchiv Ditzingen: Weltliches Lagerbuch (Fleckenbuch, »Rotes Buch«) 1524, mit Ergänzungen von 1534–1698.

- 13 OAB Leonberg 1852, Tabellenanhang. 14 Ebd. S. 38.
- 15 Stadtarchiv Ditzingen: Grund-Steuer-Cataster der Inngesessenen Steuer Contribuenten, 1828-1900. – Es gibt leider wenige vergleichbare Auswertungen. Die Angaben für den Ort Berkheim am Neckar stammen aus Wolfgang von Hippel: Industrieller Wandel im ländlichen Raum. Untersuchungen im Gebiet des mittleren Neckar 1850–1914, in: Archiv für Sozialgeschichte 19 (1979) S. 43-122.
- 16 OAB Leonberg 1852, S.34. 17 Ebd. S. 40.
- 18 Ebd. S. 41. 19 Ebd. S. 43.
- 20 OAB Leonberg 1930, S. 1015.
- 21 Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, Stuttgart 1863, S. 430.
- 22 Stadtarchiv Ditzingen, Bestand Ditzingen: Rechnungen und Amtsbücher; Protokoll über die Änderungen im Gewerbesteuerkataster 1849 ff.; Gewerbesteuerkataster 1905 ff.
- 23 Regierungsblatt für das Königreich Württemberg, Jg. 1865, S. 206. – Das von der Regierung eingebrachte Eisenbahngesetz war in der 166. Sitzung der Kammer der Abgeordneten mit 76 gegen 2 Stimmen angenommen worden.
- 24 Georg von Morlok: Die Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen. Rückschau auf deren Erbauung während der Jahre 1835–1889, Stuttgart 1890 (ND 1986), S. 143 ff.; vgl. auch die laufende Berichterstattung im »Glemsboten, Amtsblatt für die Oberamtsbezirke Leonberg und Stuttgart«.
- 25 164. Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 23. Juni 1865.
- 26 Glems- und Filderbote, Nr. 16, 6. Februar 1869, S. 63.
- 27 Zur Strohgäubahn vgl. Hermann Bürnheim: Württembergische Eisenbahn-Gesellschaft. Die Geschichte einer bedeutenden Privatbahn, Stuttgart 1986, S. 299-321; 100 Jahre Strohgäubahn, Waiblingen 2006.
- 28 Heimatbuch Hemmingen, Horb am Neckar 1991, S. 134 f.
- 29 Stadtarchiv Ditzingen, Bestand Heimerdingen: Eisenbahnbau; 100 Jahre Strohgäubahn (wie Anm. 27) S. 17.
- 30 Stadtarchiv Ditzingen, Bestand Heimerdingen: Reg. Akten Nr. 3005.
- 31 Ebd.: Schreiben des Innenministeriums an die Gemeinde Heimerdingen, 15. Dezember 1910; Gemeinderatsprotokoll Heimerdingen, 25. März 1911, § 1.
- 32 Hemmingen von 1107 auf 1004 und Schwieberdingen von 1577 auf 1478; OAB Leonberg 1852, Beilage; OAB Ludwigsburg, Beilage; Württembergische Gemeinde- und Bezirksstatistik nach dem Stand von 1933, Stuttgart 1935, S. 86 und 90.
- 33 Hans Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, München 1995, S. 685 ff.
- 34 Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen: Schöckingen, 1983, S. 173.
- 35 Willi A. Boelke: Wirtschaftsgeschichte Württembergs von den Römern bis heute, Stuttgart 1987, S. 319.
- 36 OAB Leonberg 1930, S. 515 ff.
- 37 Statistisches Handbuch für das Königreich Württemberg, Jahrgang 1901, Stuttgart 1902, S. 146.
- 38 Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden, Bd. 1, Stuttgart 1904, S. 117.
- 39 Ebd. S. 116. 40 OAB Leonberg 1930, S. 541.
- 41 Das Königreich Württemberg (wie Anm. 38) S. 112.
- 42 Heinz Kiefer: Wirtschaftliche Entwicklung. Vom Bauerndorf bis zur Stadterhebung, in: Heimatbuch Ditzingen, 1966, S. 162-174, hier S. 166 f.
- 43 OAB Leonberg 1930, S 561 ff.
- 44 Württembergische Gemeinde- und Bezirksstatistik 1933 (wie Anm. 32) S. 86 ff.
- 45 Stadtarchiv Ditzingen, Bestand Ditzingen: Gemeinderatsprotokolle 1949, S. 115 f.
- 46 Die Firma Bosch in Stuttgart-Feuerbach forderte vehement den neuen Autobahnanschluss. Der Ditzinger Gemeinderat lehnte ihn ebenso vehement ab. Daraufhin wird der Anschluss gegen den Willen Ditzingens gebaut. Er ist bis heute »Stuttgart-Feuerbach« benannt.
- 47 Kiefer (wie Anm. 42) S. 169.
- 48 Heimatbuch Hemmingen (wie Anm. 28) S. 221.
- 49 Stadt Ditzingen: Bauleitplanung »Daimlerstraße« Nr. 34.3, 2010.
- 50 Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, Struktur- und Regionaldatenbank, Stuttgart 2010.

Der Hausheilige

Schiller-Traditionspflege und Schiller-Bestand im Deutschen Literaturarchiv Marbach*

von Helmuth Mojem

Marbach am Neckar wäre der Welt unbekannt geblieben – und das völlig zu Recht –, wäre dort nicht seinerzeit Friedrich Schiller geboren worden. So aber ist der Name der Stadt, ähnlich wie bei Stratford-upon-Avon und William Shakespeare, untrennbar mit dem des Dichters verbunden, und die Stadt hat es verstanden, daraus Kapital zu schlagen. Man gründete den Marbacher, später den Schwäbischen Schillerverein (heute: Deutsche Schillergesellschaft), man errichtete ein Schiller-Denkmal, erbaute das Schiller-Nationalmuseum, schließlich das Deutsche Literaturarchiv. Dadurch hat die Welt neben Schiller einen zweiten Begriff, den sie mit Marbach assoziieren kann: das Deutsche Literaturarchiv, das sich als Quelleninstitut und Forschungseinrichtung mittlerweile internationaler Berühmtheit erfreut.

Obwohl das Literaturarchiv sich längst von Schiller emanzipiert hat, für die Epochen der Jahrhundertwende oder des Expressionismus, für Exilliteratur oder DDR-Literatur, für Verlagsarchive oder Philosophennachlässe und für vieles andere einsteht, obwohl also dieses Institut vornehmlich den Phänomenen der Moderne zugewandt ist, bleibt Schiller nach wie vor sein Hauspatron. Und trotz des Literaturmuseums der Moderne, trotz zahlloser Sonderausstellungen zu wichtigen Autoren, Themen und Problemstellungen der deutschen Literatur ist die Schiller-Dauerausstellung im Schiller-Nationalmuseum das Marbacher Markenzeichen geblieben, ist die vierjährige Zeit zwischen 2005 und 2009, als keine Schiller-Ausstellung dort zu sehen war, vom Publikum als so etwas wie ein Interregnum, als schreckliche kaiserlose Zeit empfunden worden. Galt früher doch sogar die Regel, dass in Schwaben eine Heirat erst dann richtig gültig war, wenn das Paar gemeinsam das Marbacher Schiller-Museum besucht hatte. Nun und andererseits, die baubedingte Museums-Schließung der letzten Jahre hat die Zahl der Eheschließungen in der Ludwigsburger Region nicht merklich beeinflusst, so dass man annehmen kann, dass auch die öffentliche Wahrnehmung des Marbacher Instituts als Schiller-Stätte allmählich schwächer wird. Jedoch bieten Jubiläumsjahre wie das eben verflossene beste Gelegenheiten, die Verhältnisse wieder durcheinander zu wirbeln und Kafka und Döblin, Heidegger und Jünger, Celan und Sebald, und wie sie alle heißen mögen, durch den bewährten Publikumsliebbling Schiller auf die Plätze zu verweisen. Man darf also gespannt sein auf die weitere Entwicklung des Öffentlichkeitsinteresses.

Paradoxerweise bleibt die Frage, ob man die Marbacher Institute denn wie althergebracht hauptsächlich als Schiller-Nationalmuseum und als schwäbisches Pantheon wahrnimmt oder doch eher als der Moderne gewidmete Forschungseinrichtung,

* Leicht überarbeitete Fassung des am 11. März 2010 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

ziemlich losgelöst von der Tatsache, dass das Deutsche Literaturarchiv neben dem gegenständlichen und bildlichen Nachlass des Dichters und seiner Familie sowie Teilen seiner Bibliothek immerhin auch die größte Handschriftensammlung zu Schiller außerhalb des Weimarer Nachlasses beherbergt. Die Nachlassbestände der eben genannten Autoren des 20. Jahrhunderts sind in der Öffentlichkeit anscheinend präsenter als jene Schillers und vielleicht muss man sich als Archivar und Hüter von Schillers Nachlass erst einmal die Frage stellen lassen, weshalb dies eigentlich so ist. Und vielleicht ist gerade ein solches Jubeljahr, wie wir es gerade feierlich begangen haben, dazu angetan.

Gewöhnlich gedenkt man in Jubiläumsjahren der jeweiligen Geistesgröße eher frommen Herzens. Gelegentlich wird aber auch – mit provozierendem Unterton – das Problem aufgeworfen, was uns der zu Feiernde heute überhaupt noch zu sagen habe. In akademischen Kontexten oder auch in den Spalten des Feuilletons ist diese Frage nur rhetorisch gemeint und nicht weiter ernst zu nehmen; bei Leuten, die der Kultur und dem Kulturbetrieb etwas ferner stehen, gewinnt sie aber oft ihren eigentlichen Sinn und damit eine kompromisslose Schärfe zurück. Was soll uns also Schiller heute noch sagen und bedeuten?

Hier kann man sicherlich viel Allgemeines anführen. Stattdessen soll jedoch die Frage, wie angekündigt, ins Speziellere gewendet werden, ins Spezifische einer Perspektive, die zwar auch auf das Werk Schillers gerichtet ist, doch in ungleich konkreter Weise und obendrein auch noch die Person des Autors, seine biographischen Verhältnisse, sein Lebensumfeld umgreift: gemeint ist der Blickwinkel des Archivs. Also: Welchen gesellschaftlichen Nutzen hat es, den Nachlass eines Schriftstellers, die Manuskripte, Briefe, Lebenszeugnisse Schillers zu sammeln, mit großem Aufwand zu erhalten, zu ordnen und zu katalogisieren, ja für teures Geld durch einzelne neu auftauchende Stücke zu ergänzen?

Diese Form der Frage pflegt gegenüber der allgemeineren Fassung sowohl positivere als auch negativere Reaktionen hervorzurufen. Denn im Gegensatz zu dem nur schwierig qualifizierbaren geistigen Gehalt von Schillers Schriften geht es hier um begreifbares Papier, um eigenhändig geschriebene Manuskripte und Briefe, um historische Dokumente, also um etwas Dingliches, dem obendrein ein beträchtlicher materieller Wert zugesprochen wird, und das nicht etwa durch irgendwelche wirren Schöngeister, sondern durch kühl rechnende Geschäftsleute, durch den kapitalistischen Markt. Dass man dergleichen sammelt und sorgfältig aufbewahrt, vergleichbar etwa einem Aktienpaket, ist vielen einleuchtend. (In Klammern sei's gesagt, dass der Wert von Autographen sich auch nach Art der Aktienkurse verändern kann. Es gibt Autoren oder auch einzelne Schriftstücke, die Konjunktur haben, dramatische Einbrüche sind jedoch so gut wie ausgeschlossen, es handelt sich also, zumal in heutigen Zeiten, um eine verhältnismäßig sichere, allerdings auch konservative Geldanlage.)

Einsichtig ist bei dieser Angelegenheit aber auch die Kehrseite: dass es hier nämlich um Geld geht, und zwar um durchaus beträchtliche Summen. Denn die geistige Beschäftigung mit dem Werk Schillers hat den Vorteil, kaum etwas zu kosten, zumal wenn man sie mit dem finanziellen Bedarf anderer akademischer Disziplinen vergleicht. Bezeichnend ist hier die Anekdote von dem Germanistik-Professor, der von der Universität eine bessere Grundausstattung seines Instituts forderte und die gallige Antwort bekam, die Grundausstattung eines Philologen sei ein Bleistift und ein Hintern. Nun kann sich das Deutsche Literaturarchiv unzähliger Bleistifte und des

Sitzfleischs vieler Mitarbeiter rühmen; darüber hinaus verfügt man dort allerdings auch über umfangreiche Einrichtungen zur angemessenen Aufbewahrung der Dokumente, über aufwendige Instrumentarien zu ihrer Erschließung, kurz: es gibt eine gute Ausstattung, einen vergleichsweise anständigen Erwerbungssetat und obendrein funktionierende Beziehungen zu diversen Geldgebern. Wenn man dies bei Gelegenheit irgendeiner Führung durchs Archiv anklingen lässt, so steigt häufiger Misstrauen auf, manche Besucher fragen angelegentlich nach Einzelheiten der Finanzierung und unausgesprochen – in der Regel schützt einen eine gewisse Höflichkeit – steht die vorhin formulierte Frage im Raum: Wozu der ganze Aufwand? Hier tritt nun der nicht genug zu rühmende Fall ein, dass Politiker, Regierungsverantwortliche, Bürokraten einsichtiger sind als der sprichwörtliche Mann von der Straße und dem Deutschen Literaturarchiv nach Möglichkeit die benötigten Mittel großzügig zuerkennen; bisher zumindest war dies immer der Fall, obwohl die Zeiten bekanntlich, sehr wohl auch für Marbach, härter geworden sind.

Damit ist jedoch der Generalverdacht angedeutet, unter dem alles Tun und Treiben auf der Schillerhöhe steht, und wenn er sich auch zumeist nur verhöhlen oder unter dem Vorzeichen des Laientums äußert, so tritt ihm die Argumentation mancher Fachleute zur Seite, die aus ganz anderer Richtung eine zweite gedankliche Front gegen das Literaturarchivwesen aufbauen. Schiller besitzt, anders als viele andere im Deutschen Literaturarchiv vertretene Autoren, zumal solche der neueren Zeit, mit der von Marbach und Weimar gemeinsam herausgegebenen so genannten Nationalausgabe eine der umfangreichsten und gründlichsten historisch-kritischen Ausgaben der deutschen Literatur. In den etwa 50 großformatigen und dickleibigen Bänden sind nicht nur sämtliche Schriften Schillers in allen möglichen Varianten und Fassungen abgedruckt, dort finden sich auch die von ihm geschriebenen ebenso wie die an ihn gerichteten Briefe, ja selbst Lebenszeugnisse werden präsentiert – was soll also, so lautet der fachlich fundierte Einwand, die aufwendige Archivierung der Originaldokumente, wenn ohnehin all das in gedruckter Form vorliegt und damit jedermann viel leichter zugänglich ist?

Nun soll es aber genug sein mit der Rolle des *Advocatus Diaboli*, an ihre Stelle trete das unverhohlene Eigenlob: Wozu und zu welchem Ende gibt es das Literaturarchiv und seine Schiller-Hinterlassenschaften?

Nun, um mit einem Paradox anzufangen, damit Schillers Handschriften unter die Leute gebracht werden. Denn im Gegensatz zu der landläufigen Meinung vom verstaubten, mit altem Papier vollgestopften Geistesbunker, aus dem die meisten Interessierten ausgeschlossen sind, bemüht sich das Archiv durchaus darum, seine Besitztümer zu erschließen, zu ordnen, zu verzeichnen, darüber hinaus aber auch darum, sie zu publizieren und damit öffentlich zu machen. Jenseits der schon seit Jahrzehnten bestehenden Betreuung der vorhin erwähnten Schiller-Nationalausgabe sind im letzten Jahr sämtliche Schiller-Handschriften des Deutschen Literaturarchivs ans Licht der Welt gebracht – früher hätte man wahrscheinlich gesagt: aus gegebenem Anlass dem deutschen Volk zum Geschenk gemacht worden –, und zwar als frei zugängliche Digitalisate, die an die elektronischen Katalogaufnahmen dieser Schiller-Handschriften angehängt wurden. Somit kann jeder Mensch weltweit die Manuskripte Schillers aus Marbacher Besitz betrachten, lesen, studieren – vorausgesetzt, er vermag den elektronischen Katalog zu handhaben und vorausgesetzt, er kommt mit Schillers Handschrift zurecht bzw. legt einen passenden Druck daneben. Wer dazu in der Lage ist, dem öffnet sich ein literaturgeschichtliches Panorama, der

kann Schillers Briefstil nachempfinden, nicht nur vom Wortlaut her, sondern anhand der Realien auch von der Anmutung des Schriftbildes her, der kann sich bei Gelegenheit von Schillers Wechsel in den damals üblichen Zahlungsverkehr vertiefen, der kann schließlich an den heute überlieferten Schiller-Manuskriptschnipseln die Schicksale nachvollziehen, die diesen Manuskripten im Familienkreis widerfuhr.

Doch scheint eine solche Öffentlich-Machung der Schiller-Handschriften, abgesehen davon, dass sie die Neugier der Leser befriedigt oder ihnen beim Betrachten der Manuskripte ästhetisches Vergnügen bereitet, die Aufbewahrung der Originale im Archiv jedoch erst recht überflüssig zu machen, da nun ja jeder mittels moderner Technik die Handschriften selbst vor Augen hat, sie wissenschaftlich, ästhetisch, laienhaft-staunend untersuchen kann, das unikale Stück selbst somit schlichtweg obsolet wird.

Ohne hier weiter auf Walter Benjamin und seine Abhandlung von der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks eingehen zu wollen, soll nun doch der Begriff der Aura ins Spiel kommen. Es sind dies immerhin Blätter, die Schiller selbst vor Augen hatte, auf denen seine Hand ruhte – Berührungsreliquien aus der Sphäre der Poesie gewissermaßen, die die Signatur des Kunstwerks nicht nur auf sich, sondern auch in sich tragen, auf eine Weise, die der noch so genauen Reproduktion auf einem Bildschirm ganz und gar nicht innewohnt. Ja, es ergibt sich sogar die paradoxe Situation, dass ein Original um so kostbarer, ehrfurchtgebietender und im wahrsten Sinne des Wortes einzigartiger erscheint, je häufiger es reproduziert wird. Man denke an die Besucherströme bei Kunstausstellungen, in denen ebenjene Gemälde gezeigt werden, die massenhaft in Katalogen, Bildbänden oder neuerdings auch im Internet besichtigt werden können. Diese Originale zu bewahren, zu konservieren und gelegentlich zu präsentieren ist eine genuine und fortwährende Aufgabe des Archivs.

Denjenigen, denen dieses Argument zu verstiegen-poetisch, zu wenig handfest erscheint, sei wiederum entgegengehalten, dass allein die Digitalisierung der Marbacher Schiller-Handschriften (etwas weniger als 2000 Aufnahmen) beträchtliche Kosten und beträchtlichen Aufwand nötig machte und überhaupt nur möglich war, weil dieser Schiller-Bestand seit Jahrzehnten genauestens geordnet und katalogisiert ist. Denn bei dem Stichwort »Digitalisierung« denken die meisten nur an die heutzutage selbstverständlich verfügbaren technischen Möglichkeiten des Scannens, nicht aber daran, dass man in einer Bilderflut auch nur von 2000 Aufnahmen ohne genaue Ablage, Verzeichnung und Struktur völlig orientierungslos ist, was die ganze Digitalisierungs-Herrlichkeit sehr schnell nutzlos und zur bloßen Spielerei macht. Nun liegen im Deutschen Literaturarchiv Millionen und Abermillionen von Blättern, die zu digitalisieren und zwar in einer Weise, dass man damit systematisch arbeiten kann, ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte. Auch hier führt also an der Bewahrung, Konservierung und Erschließung der Originale kein Weg vorbei.

Und schließlich noch ein fachspezifisches Argument. Jeder Editionsphilologe würde bei der vorhin uneigentlich eingenommenen abschätzigen Sicht auf die Originalhandschriften schmerzlich zusammensucken, bleibt doch das Manuskript nach wie vor nicht nur sein tägliches Brot, sondern auch die Grundlage aller Literaturwissenschaft. Denn – das lehrt die Geschichte der Philologie – es gibt keine endgültig etablierten Texte. Die Methoden und Paradigmen der Editionswissenschaft ändern sich mit den Zeitläuften, Werkausgaben erscheinen alsbald überholt, und zwar keinesfalls bloß wegen ihres Kommentars, sondern auch wegen ihrer Form der Textdarbietung. Das beste Beispiel liefert die Schillersche Nationalausgabe, die 1941, also noch während

des Zweiten Weltkriegs im Schiller-Nationalmuseum begonnen wurde und demnächst abgeschlossen sein soll. Doch sind schon einzelne Bände vorgemerkt, die neu ediert werden sollen, da sie den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügen – sei es, dass neue Textzeugen aufgetaucht sind, dass uns mittlerweile unzulässig erscheinende Mischtexte dargeboten wurden und was es an editionsphilologischen Grundsatzfragen noch mehr gibt. Dergleichen findet sich selbstverständlich auch bei anderen Autoren; die Fehden auf dem Feld der Editionswissenschaften in Sachen Kleist, Hölderlin oder Celan, wo es jeweils konkurrierende Ausgaben gibt, sprechen für sich.

Bewahrung und Vervielfältigung der im Archiv liegenden Handschriften sind also keinesfalls eine Alternative, vielmehr ist beides im produktiven Zusammenspiel genuine Aufgabe der institutionell bestellten Nachlassverwalter. Oft wird schlicht übersehen, dass in einem Archiv von solcher Größe – und das Marbacher Literaturarchiv ist mit weitem Abstand das größte einschlägige Institut für die deutsche Literatur – zahllose nicht publizierte und im Grunde auch gar nicht publizierbare Dokumente liegen, die gleichwohl punktuell für die Forschung von Interesse sind. Denn durch die schiere Menge an Material ergeben sich unzählige Querverbindungen, Bezüge und Konnexe, die letztlich jenes Netz entstehen lassen, das heutzutage metaphorisch so gern bemüht wird, sagen wir also lieber: jenes Beziehungsgeflecht, in dem sich auch kleinste Fakten und Ereignisse der Literaturgeschichte verfangen.

Doch um wieder konkret zu werden: In Marbach wird seit über hundert Jahren kontinuierlich Schiller gesammelt, Handschriften, Bücher, Dokumente, Zeitungsausschnitte, Bilder, Gegenständliches usw., und dieses heterogene Ensemble steht der Forschung in toto für ihre Arbeit zur Verfügung. Zu den Handschriften wurde ja schon einiges gesagt; hier nur so viel, dass in Marbach eines der extrem raren Gedichtmanuskripte liegt, die Ballade »Der Graf von Habsburg«, zahlreiche Kleinhandschriften zu den Dramen, seien es Bruchstücke aus Vorarbeiten etwa zu »Wilhelm Tell«, seien es Fragmente aus unvollendet gebliebenen Manuskripten, etwa dem »Demetrius« oder den »Malthesern«, oder auch eine Gesamthandschrift des »Wallenstein« von Schreiberhand, in die Schiller zahlreiche Korrekturen eingetragen hat, so etwa die berühmte Sentenz vom Anfang der »Piccolomini«: »Spät kommt Ihr – Doch Ihr kommt! / Der weite Weg, Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.« An Prosamanuskripten sind vor allem Stücke aus der Karlsschulzeit vorhanden, etwa die Krankenberichte über seinen Mitschüler Grammont, doch etwa auch die Rede über die Tugend, zusammengebunden mit einer Reihe weiterer ähnlicher Arbeiten seiner Mitschüler, die übrigens größtenteils unpubliziert sind.

Der Schwerpunkt des Marbacher Schiller-Bestands sind jedoch die Briefe. Diese können im Weimarer Nachlass allenfalls als Konzept oder als Abschrift überdauert haben, da sie von Schiller ja abgeschickt wurden. In Marbach hat man in kontinuierlicher Sammelarbeit zahlreiche Korrespondenzen aus vielerlei Nachlässen versammelt, darunter fast den kompletten Briefwechsel mit Schillers wichtigstem Freund Körner, aber auch Briefe an seinen Verleger Cotta, an Dannecker, an Goethe, an Schelling, an die verschiedenen Familienmitglieder usw. Bei den Briefen an Schiller finden sich gleichfalls illustre Namen: Fichte, Forster, Herder, Hölderlin, Humboldt, Schelling, Voß, Wieland, um nur die wichtigsten zu nennen. Dazu kommen Dokumente zu Schiller, Lebenszeugnisse im weitesten Sinn, die Papiere seiner Familienmitglieder, meist Korrespondenzen, seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Geschwister etc.

Willard Gunt

Der Graf von Habsburg

Ballade

In Trauer in seiner Kaisertrauer,
Im altbeständlichen Saal,
Sah König Rudolfs feiliges Maass
Liedern beschließen Lösnungsmaass.
Die Königin sang der Pfalzgraf des Rhein,
So sprach der Bischof des zehelnden Rhein,
Und alle die Mäster, die Diener,
Ain der Name Eor im die Torun zu stellen
Nun sanden gassäßig den Herrscher der Welt,
Die Münd des Aentel zu uten.

Manuskript der Ballade »Der Graf von Habsburg« (erste Seite).

Eine besondere Erwähnung verdienen hier noch die Faksimiles und Fälschungen. Da Schiller im 19. Jahrhundert der populärste deutsche Dichter war, erprobte man die Verfahren drucktechnischer Schriftreproduktion mit Vorliebe an seinen Autographen. Es gibt etliche solcher Faksimiles von Schillerschen Briefen, vereinzelt auch von Gedichten, keines davon erreichte jedoch so massenhafte Verbreitung wie jenes des Briefs an Christophine Rheinwald mit der Anrede »Theuerste Schwester« vom 6. November 1782, das jedes Vierteljahr mindestens einmal als echte Schiller-Handschrift angeboten wird. Daneben gibt es auch Fälschungen von Schiller-Manuskripten. Hier tat sich ein Weimarer Architekt namens Gerstenbergk hervor, der dieses Metier gewinnbringend betrieb, bis er aufflog und bestraft wurde – immerhin hat er erreicht, dass seine Fälschungen heute noch gesammelt werden, zu sehr viel moderateren Preisen übrigens, als es bei richtigen Schiller-Handschriften je der Fall sein könnte. Gerstenbergk trieb die Frechheit sogar so weit, dass er nicht nur Schiller-Briefe abschrieb und sie für Originalhandschriften ausgab, er erfand sogar neue Briefe, und vielleicht wäre es ein lohnendes Unterfangen, einmal eine Gerstenbergk-Edition zu veranstalten, um zu sehen, was man Mitte des 19. Jahrhunderts glaubte, Schiller unterschieben zu können.

Von allen diesen Handschriften-Arten – selbst den Fälschungen – versucht man in Marbach neu auftauchende Stücke hinzuzuerwerben, also Schnipsel aus den Dramen-Manuskripten oder den Vorarbeiten dazu, die im Extremfall auch schon mal sehr kleinformatig daherkommen können, oder Briefe, diese allerdings meist nur dann, wenn sie in der Nationalausgabe nicht nach der Originalhandschrift gedruckt werden konnten. Auch hier reicht die Spannweite von richtigen Schriftstücken bis hin zu bloßen Briefumschlägen. Sämtliche Stücke sollen in den geplanten Ergänzungsband der Nationalausgabe eingehen; meist werden sie schon davor in dem gleichfalls von Marbach aus herausgegebenen Schiller-Jahrbuch veröffentlicht.

Außer den Schiller-Handschriften verwahrt das Institut jedoch noch zahlreiche weitere Schiller-Dokumente, zum Beispiel Bücher aus seiner Bibliothek, die Rückschlüsse auf seine Lektüre zulassen, vielleicht sogar mit Annotationen und Randbemerkungen versehen sind wie das berühmte Exemplar von Kants »Kritik der Urteilskraft«. Oder aber unikale Drucke wie ein Exemplar der »Räuber« mit der verworfenen Vorrede und dem originalen Bogen B, die Schiller während des Drucks beide noch ausgetauscht hat. Oder Widmungsexemplare wie die neulich erworbene Erstausgabe der »Maria Stuart« mit Widmung an den Stuttgarter Kupferstecher Johann Gotthard Müller; die Dedikation erfolgte im Gegenzug für die Übersendung eines Müllerschen Stichs, der Schillers Weimarer Wohnzimmer zierte. Die Erwerbung dieses Buches war besonders erfreulich, da man seine Existenz rekonstruieren konnte, von der Widmung wusste, ohne sie freilich zu kennen, bis das Exemplar plötzlich nach zweihundertjährigem Verschollensein in einem Wiener Antiquariat auftauchte.

Schließlich besitzt Marbach noch den gegenständlichen Nachlass Schillers, also Kleidungsstücke, Dinge des täglichen Gebrauchs, Bilder, Erinnerungsstücke. Im Gegensatz zu den Handschriften, wo über ein Jahrhundert hinweg gesammelt wurde, handelt es sich hierbei tatsächlich um den Nachlass, der aus der Familie heraus ins Archiv gegeben wurde, allerdings in mehreren Abschnitten und jeweils aus verschiedenen Zweigen der Schillerschen Nachkommenschaft. Bereits im Jahr 1890 kam eine ganze Reihe von Familienporträts nach Marbach. Es sind dies Bildnisse von Schillers Eltern, von ihm selbst, von seinen Geschwistern und von seinen Kindern, einige davon gemalt von Ludovike Simanowitz, die dann den Grundstein für die heutige

In wenigen Augenblicken, die ich voriges Freitag
zu Pöthlgarth in Herrn Gesellschaft zu
traf, habe mir keine Gelegenheit verschafft
Ihren das Vorlangen zu befragen, was ich
sabr, mit Ihnen in Verbindungen zu setzen,
und Loftrag von Ihnen da die Thalia zu
erhalten. Die Thalia wird zwar mit
Ihrem sehr anstehen, ich würde aber künftighin
nicht willkürlich über zu nächsten Wagnissen
mein Wissen Almal auf zuverlassen an verlassen
ich die mein Aufsicht zu verlassen. So wird
Ihren nicht unangenehm sein, zu wissen, daß
Sie in der Gesellschaft sehr aufmerksamen die ganze
Tagesstunden nicht gütlich, sondern, Mathiesen und
wasfern andern von selbständigen Verdienste Darin
aufstehen werden. Ihnen sind mein Freund
Peterßen mein besten Gungspänger. Jena
den 8. Sept. 1794.

Schiller.

05 76.3

Brief Schillers an Christian Ludwig Neuffer oder Carl Philipp Conz;
Jena, 8. September 1794.

Simanowitz-Sammlung der Kunstabteilung bildeten. Diese Porträts stammen aus dem Besitz von Schillers ältestem Sohn Carl, der ganz im traditionellen Sinn des Familienoberhauptes die Ahnengalerie zu bewahren hatte. Im Zuge einer Erbschaftsstreitigkeit, die längere Zeit nach seinem Tode ausbrach, profitierte Marbach von der Uneinigkeit der verschiedenen Erben und konnte die Bilder für das damals noch gar nicht existierende Museum sichern.

Einige Jahre später gelang es, von den Nachkommen von Schillers Schwester Luise zahlreiche Erinnerungsstücke und Gebrauchsgegenstände zu erwerben. Dabei handelt es sich sowohl um Haushaltsware wie auch um Kleidungsstücke, um Andenken, Kuriositäten, Reliquien, so wie sie der Schiller-Kult des 19. Jahrhunderts erforderte und auch produzierte.

In den 1930er Jahren kam schließlich der Hauptteil des gegenständlichen Schiller-Nachlasses ins Haus. Dieser wurde bis dahin auf Schloss Greifenstein im Fränkischen bewahrt, dem Sitz von Schillers jüngster Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm. Sie und ihre Nachkommen hatten sich als Familienarchivare verstanden und Schillers



Schillers »letzte Feder« und Federmesser.

Hinterlassenschaft bewahrt, gehütet und auch durch Schenkungen und Zukäufe ergänzt. Der handschriftliche Nachlass des Dichters war schon vor 1900 nach Weimar gegangen, der gegenständliche Rest sollte in Schloss Greifenstein museal präsentiert werden. Nun wurde aber im Zuge der militärischen Aufrüstung des Dritten Reichs die Erweiterung eines Truppenübungsplatzes beschlossen und dieser Erweiterung fiel das geplante Schiller-Museum zum Opfer. Die Familie Gleichen-Rußwurm zog nach Baden-Baden um, wo kein Platz zur Lagerung und Präsentation des Schiller-Nachlasses war, so dass der Ausweg Marbach sich quasi von selbst anbot. Seither sieht man im Schiller-Nationalmuseum oder im Deutschen Literaturarchiv Schillers Schreibtisch, die Feder, mit der er unmittelbar vor seinem Lebensende geschrieben hat, Kleidungsstücke, Erinnerungsstücke und Haarlocken sonder Zahl. Dass die wenigsten davon – Echtheitsbestätigungen hin oder her – von Schiller stammen, tut nichts zur Sache; das ist bei den Körperreliquien der katholischen Kirche vermutlich auch nicht viel anders. In der Sammlung solcher »Dichterreliquien« von Schiller und anderen spiegelt sich die Andenkenkultur des 19. Jahrhunderts, und diese ist es in erster Linie, die in Marbach museal repräsentiert wird, weniger die Locken und Socken, die Federn und Schnupftabakdosen und was es dergleichen noch mehr gibt.

Selbstverständlich verraten diese Erinnerungsstücke aber auch viel über das biographische Umfeld Schillers, seine Lebens- und Zeitumstände, und ebenso – sofern es sich um Rezeptionszeugnisse handelt – etwas über seine phänomenale Wirkungsgeschichte.

Oder um ein seriöseres Beispiel für die archivgestützte Schiller-Forschung zu nennen. Für diese Wirkungsgeschichte Schillers im 19. Jahrhundert ist der so genannte Bilddiskurs von großer Wichtigkeit, also die Debatte um das Bild, das man sich im wahrsten Sinne des Wortes damals von Schiller machte. Zwei Darstellungen sind dabei von besonderer Bedeutung: die Büste Danneckers, die Schiller als Freiheitsheros in antikem Dekor zeigt, und das Stuttgarter Denkmal Thorvaldsens, das den Dichter »dantesk«, also nachdenklich und mit gesenktem Haupt auffasst. Um diese Denkmäler entbrannte eine Kontroverse. Man warf der Thorvaldsenschen Darstellung vor, das Schiller-Bild der Restaurationszeit zu verkörpern. Insbesondere geschah dies in einem anonymen Gedicht, das aber, eben weil der Verfasser unbekannt war, in der Schiller-Literatur nicht besonders ernst genommen wurde. Durch einen Fund in einem der entlegeneren Nachlässe kann man jetzt zweifelsfrei belegen, dass dieses Gedicht von Friedrich Theodor Vischer stammt, dem berühmten Linkshegelianer, der für das gesamte 19. Jahrhundert die Autorität schlechthin in Fragen der philosophischen Ästhetik war. Damit erhält auch die damalige polemische Argumentation gegen Thorvaldsen eine größere Tragweite und Dignität.

Dies alles ist wissenschaftlich von Interesse, stößt durchaus auf Gegenliebe des Marbacher Publikums, wenn dieses sich auch, wie gesagt, in der Regel mehr mit Heidegger und Celan als mit Schiller beschäftigt, nur leider nimmt die breitere Öffentlichkeit, die Allgemeinheit davon kaum Notiz – es müsste denn gerade eine besonders spektakuläre Neuerwerbung sein –, denn die Germanistik, die Literaturwissenschaft und damit auch die Literaturgeschichte, denen das Literaturarchiv ja im eigentlichen Sinn dient, besitzen leider kaum noch gesellschaftliche Relevanz. Die im 19. Jahrhundert ihnen noch fraglos zugesprochene Rolle einer Leitwissenschaft haben sie längst an diese oder jene Naturwissenschaft verloren. Wenn man also zu jenem eingangs angesprochenen gesellschaftlichen Nutzen zurückkehrt, der der Archivierung des Schiller-Nachlasses zugesprochen werden soll oder auch nicht, so



*Nachbildung (Metallstatuette) des
Stuttgarter Schillerdenkmals, um 1905.*

scheint es damit eben doch nicht allzu weit her zu sein, denn die Archivbesucher setzen sich im Wesentlichen aus Spezialisten zusammen, aus graduierten Germanisten, aus Doktoranden, die ihren Forschungsprojekten mit Haut und Haaren verfallen sind, aus Professoren, die verbissen ihre Spezialprobleme verfolgen, kurz: aus Leuten, die Außenstehende vielleicht schnöde als Fachidioten bezeichnen würden.

Nun könnte man sich umgekehrt der Arroganz des Elfenbeinturms befleißigen und die kulturlose Masse beschimpfen, die nicht im mindesten bereit ist, sich geistig auf Sachverhalte einzulassen, die ihren von der Verblödungsmaschinerie des Fernsehens aufgeweichten Hirnen die geringste Anstrengung abverlangen würde. Man könnte eher elegisch konstatieren, dass die Epoche des Bildungsbürgertums endgültig vorbei ist und damit auch die Daseinsberechtigung solcher Einrichtungen wie der Marbacher Institute, die ja letztlich von dieser Schicht getragen wird, sehr in Frage stehe.

Dies alles könnte man tun, es wird auch getan, ja man ertappt sich zuzeiten selbst dabei, mal die eine, mal die andere Position einzunehmen und in Kulturpessimismus, Elitedenken oder Publikumsverachtung zu verfallen. Dabei könnte einen der schlichte Blick aufs »normale« Publikum eines Besseren belehren. Auf jenes Publikum, das sich in Massen drängt, wenn das Literaturarchiv etwa einen »Tag der offenen Tür« veranstaltet. Sicherlich spielt hier die sensationslüsterne Neugier mit, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, das anzuschauen, wozu man sonst keinen Zugang erhält. Man spürt bei den Besuchern jedoch auch die starke Faszination, die von den Originalen ausgeht und der sie bei durchaus ungleichem Vorwissen und Kenntnisstand erliegen. Und hier wirkt Schiller sowohl als Person wie auch durch sein fremdartigeres Zeitalter allemal stärker als die doch in vertrauterem Umfeld angesiedelten Autoren des 20. Jahrhunderts.

Wenn diese Besucher Stücke aus dem Nachlass Schillers betrachten – Handschriften, die, obzwar längst ediert, in der unmittelbaren Ansicht einen eigenen Reiz entfalten, Bücher, an sich durchaus bekannt, die Schiller besessen und in der Hand gehalten hat, Kleidungsstücke und Haarlocken, Büsten und Gemälde, Schreibfedern und historische Dokumente –, so erschließt sich ihnen ein ganz eigener Zugang zu Autor und Werk. Es handelt sich dabei nicht um Literatur selbst, die ja ihre eigenen Anziehungskräfte besitzt, aber von allen Formen der sekundären Beschäftigung mit Literatur ist der Weg über die originalen Werk- und Lebenszeugnisse des Autors der authentischste, ja manchmal vermag diese Art der Anschauung, von der schieren Materialität zehrend, sich sogar zum Gegengewicht der künstlerisch-abstrakten Form von Literatur aufzuschwingen. Hier tritt der eingangs geforderte gesellschaftliche Nutzen, der mit der Aufbewahrung von Schillers Nachlass einhergehen soll, augenscheinlich zutage.

Das Archiv bietet gewissermaßen die Hintertür zu diesem geistigen Kosmos, und dies ist – wie man aus der Kriminalliteratur weiß – wahrlich nicht der uninteressantere Zugang zum Haus. Wer also nicht von vornherein Verzicht tun will auf die Bekanntheit mit einem großen Geist, mit einer interessanten Persönlichkeit, mit einer faszinierenden Epoche, der ist gut beraten, auch einmal diesen Weg zu wählen. Er fügt der bloßen Lektüre – die nach wie vor bei jeder Berührung mit Literatur und Literaturgeschichte das A und O der Sache darstellt, die aber auch ein rein geistig-abstrakter Vorgang ist – eine sinnlich erlebbare Komponente hinzu. Die aber gibt es nur im Archiv. Dazu abschließend noch ein Beispiel.

Den du hier siehst, das ist der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abschied nahm,
Der sich vermaß in süßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden – O der Einfall
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbey
Sind diese Träume. –

Der Karl, der nicht mehr in den revolutionär-utopischen Vorstellungen der Studienzeit schwelgt, ist der literarische Königsohn Don Karlos, und der Autor, der dessen nunmehrige Resignation in erhaben-schwungvolle Verse gegossen hat, Friedrich Schiller. Der späte Schiller wohlgemerkt, der Klassiker aus den Jahren nach 1800, denn dies ist die letzte Fassung der Passage aus dem Jugenddrama. Vormalis las es sich anders, weniger vom Inhalt als von der Formulierung her:

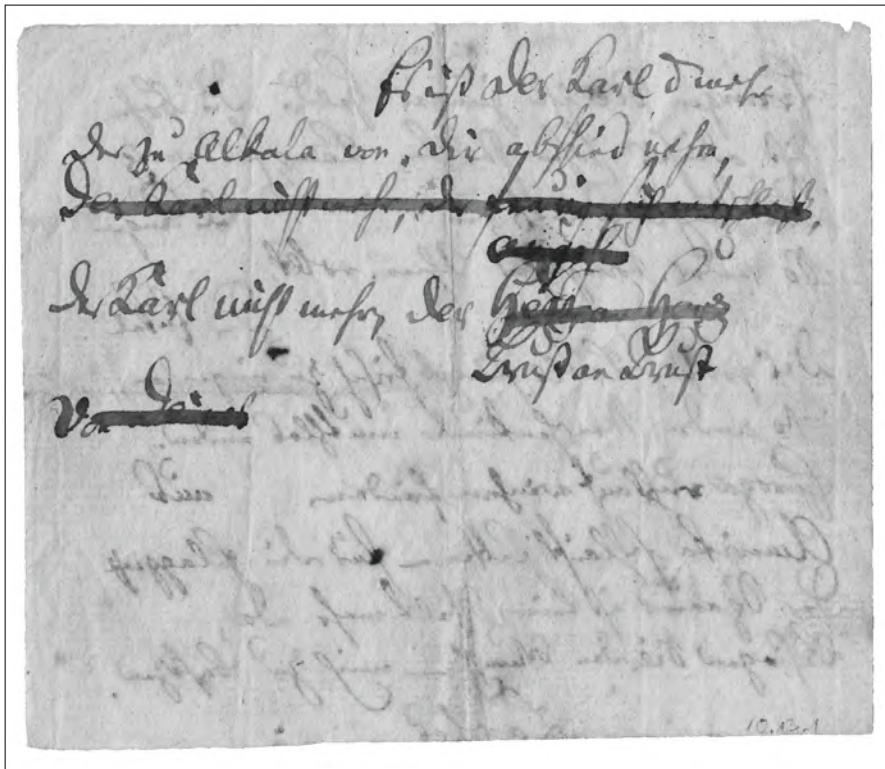
Den du hier siehst, das ist der Karl nicht mehr,
der in Alkala von dir Abschied nahm,
der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
das Paradies dem Schöpfer abzusehn,
und dermaleins als unumschränkter Fürst
in Spanien zu pflanzen.

So lautet die ungeschliffenere Version der Stelle in der Erstausgabe des »Don Karlos« von 1787 und auch im zwei Jahre zuvor erfolgten Zeitschriftenvorabdruck in Schillers Journal »Thalia«. Zu dieser gut dokumentierten Variante gesellt sich nun eine weitere. Dem Deutschen Literaturarchiv ist kürzlich die Erwerbung eines unbekanntenen Schiller-Autographs gelungen, das die eigentliche Entstehung dieser Verse spiegelt, also eine Fassung enthält, die noch vor dem Erstdruck liegt. Dort heißt es:

Es ist der Karl nicht mehr
Der zu Alkala von Dir Abschied nahm,
~~Der Karl nicht mehr, der feurig sich entschloß,~~
 ~~angeh-~~
Der Karl nicht mehr, der ~~Herz an Herz~~
 Brust an Brust
Von Deines

Die Eingangsverse standen bei der Federansetzung wohl schon fest oder waren eben zu der (beinahe) endgültigen Form geronnen. Die dritte Zeile jedoch genügte dem Dichter nicht. Zunächst verwarf Schiller offenbar ihren Ausgang »feurig sich entschloß«, erwoh dann eine etwas unklare Alternative, die er aber noch während der Niederschrift durchstrich. Schließlich tilgte er, wohl der Übersichtlichkeit halber, den gesamten Vers, wiederholte seinen ersten Teil aber in einer neuen Zeile und ergänzte ihn mit der dann erneut gestrichenen Formulierung »Herz an Herz«, die danach zu »Brust an Brust« wurde. Der nachfolgende Vers brach augenscheinlich schon im Ansatz ab.

Eigentlich also ein Dokument des Scheiterns: Die Figurenrede bleibt unvollendet, bruchstückhaft; zwar ergibt sich ein vollständiger dritter Vers, doch führt von ihm



Entwurfshandschrift zu »Don Karlos«.

kein Weg weiter, auch ist er nicht bis in die gedruckte Fassung gelangt. Schiller hat wohl einen neuen Anlauf auf einem anderen (leider nicht erhaltenen) Blatt genommen, wo dann das den früheren Karl kennzeichnende utopische Streben nach Paradies und goldnem Zeitalter hinzukam. Im Ansatz ist es freilich auch hier schon zu erahnen, in der Formulierung »feurig sich entschloß«, die später zu »sich beherzt getraute« wurde, bis schließlich elegische Klassizität Platz griff: »Der sich vermaß in süßer Trunkenheit«. In dem Adverb »beherzt« der ersten Druckfassung hallt ein Echo des in der Handschrift gestrichenen »Herz an Herz«. Darüber hinaus stellt der sich hier mühsam bildende Vers eine Keimzelle der im Drucktext unmittelbar folgenden Eruption von Karlos dar: »Laß mich weinen, / an deinem Herzen heiße Thränen weinen, / du einz'ger Freund.« Die Journalfassung enthält dazu noch die verdeutlichende Szenenanweisung: »An Rodrigo's Busen sich lehrend«. Gemeint ist damit der Marquis Posa, der Studienfreund Karlos', dessen berühmte Forderung nach Gedankenfreiheit, die zur Signatur einer Epoche wurde, hier im Hintergrund steht. Denn Karlos gedenkt unmittelbar vor der handschriftlich erhaltenen Passage melancholisch jenes früheren, nun abgespaltenen Ichs, dem ebenjene Ideen vormals selbst zu eigen waren: »Auch mir hat einst von einem Karl geträumt, / dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man / von Freiheit sprach.«

Das ist dann doch mehr als nur ein Dokument des Scheiterns. Von der Niederschrift, der Korrektur und der Neufassungen einzelner Verse, von der Entwicklung eines Gedankengangs im Kontext der Szenendisposition, ja von der Arbeit mit dem Wortmaterial her, das in neuen Formen und Kombinationen in benachbarte Verse diffundiert, erweist sich das Bruchstück als echte Entwurfshandschrift, als rare Gelegenheit, dem Autor beim Dichten über die Schulter zu schauen, einen Einblick in den schöpferischen Prozess zu tun, sowohl was inspirative, imaginative, wie auch, was handwerkliche Aspekte betrifft.

Solche Handschriften-Bruchstücke sind bei Schiller nicht ungewöhnlich. Seine Schwägerin und Nachlassverwalterin Caroline von Wolzogen trieb damit geradezu ein Devotionalienwesen, indem sie erhaltene Manuskripte zerschnitt und die Schnipsel an Verehrer oder Andenkenjäger weitergab. Doch betrifft dies in aller Regel Vorarbeiten zu »Demetrius« oder zu den »Malthesern«, gelegentlich auch zu »Wilhelm Tell«. Für die frühen Stücke Schillers sind solche Handschriftenfragmente sehr selten. Dieses stammt aus der Zeit vor 1785, als der Autor in etwa auf jener Altersstufe stand, der er später seinen maßlosen Vers widmen sollte: »Drey und zwanzig Jahre, / Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!« Wie das Autograph des unsterblichen Dichteringlings seither überliefert wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, da keinerlei Echtheitsbescheinigung der Nachkommen daran geheftet war, was oft erlaubt, die Provenienz zu rekonstruieren. Indessen weiß man, dass das Stück sich über mehrere Generationen hinweg in Privatbesitz befunden hat; der früheste bekannte Besitzer war der Französischlehrer Dr. Philipp Schifflin aus Barmen, der sich um 1840 im Umkreis von Friedrich Engels und Ferdinand Freiligrath bewegte. Dafür, dass das Manuskript dann doch von der Familie Schillers verschenkt worden sein könnte, spricht der Umstand, dass das Blatt am unteren Rand abgeschnitten worden ist, wie man an seiner Rückseite erkennen kann, wo sich gleichfalls Text aus »Don Karlos« befindet, der unmittelbar nach der Personenangabe »Karlos« abbricht:

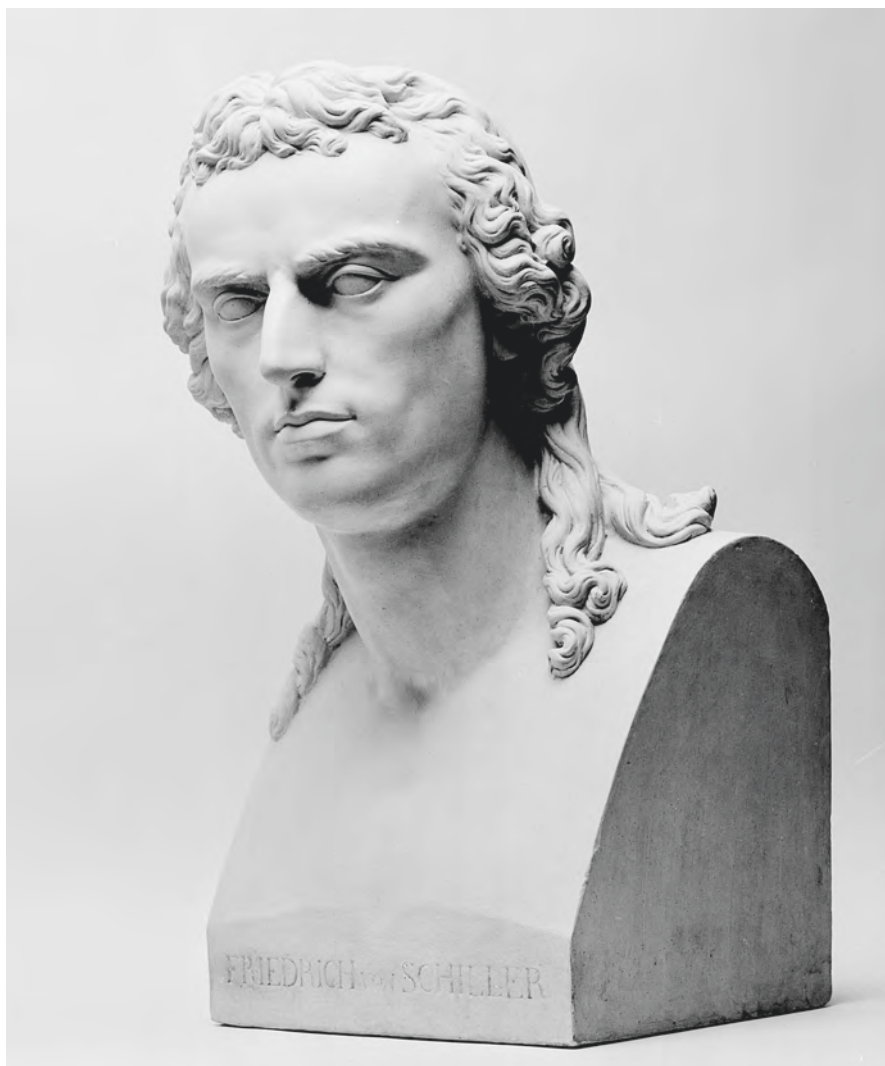
Erringen Sie ihn junger Held. Die Bahn
Ist dieses hohen starken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, in die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.

Der Enkel

Des großen Karls fängt frisch zu ringen an,
Wo andre Menschenkinder muthlos enden.
Europa ruht auf weichem Frieden aus,
Amerika schleift Ketten – für die Flagge
Der Spanier ist keine Welt mehr da,
Besiegen Sie den Wunsch – mich zu besitzen.

Ist Karlos umseitig schon von sich aus der Resignation verfallen, so wird sie hier von ihm eingefordert: die erotisch begehrte Stiefmutter und Königin fordert den Verzicht auf sein verbotenes Verlangen. Diese Textversion entspricht, von einigen Abweichungen abgesehen, der Thalia-Fassung von 1785; schon zwei Jahre darauf wurde die Stelle deutlich gestrafft. Auffällig ist die im dritten Vers gelassene Lücke. Schiller dachte, wie das vorangehende »in« verrät, wohl ursprünglich an das Wort »Adern«, etwa an eine Formulierung wie »in dessen Adern«, was allerdings rhythmische und metrische Probleme bereitet hätte. Für den Druck von 1785 schloss er die Lücke dann

mit einem bemerkenswerten Ausdruck, der in allen Fassungen Bestand haben sollte: »durch dessen Herz«. Somit stehen die beiden völlig unzusammenhängenden Stellen aus dem 2. und dem 5. Auftritt des ersten Aktes von »Don Karlos« in der Tat Herz an Herz auf den beiden Seiten des unscheinbaren Blättchens. Und von Herz zu Herz fühlt sich auch der schillerliebende Archivar angesprochen, wenn eine solche Handschrift, ein solches Rarissimum plötzlich verlockend zum Vorschein kommt. Sieht er indessen genauer auf das Objekt seiner Begierde, was muss er lesen: »Besiegen Sie den Wunsch – mich zu besitzen.« Die Antwort auf ein solches Ansinnen kann nur lauten: Niemals!



Schiller-Büste von Johann Heinrich Dannecker

100 Jahre David-Friedrich-Strauß-Denkmal

von Günther Bergan

Gleichzeitig mit dem Erstarren des Nationalbewusstseins in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts stieg auch die Wertschätzung bedeutender Persönlichkeiten aus Geschichte, Politik, Kunst und den Geisteswissenschaften. Ihr Andenken zu bewahren wurde deshalb Anliegen und Auftrag. Der Stolz auf ihre Leistungen für das Vaterland oder die eigene Stadt mündete in verschiedensten Formen der Wertschätzung. Für jede Stadt war es Ehre und Verpflichtung zugleich, an ihre großen Söhne mit Denkmälern zu erinnern, deren Geburtshäuser mit Gedenktafeln zu schmücken und die Geburts- und Sterbetage der so Geehrten mit öffentlichen Feiern angemessen zu begehen.

Ludwigsburg bildete da keine Ausnahme. 1882 wurde die Einweihung des Schiller-Denkmales pompös zelebriert. Aus Anlass des 10. Todestages von David Friedrich Strauß stiftete ein Kreis von Verehrern des großen Ludwigsburger Theologen und Philosophen eine aufwendig gestaltete Gedenktafel, die im Januar 1884 an seinem Geburtshaus in der Marstallstraße angebracht wurde. Friedrich Theodor Vischer schloss seine bei der feierlichen Enthüllung der Tafel gehaltene Festrede mit den Worten: »Diesem Toten gebührt mehr als eine Gedenktafel, eine künftige Generation wird es, hoffen wir, ihm weihen: ein Monument.«

Vischers Worte hatten die Wirkung einer Initialzündung, die nächste Generation setzte den Wunsch in die Tat um. Anlass war wieder ein »rundes Datum«, der 100. Geburtstag von Strauß im Jahr 1908. In pathetisch würdevollen Feierstunden und zahlreichen Zeitungsartikeln wurde das Leben und Werk von David Friedrich Strauß gewürdigt. Einer dieser Artikel erschien am 25. Januar 1908 in der »Frankfurter Zeitung«. Der Verfasser, der Heidelberger Literaturwissenschaftler und Privatgelehrte Dr. Ernst Traumann, zitierte darin unter anderem auch die oben erwähnte Passage aus der Vischer-Rede.

Die Reaktion auf diesen Artikel war überraschend. Ein hanseatischer Kaufmann und glühender Verehrer von Strauß griff den Gedanken eines Denkmals begeistert auf. Er wandte sich, anonym bleibend, direkt an Traumann und erklärte sich bereit, einen Beitrag von 5 000 Mark für die Errichtung eines Strauß-Denkmales zur Verfügung zu stellen, wenn Traumann die Organisation des Vorhabens vor Ort übernehme und für die Sammlung zusätzlicher Spenden Sorge. Gleichzeitig schlug er die Bildung eines Ausschusses vor, der das Projekt vorantreiben und als erstes einen Solidaritätsaufruf veröffentlichen sollte. Ferner war er »erbötig«, eine Ausfallgarantie in Höhe von 25 000 Mark zu übernehmen, falls die eingegangenen Spendenbeträge zur Finanzierung des Projektes nicht ausreichen sollten.

Dieses Angebot und die damit verbundene Möglichkeit, endlich ohne größere finanzielle Schwierigkeiten ein Strauß-Denkmal errichten zu können, ließ sich Traumann nicht entgehen. Er wurde zur treibenden und begeisternden Kraft des Unternehmens. In einem zweiten Artikel in der »Frankfurter Zeitung« vom 11. Februar 1908

sowie einen Tag später in einem persönlichen Brief an den Ludwigsburger Oberbürgermeister Dr. Gustav Hartenstein appellierte Traumann unter anderem an die Ehrenpflicht der Stadt Ludwigsburg und ihres Bürgermeisters, dieses Standbild zu errichten und »damit der Welt zu bezeugen, dass er [Strauß] nicht bloß durch den Zufall der Geburt, sondern in Wahrheit und im Geiste der ihrige geworden ist«.

Die Lunte war gelegt! Nachdem die finanzielle Seite dank der Großzügigkeit des hanseatischen Kaufmanns schon im Voraus geregelt war, erklärte sich Oberbürgermeister Hartenstein im Namen der Stadt sofort zur Mitarbeit bereit. Oberpräzeptor Christian Belschner, der Vorsitzende des Historischen Vereins, wurde als Berater Hartensteins hinzugezogen. Man traf sich mit Traumann in Ludwigsburg, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Die »Ludwigsburger Zeitung« berichtete in mehreren Artikeln – mit positiver Leserresonanz – über das geplante Vorhaben.

In Stuttgart bildete sich zunächst ein provisorisches Komitee, an dessen Spitze Ernst Traumann und Hofrat Walther Keller, Stuttgarter Verlagsbuchhändler und Chef des Franckh-Kosmos Verlags, standen und dem auch Oberbürgermeister Hartenstein angehörte. In diesem Komitee war man sich von Anfang an darüber im Klaren, dass nur eine Büste als angemessenes Denkmal in Frage komme und dass die Stadt Vorschläge für einen geeigneten Standort des Denkmals zu unterbreiten habe. Um eine breite Öffentlichkeit auf die gemeinsame Sache aufmerksam zu machen, verfassten die Mitglieder des provisorischen Komitees einen Aufruf zur finanziellen und ideellen Unterstützung der Denkmalserrichtung.

Anfang April 1908 wurde der Aufruf mit der Bitte um Unterzeichnung und Beitritt in das Komitee an Persönlichkeiten verschickt, die bereits bei der Jahrhundertfeier in Ludwigsburg in »so liebenswürdiger Weise« ihr Interesse für David Friedrich Strauß bekundet hatten. Die Reaktionen waren überwiegend positiv. So unterzeichnete beispielsweise der Stuttgarter Architekt Theodor Fischer den Aufruf mit der Bemerkung: »Gerne bereit, wenn etwas künstlerisch Gutes gemacht wird.«

Einen Monat später ließ das Komitee den Aufruf zusätzlich in allen größeren Tageszeitungen veröffentlichen, verbunden mit der Hoffnung, dass jeder gerne sein Scherflein dazu beitragen werde, dem Andenken von Strauß ein dauerndes Zeichen der Pietät widmen zu können. Ganz zufrieden scheinen die Verantwortlichen mit der Spendenfreudigkeit ihrer Landsleute nicht gewesen zu sein, denn eine zweite Veröffentlichung des Aufrufs wurde erwogen, wobei Hofrat Keller aus Stuttgart allerdings zu bedenken gab, dass »die reichen Stuttgarter Industriellen und Fabrikanten auch dann wohl nichts geben werden, denn diese Leute haben für Ludwigsburg schon von vornherein nichts übrig, namentlich nicht, wenn nicht ein Orden oder so etwas droht«.

Dass David Friedrich Strauß auch hundert Jahre nach seinem Tod nicht nur Freunde hatte, zeigte sich an mehreren Reaktionen auf den Spendenaufruf. So wurde in mehreren Zentrumsblättern ein Artikel gegen den Kosmos-Verlag des Hofrats Keller abgedruckt und in Ulm sah sich der Industrielle Carl Schwenk wegen seines Beitritts in das Komitee Anfechtungen seitens der örtlichen protestantischen Kirche ausgesetzt.

Anfang Oktober 1908 tagte das Komitee zum ersten Mal in seiner endgültigen Zusammensetzung und konnte dabei eine überaus erfreuliche Bilanz des Spendenaufkommens ziehen. Es wurde deshalb ein Unterausschuss gebildet, der geeignete württembergische Künstler auswählen sollte, die bis zum 1. März 1909 ihre Entwürfe einer Strauß-Büste, womöglich aber auch eines Strauß-Denkmal mit einer Strauß-



*Ludwig Habich (1872-1949),
Bildhauer und Professor
an der Kunstakademie Stuttgart.*

nommen. Der Vorschlag, das Denkmal im östlichen Schlossgarten aufzustellen, stammte vom Künstler selbst. Bonatz hat dann den strahlend hellen Tempel vor dem dunklen Hintergrund der Parkbäume am steil abfallenden Talrand des Ostgartens zur besseren Veranschaulichung der Situation in einer Skizze festgehalten.

Ende Oktober 1909 stellte Oberbürgermeister Hartenstein den Antrag an die Königliche Domänenverwaltung, der Stadt das für das Denkmal ausgewählte Gelände im Ostgarten zu überlassen. Im Januar 1910 stimmte König Wilhelm II. der Überlassung des gewünschten Platzes zu, allerdings unter der Bedingung, dass sich die Stadt damit einverstanden erklärt, künftig die Unterhaltskosten des Denkmals zu übernehmen. Dem Gemeinderat war die Ehre, ein Strauß-Denkmal zu besitzen, die Zustimmung zu dieser Regelung wert. Der Vertrag zwischen dem Komitee und Ludwig Habich bzw. Paul

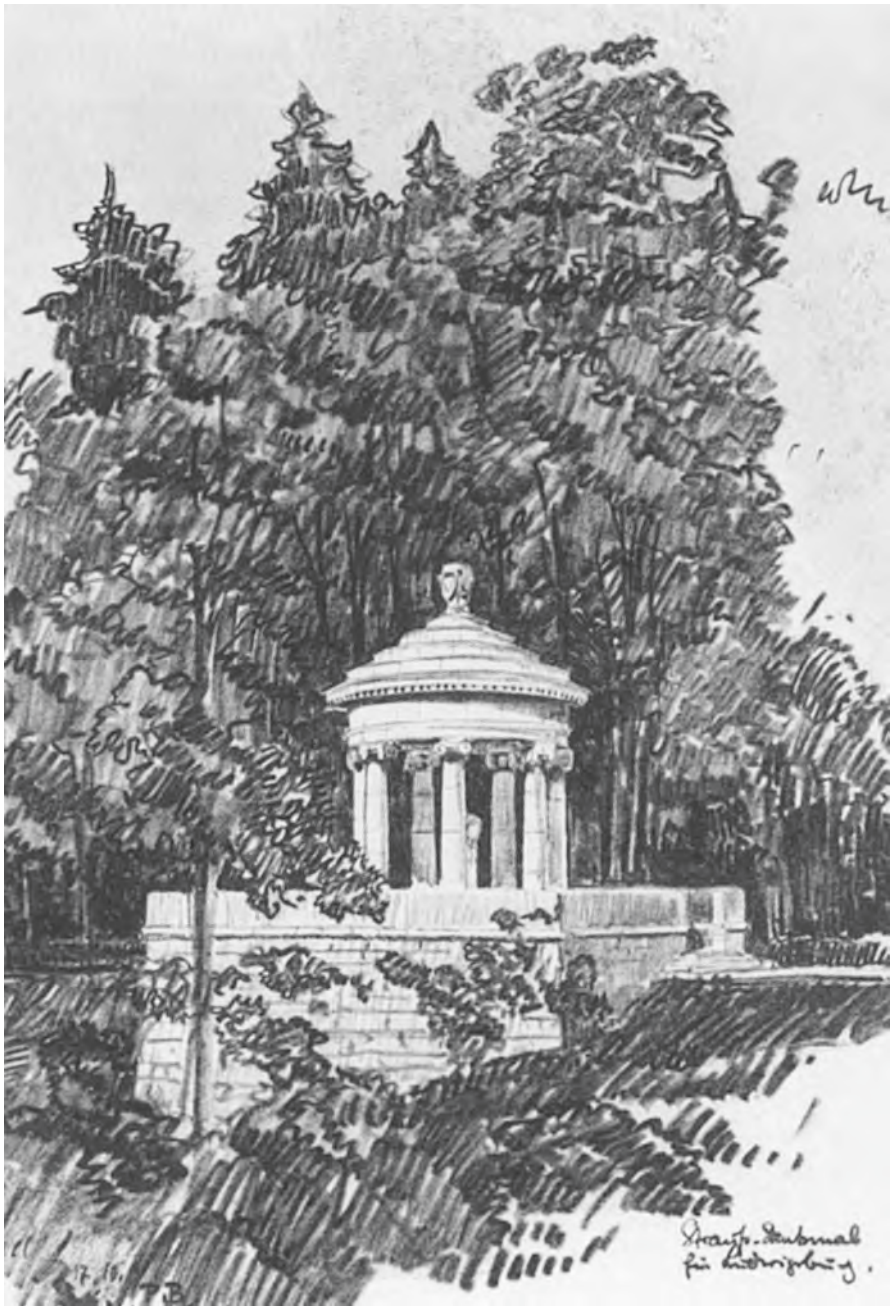
Büste, dem Komitee zur Begutachtung und Auswahl vorstellen sollten. Bei der Auswahl eines würdigen Aufstellungsortes wurde tatkräftige Unterstützung von Oberbürgermeister Hartenstein erwartet.

1909 war das Jahr der Entscheidungen. Leider ist die Überlieferung für diesen Zeitraum lückenhaft. Fest steht, dass der Stuttgarter Professor Ludwig Habich und der aus Stuttgart stammende Münchner Professor Erwin Kurz mit der Anfertigung von Tonmodellen der Büste beauftragt wurden, und dass sich das Komitee nach Begutachtung der beiden Entwürfe im März 1909 für die Arbeit von Ludwig Habich entschieden hatte. Von wem allerdings die Idee stammte, die Büste nicht frei, sondern effektiv im Zentrum eines künstlerisch gestalteten Rundtempels aufzustellen, ist nicht bekannt.

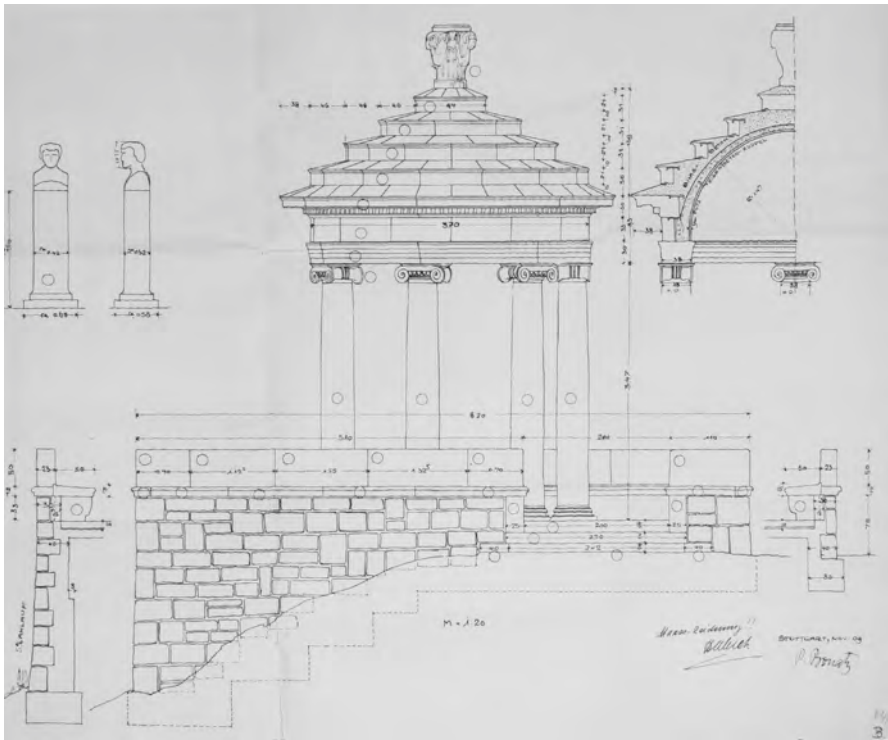
Die architektonische Gestaltung und Planung der gesamten Anlage wurde in Abstimmung mit Ludwig Habich verantwortlich von dem jungen Stuttgarter Architektur-Professor Paul Bonatz über-



Paul Bonatz (1877-1956), um 1920.



Von Paul Bonatz gefertigte Skizze des Strauß-Denkmal.



Bauplan von Paul Bonatz, November 1909.

Bonatz wurde am 3. Februar 1910 unterzeichnet. Habich und Bonatz erhielten danach als Ausführende des Denkmals die von Habich kalkulierte Pauschalsumme von 22 700 Mark, wobei das in diesem Betrag enthaltene Honorar für Paul Bonatz 1 200 Mark betrug. Die Bauarbeiten begannen Anfang Februar. Ende März war das Gussmodell der Büste im Atelier Habichs fertig gestellt. Den anschließenden Bronzeguss besorgte die Hofgießerei Hugo Pelagrus in Stuttgart.

Die Einweihungsfeier am 22. Mai 1910, einem sonnigen Sonntag, muss eindrucksvoll gewesen sein. In unmittelbarer Nähe des Denkmals fanden nur die Angehörigen der Familie Strauß sowie die Pressevertreter und Ehrengäste, unter ihnen Professor Habich, Platz, während sich die übrigen geladenen Festgäste, der Chor des Männergesangsvereins und das Orchester der Infanteriekapelle im Tal unterhalb des Denkmals versammelten. Die Klänge des Chors und des Orchesters stiegen wie aus einem Orchestergraben vom Tal zum Denkmal hoch, die Festredner dagegen sprachen respekt einflößend von der Balustrade des Denkmals aus – ohne Verstärker – zu den im Tal Versammelten. Allein die Gedenkrede von Professor Ziegler aus Straßburg dauerte fast eine halbe Stunde. Nachdem sich die Festgesellschaft zu einem gemeinsamen Bankett ins Bahnhotel begeben hatte, konnte die Bevölkerung das Werk in aller Ruhe bewundern. Die »Ludwigsburger Zeitung« und die »Schwäbische Chronik« aus Stuttgart berichteten ausführlich über das Ereignis.

Einladung

zur Feier der Einweihung des Strauß=Denkmals
in Ludwigsburg



Das Komitee zur Errichtung eines Denkmals für David Friedrich Strauß beehrt sich hiermit, die Verehrer des großen Forschers, Bekenners und Schriftstellers zu der am Sonntag, den 22. Mai, vormittags 11 Uhr, in Ludwigsburg in der hinteren Schloßanlage stattfindenden Feier der Einweihung des Monumentes ergebenst einzuladen.

Im Auftrag des engeren Ausschusses:

Der Vorsitzende: Dr. Ernst Traumann (Heidelberg)



Diese Einladung dient als Eintrittskarte

für die geladenen Gäste, die sich am Denkmal in den hinteren Anlagen versammeln. Um 1 Uhr gemeinsames Mittagessen im Bahnhof. Anmeldungen sind bis spätestens 20. Mai an Herrn Oberbürgermeister Dr. Hartenstein, Ludwigsburg, zu richten.

P.S. Die in der Nähe des Denkmals befindliche Sammlung des historischen Vereins Ludwigsburg, die zahlreiche Erinnerungen an Dav. Friedr. Strauß, Ed. Mörike und Friedr. Ditscher enthält, ist am Festtage vormittags von 10–12 1/2 und nachmittags von 2 1/2–4 Uhr zur Besichtigung geöffnet.

Programm

zur Feier der Einweihung des Strauß=Denkmals in Ludwigsburg

22. Mai 1910, vormittags 11 Uhr

1. Männerchor aus Mozarts »Zauberflöte« mit neuem Text, gesungen vom Männergesangsverein Ludwigsburg
2. Gedenkrede des Herrn Professor Theobald Ziegler=Straßburg
3. Ansprache des Komiteévorsitzenden, Herrn Dr. Ernst Traumann=Heidelberg
4. Übernahme des Denkmals durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Hartenstein=Ludwigsburg
5. Erwiderung eines Mitglieds der Familie Strauß
6. Orchester: Finale der C-Moll-Symphonie von Beethoven
7. Besichtigung des Denkmals
8. Am Nachmittage:
Gefellige Vereinigung der Strauß=Freunde im Bahnhof



Text des Männerchors nach Mozarts »O Isis und Osiris«

O Geist der Wahrheit komm und lenke
Uns hin zu deinem lichten Thron,
Mit freiem Sinn uns stets beschenke
Wie deinen treuen, tapfern Sohn!
Stärk' uns in dieser Feierstunde
Und laß mit reinem Herz und Munde
Uns treten in dein Heiligtum
Und preisen deines Helden Ruhm!

Abschließend noch ein Wort zu dem anonymen hanseatischen Kaufmann. Mit seiner Zusicherung, den größten Teil der Kosten für das Strauß-Denkmal zu übernehmen, hat er die Bildung des Komitees erst ermöglicht und dadurch die Grundlage für ein beispielhaftes großbürgerliches Engagement geschaffen, an dessen erfolgreichem Ende die feierliche Denkmalseinweihung vor hundert Jahren stand. Das Geheimnis um die Identität des anonymen Spenders ließ sich in der Zwischenzeit lüften. Es handelte sich um den in Eisenach lebenden Lübecker Kaufmann C. Wichmann. Die von ihm übernommene Ausfallgarantie musste jedenfalls nicht in Anspruch genommen werden. Sein Beitrag und die reichlich geflossenen Spenden reichten zur Finanzierung des Denkmals und aller anfallenden Nebenkosten aus.

Übrigens: Strauß selbst hielt wohl nicht sehr viel von Denkmälern. Einer Notiz in der »Ludwigsburger Zeitung« vom 20. Februar 1908 zufolge soll er gesagt haben: »Erst ein Fest, dann ein Denkmal dem Fest, dann ein Fest für das Denkmal! Schwaben, wohin noch mit euch gehet die Dankbarkeit durch?!«

Ganz konnte der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg das Feiern doch nicht lassen. Am 22. Mai 2010 erinnerte er in einer kleinen Feierstunde an die Einweihung des Denkmals vor 100 Jahren, ohne Chor und Orchester allerdings, dafür aber bei sonnigem Wetter, so wie damals.

Quellen:

Stadtarchiv Ludwigsburg: Bestand L3/I Bü 4513; Zeitgesch. Slg. SQ 2.2

Städtisches Museum Ludwigsburg

Stadtverwaltung Ludwigsburg: Archiv des Bürgerbüros Bauen

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2009/2010

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2009/2010 im Staatsarchiv Ludwigsburg

1. Donnerstag, 8. Oktober 2009: Zu einer reich bebilderten Zeitreise in einem zentralen Bereich der Stadt lud Dieter Hornig, der ehemalige Stadtplaner von Ludwigsburg, im ersten Vortrag im Winterhalbjahr zum Thema »Rund um das Ludwigsburger Schillerdenkmal – stadtbauliche Betrachtungen« ein.

Der Schillerplatz ist heute keine geschlossene Anlage mehr. Es existieren nur noch wenige grüne Restbestände der Anlage aus dem 19. Jahrhundert. Sein heutiger Zustand ist damit untypisch für Ludwigsburg, wo sich ansonsten die großzügig angelegten Plätze wie an einer Perlenkette aneinander reihen. Im 18. Jahrhundert tummelten sich an der Stelle des heutigen Schillerplatzes Forellen in ausgedehnten Fischteichen. Auf dem Stadtplan von 1839 erscheint erstmals der künftige Platz eingezeichnet. Er stand schon damals etwas im Schatten des viel größeren Arsenalplatzes. Entscheidende Impulse gaben der Bau des Bahnhofs und seine heiß umstrittene Anbindung an die Stadt. Durch den Bau der Myliusstraße entstand eine Sichtachse vom Bahnhof über den Schiller- und Arsenalplatz bis hin zur Stadtkirche. Der Stadtplan von 1873 stellte den Schillerplatz als begrünten Platz dar, auf dem 1881 das Schillerdenkmal errichtet wurde. Danach blieb er ein dreiviertel Jahrhundert nahezu unverändert.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg war ein Neubau der Kreissparkasse Ludwigsburg am Schillerplatz geplant, der jedoch erst 1952 nach einem Architektenwettbewerb verwirklicht werden konnte. Damals erst wurde der Platz von »Wilhelmsplatz« in »Schillerplatz« umbenannt. Die Planungen in den folgenden Jahrzehnten pendelten zwischen seinem Verschwinden in einer Stadtautobahn und seiner Nutzung als verkehrsberuhigte Zone. Ende der 90er Jahre tauchten neue Pläne auf zur Umgestaltung des Schillerplatzes. Diese sollte zunächst gleichzeitig, später erst im Anschluss an die Umgestaltung der Wilhelmstraße geschehen. Einzelne Pläne sehen sogar die Überbauung des gesamten westlichen Teils des Platzes vor. Die Geschichte des Schillerplatzes ist also noch lange nicht abgeschlossen, sondern der Platz bietet viel Diskussionsstoff für die Zukunft. *ev*

2. Donnerstag, 12. November 2009: Der Theologe und Kirchenhistoriker Dr. Wolfgang Schöllkopf stellte in seinem Vortrag »Von der Pomeranzenkirche zur Professorenkanzel. Aus den ersten 100 Jahren Kirchengeschichte(n), von den spannenden Anfängen bis zu Pfarrer Jonathan Friedrich Bahnmaier, dem Professor und Pietist, Patriot und Poet« Ludwigsburg als einen Modellfall für Mehrkonnessionalität im 18. Jahrhundert vor, der große Möglichkeiten eröffnete, aber letztlich auf ein schwaches Geschlecht (Schiller) stieß. Dieser Vortrag ist im Heft 63 (2009) der Geschichtsblätter veröffentlicht.

3. Donnerstag, 10. Dezember 2009: Der Marbacher Stadtarchivar Albrecht Gühring untersuchte in seinem Vortrag »Beschieden oder geblendet? Pflugfelden und

Poppenweiler im Spiegel der ersten Ludwigsburger Jahre« die unterschiedlichen Auswirkungen der Gründung Ludwigsburgs anhand der beiden Dörfer. Dieser Vortrag ist ebenfalls im Heft 63 (2009) der Geschichtsblätter veröffentlicht.

4. Donnerstag, 14. Januar 2010: Welche möglichen Entwicklungen hätte es ohne Ludwigsburg für die umliegenden Dörfer gegeben, welche Entwicklungen wären unwahrscheinlich gewesen? Ein spannendes Kapitel »ungeschehener Geschichte« präsentierte Dr. Kai Naumann vom Staatsarchiv Ludwigsburg in seinem Vortrag »Wenn es beim Jagdschloss geblieben wäre. Über Nutzen und Nachteil der Gründung Ludwigsburgs für die benachbarten Dorfgemeinden«. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter veröffentlicht.

5. Donnerstag, 11. Februar 2010: Die »Industrialisierung einer Kulturlandschaft. Das Strohgäu – Kornkammer und industrielle Vorzeigeregion des Landes« war das Thema des Vortrags des Ditzinger Stadtarchivars Dr. Herbert Hoffmann. Dieser Vortrag ist ebenfalls im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter veröffentlicht.

6. Donnerstag, 11. März 2010: Nach der vom stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Gühring, in Vertretung von Frau Krüger, die zur Kur war, geleiteten Mitgliederversammlung gab Dr. Helmuth Mojem, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Handschriftenabteilung des Deutschen Literaturarchivs Marbach und Leiter des Cotta-Archivs, in seinem Vortrag »Der Hausheilige. Schiller-Traditionspflege und Schiller-Bestand im deutschen Literaturarchiv Marbach« einen tiefen Einblick, wie seine Institution mit Schiller umgeht. Auch dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter veröffentlicht.

II. Die Sommerfahrten 2010

1. Samstag, 12. Juni 2010: Halbtagesfahrt nach Bruchsal.

Bruchsal-Heidelsheim mit seinem pittoresken Stadtbild wurde ein Kurzbesuch abgestattet, dann wurde Bruchsal erreicht. Es liegt dort, wo der Saalbach aus dem Hügelland des Kraichgaus in das Sumpf- und Bruchland der Rheinebene tritt, am so genannten »Bruhrain«, einem alten Siedlungsplatz. Bruchsal hat sich aus »Bruochsele«, einem fränkischen Königshof, entwickelt, den Kaiser Heinrich III. 1056 dem Kloster Speyer schenkte, das hier eine bischöfliche Burg errichtete. In deren Schutz entwickelte sich die Stadt. Ihre Mauern und Türme wurden erst im 19. Jahrhundert geschleift. Der Bergfried der alten Burg, die später dem Landesgefängnis wich, hat sich bis heute erhalten.

Seine Blütezeit erlebte Bruchsal, als Kardinal Damian Hugo von Schönborn, Fürstbischof von Speyer (1719–1743), seine Residenz von Philippsburg nach Bruchsal zu verlegen beschloss und 1722 mit dem Schlossbau daselbst begann, den sein Nachfolger Kardinal Franz Christoph von Hutten (1743–1770) vollendete. Schönborn war ein eigenwilliger Bauherr, weshalb es immer wieder zu Zerwürfnissen zwischen ihm und seinen Architekten kam, bis er schließlich Balthasar Neumann einschaltete, den genialen Baumeister. Ebenso wie die Stadt wurde das Schloss samt Schlossanlage am 1. März 1945 durch einen alliierten Luftangriff völlig zerstört. Schloss und Schlossanlage sind inzwischen unter großen Schwierigkeiten in jahrelanger Kleinarbeit wiedererstanden, was als großartige Leistung bezeichnet werden darf.

Am Beginn der Besichtigung stand ein Besuch des im Schloss untergebrachten Deutschen Musikautomaten-Museums, in dem die 350-jährige Geschichte selbst-

spielender Instrumente erzählt wird. Der Kern der Sammlungen stammt aus dem Privatbesitz Jan Brauers. Rund 500 Geigen, Harfen, Klaviere, Orgeln, Musikuhren, Orchestrien, Drehorgeln, Spieluhren und Figurenautomaten schlagen den Museums-gast in ihren Bann. Amüsant und stimmungshebend wirken die Tänze, Märsche, Opern- und Operettenpassagen, die aus den »Musikmaschinen« erklingen. Von den Exponaten seien ein figurentreibendes Spielwerk des 17. Jahrhunderts, eine französische Elefantenuhr, ein mechanisches Klavier aus dem Besitz Konrad Adenauers, zwei große Figuren-Orchestrien, welche einmal die Carmen-Ouvertüre und einmal schmissige Militärmusik zum Besten geben, ein Stummfilm-Kino mit Slapstick-Vorführung (Dick und Doof), untermalt von einem Klavierautomaten, sowie die Titanic-Orgel besonders erwähnt, die 1912 nicht mehr rechtzeitig auf den Ozeandampfer zu dessen Jungfernfahrt gebracht werden konnte, weshalb sie dem Untergang entging.

Das Schloss, dem der zweite Teil der Besichtigung gewidmet war, ist eine der bedeutendsten Raumschöpfungen des europäischen Barock und enthält die Krone aller Treppenhäuser in diesem Stil, nämlich die berühmte Doppeltrappe Balthasar Neumanns. Der Weg führt vom Torhaus über den Ehrenhof direkt auf die repräsentative säulen- und pilastergeschmückte Fassade des Corps de logis zu. Hinter ihr befinden sich das Vestibül (Entrada) und das querovale Treppenhaus. Zwischen den elegant gekurvten Treppen geht der Weg durch einen tonnengewölbten Durchlass in die Grottenhalle und den Gartensaal (Sala terrena). Die Treppen schwingen sich förmlich empor zur Plattform, die von einer Balustrade eingefasst und von einer weiten Kuppel überspannt ist. Die Kuppel schmücken Fresken von Johannes Zink zur Geschichte des Schlossbaus und zur Geschichte und Verherrlichung des Bistums Speyer. Von starkem Reiz ist der Lichtwechsel beim Aufstieg von der düsteren Grotte zum Obergeschoss unter der hell strahlenden Kuppel. Er symbolisiert zugleich die Stufenordnung barocker Daseinsvorstellung. Auf gleicher Ebene wie die Plattform befinden sich südlich der Kaiser- oder Marmorsaal und nördlich der Fürstensaal. Im Kaisersaal hängen Bildnisse von Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz I. Die Fresken zeigen »die ewig dauernde Beständigkeit« der hochfürstlichen Residenz. So fesselt Herakles die Glücksgöttin Fortuna, damit sie nicht entfliehen kann, und die Sanduhr wird zertrümmert, damit die Zeit stehen bleibt. In den anderen Räumen des Schlosses wird noch immer gearbeitet und restauriert.

Der dritte und letzte Teil der Besichtigung war der Barockkirche St. Peter an der Kirchsteige über der Stadt gewidmet. Kardinal von Schönborn hat auch hier Balthasar Neumann beauftragt, anstelle einer 1689 von den Franzosen zerstörten gotischen Kirche eine neue Pfarr- und Grabeskirche zu erbauen. 1738 wurde der noch vorhandene hohe Turm im Beisein Neumanns gesprengt. Als Schönborn 1743 starb, war der Rohbau »über dem Grundriss eines griechischen Kreuzes bis unter das Tach« fertig gestellt, aber eben noch dachlos. Bereits 1744 konnte sein Nachfolger Franz Christoph von Hutten den Bau vollenden. Die Reste des alten gotischen Chors sind in den Neubau einbezogen, der neue Chor ist nach Süden verlegt. Zwei schlanke dreigeschossige Türme mit schiefergedeckten Schweifhauben steigen aus den nördlichen Winkeln des Baukörpers frei und leicht auf. Eine Flachkuppel erhebt sich als Scheingewölbe über dem Schnittpunkt der Tonnengewölbe, die Langhaus, Chor und Querarme decken. Unter der Kuppel, inmitten des Kreuzes, liegt in einer Krypta die bischöfliche Gruft. In sie wurden 1755 die Gebeine Schönborns überführt.

Der Hochaltar ist das Herzstück der Kirche. Links steht der Apostel und Kirchenpatron Petrus, rechts der Apostel Paulus anstelle des Judas-Nachfolgers Matthias, was

dem Brauch der Zeit entsprach. Die übrigen zehn Apostel sind in den Kartuschen der Kuppel abgebildet. Das Ölgemälde als Mittefüllung stammt von Lothar Ignaz Schweickart. Es stellt die Schlüsselübergabe an Petrus durch Jesus dar.

Der linke Seitenaltar ist der Maria Immaculata, der rechte dem heiligen Sebastian geweiht. Beide Altäre sind nach Entwürfen Balthasar Neumanns von Johann Michael Feichtmayr geschaffen. Ein Altar im westlichen Querhaus ist zu Ehren des heiligen Nepomuk errichtet, dem legendären Bewahrer des Beichtgeheimnisses. Zu erwähnen sind ferner die grazile Kanzel aus Stuckmarmor, die Figuren der Zunftheiligen, die neue Orgel im spätbarocken Gehäuse, das fünffache Geläute, eines der wenigen erhaltenen Geläute der Barockzeit, und zuletzt die Epitaphe, vor allem die für Schönborn und Hutten.

Dem kundigen und sympathischen Führungstrio mit Frau Kira Kokoska (Museum), Herrn Cosimo Carluccio (Schloss) und Herrn Stefan Schuhmacher (St. Peter) wurde herzlich gedankt. Die Reise klang im Biergarten des Gasthauses »Bären« nahe beim Schloss in milder Abendsonne aus. *wb*

2. Samstag, 18. September 2010: Ganztagesfahrt zum »Kleinen Heuberg« und nach Rosenfeld.

Der Landstrich, den der Historische Verein unter Führung von Herrn Christoph Seeger – Historiker und Kunsthistoriker – besuchte, dürfte für die meisten Teilnehmer eine »terra incognita« gewesen sein, aber, wie sich herausstellen sollte, eine solche mit reicher Geschichte und bemerkenswerten Kunstschatzen.

Geologisch gesehen ist der »Kleine Heuberg« im Süden des Vorlandes der Südwestalb die Liasplatte zwischen Keuperstufe im Norden und Braunjurastufe im Süden. Die Schlichem im Westen und die Eyach im Osten mit ihren Zuflüssen führen zu starker Modellierung und Zertalung des Gebiets. Die sich hieraus ergebende Kleinteiligkeit der Landschaft begünstigte die politische Zersplitterung in viele Herrschaften, zum Beispiel in die von Teck, Zollern, Hohenberg, Württemberg, Österreich. Diese bestimmen noch heute das Gesicht der einzelnen Orte in baulicher, künstlerischer und konfessioneller Hinsicht. Kunstgeschichtlich kann zwischen katholischem, im Wesentlichen einst österreichischem, und protestantischem, altwürttembergischem »Kleinen Heuberg« unterschieden werden. In diesem begegnet man fast überall der Spätgotik, in jenem wurden die Kirchen im 19. Jahrhundert fast durchweg um- oder neugebaut, bergen jedoch im Innern Zeugnisse einer hoch entwickelten kirchlichen Kunst des 18. Jahrhunderts. Darauf wies Herr Seeger von Fall zu Fall hin. Nachstehend sind die Sehenswürdigkeiten in der Reihenfolge erwähnt, in der sie aufgesucht wurden.

Vorbei an Brittheim mit dem Wasserturm am höchsten Punkt seiner Gemarkung wurden in Bickelsberg ein altes Bauernhaus mit außen liegendem Backofen im ersten Stock – Folge der strengen altwürttembergischen Brandschutzvorschriften – und die Georgskirche besichtigt. Die ausschließlich protestantisch genutzte Predigtsaalkirche von 1746 besitzt eine eindrucksvolle, nahezu geschlossene Kirchengestaltung im bäuerlichen Barockstil. Kanzel, Empore, Gestühl und Kassettendecke sind mit christlichen und floralen Motiven bemalt. Der Raum ist auf die an der Westseite stehende Kanzel ausgerichtet und hat auf der Nordseite eine schrankähnliche Sakristei. Der Taufstein ist spätgotisch und stammt aus der Vorgängerkirche.

Die Peterskirche in Leidringen – eine spätgotische Chorturmkirche – steht auf römischen Resten, an die ein antiker Säulenschaft im Kircheninneren erinnert. Das Netzgewölbe, die Wandmalereien aus der Renaissancezeit, die Chororgel sowie das barocke dreisitzige Gestühl für ersten Richter, Vogt und Schulmeister vermitteln ein

Bild wohlthuender Geborgenheit. In Leidringen lebte um 1500 die stigmatisierte Margarete Bruch, ein junges Mädchen. Die Zöpfe, die 1949 bei Heizungsarbeiten vor dem Altar aufgefunden wurden, sollen die ihren sein.

In der Kirche wurde übrigens der Silberring von Trichtingen – sechs Kilometer westlich der Amtsstadt Rosenfeld gelegen – in einer Kopie originaler Größe vorgestellt. Er war und ist eine archäologische Sensation. 1928 wurde er auf freiem Feld beim Ausheben eines Entwässerungsgrabens etwa 60 cm unter der Oberfläche gefunden. Es handelt sich um keinen Siedlungs- oder Grab-, sondern um einen gänzlich isolierten Versteck- und Zufallsfund. Der 6,74 Kilogramm schwere Ring aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. ist wohl der Votivring für einen keltischen Gott im Donau-Balkankreis, der, wie viele Münzen jener Zeit, die Donau heraufgekommen ist. Sein weiteres Schicksal liegt im Dunkeln. Der Ring mit zwei Stierköpfen besteht aus einem Eisenkern, der mit Drähten aus hochwertigem Silber umwickelt ist.

Rosenfeld, der Hauptort des »Kleinen Heubergs«, liegt auf einem Bergsporn, umflossen von Stunzach und Weingartenbach, und hat trotz Brandkatastrophen den Charakter eines altwürttembergischen Amtsstädtchens bewahrt. Als Stadtgründer gelten die Herzöge von Teck, die um 1300 die Herrschaft über den befestigten Ort besaßen, der möglicherweise zu Ingingen gehörte. 1305 gelangte die Stadt zunächst pfandweise und 1317 durch Kauf an Württemberg. Als Amtsstadt wurde sie Verwaltungsmittelpunkt von über einem Dutzend Dörfern. 1808 wurde das Amt aufgelöst und Rosenfeld zum Oberamt Sulz geschlagen und 1938 zum neugebildeten Landkreis Balingen. Im Ratssaal von 1687 des Alten Rathauses weht der Geist der Renaissance. Kassettendecke und Wandtäfelung aus Holz, Rollwerkaufsatz an der Tür, fünf barocke Ölgemälde württembergischer Herzöge, eine Seidenfahne des 18. Jahrhunderts und ein klassizistischer gusseiserner Ofen schmücken den Saal, der heute für Trauungen verwendet wird.

Die evangelische Stadtkirche ist eine spätgotische Turmchoranlage mit einem Vorbau mit Pultdach an der Westfassade, in dessen Obergeschoss sich das einstige »Archiv« befand. Im Chor sind die Konsolfiguren des spätgotischen Gewölbes hochwertige Arbeiten, dasselbe gilt für die zwei Fensterscheiben im Schiff, die das Württemberger und Rosenfelder Wappen zeigen, sowie die württembergische Wappentafel von 1594 an der Innenseite der Westwand. In einer ehemaligen Fensterleibung sind »Pauli Bekehrung« und »Das Ohr des Malchus« in frühbarocker Malerei zu sehen.

Der große landesherrliche Fruchtkasten von 1581 ist das auffälligste Gebäude des Städtchens. An ihm sind noch Reste einer Außenbemalung zu erkennen. Im Erdgeschoss befindet sich die große, von vierzehn steinernen Säulen getragene Halle. In ihr und im Treppenhaus ist das Offenplattenmuseum aufgebaut, dessen Exponate von dem Unternehmer und Sammler Heinrich Blickle stammen. Der Vorgängerbau des Fruchtkastens war eine der vier 1495 von Eberhard im Bart in Württemberg eingerichteten Kornlagerstätten im Lande. Die anderen erhoben sich in Markgröningen, Herrenberg und Kirchheim/Teck.

Gegenüber dem Fruchtkasten soll im Ursulahauss von 1429 Ursula von Baden (1499–1538), Tochter des jüngeren Wolf von Rosenfeld, geboren sein, die zweite Gattin des Markgrafen Ernst von Baden. Sie gilt als Stammutter des Hauses Baden. Im Erdgeschoss ist heute ein Café, in dem die Teilnehmer rasteten.

Auf der nördlichen Stadtmauer liegen die ältesten Häuser Rosenfelds auf, darunter die pittoreske so genannte »Alte Apotheke«, ein Steinhaus. Es ist eines der ältesten Gebäude Südwestdeutschlands, über dessen Rundbogeneingang sich noch das würt-

tembergische Wappen befindet, so wie es bis 1444 geführt wurde. Der Stadtrundgang führte am Spital, Marktplatz und Brunnen mit Wappner sowie der Stelle der abgebrannten Burg vorbei.

In Isingen ist die in einem ummauerten Friedhof gelegene Martinskirche mit teilweise noch romanischem Chorseitenturm ein Kleinod, insbesondere wegen der spätgotischen Bretterdecke des Schiffes, die mit geometrischen und floralen Mustern bemalt ist. Ein spätgotischer Kanzelfuß und maßwerkverzierter Taufstein sowie eine frühbarocke Votivtafel, die Enthauptung Johannes des Täufers darstellend, vervollständigen die alte Ausstattung.

Beim Häsenbühlhof, etwa 2 Kilometer südöstlich von Isingen, kreuzten sich die beiden Römerstraßen Rottweil–Rottenburg und Sulz–Ebingen/Lautlingen. Dort stand auch ein Kastell aus flavischer Zeit, dessen Lage noch nicht völlig gesichert ist. Zur Erinnerung an seine Feldzüge und die Einrichtung der Provinzen Ober- und Untergermanien ließ Kaiser Domitian (81–96 n. Chr.) an markanter Stelle mit weitem Blick ins Neckerland ein stolzes, mehrstöckiges, im Fundament 13 x 6 Meter messendes Denkmal erstellen. Von ihm konnte Oscar Paret 1953 die Baugrube, Blöcke des Fundaments, kleine Bruchstücke der Säulenarchitektur mit Reliefs und der wohl 7 Meter langen Kaiserinschrift aufdecken. In der berühmten Peutingerkarte – der Kopie einer spätrömischen Straßenkarte des 4. Jahrhunderts – ist diese Fundstelle und nicht etwa Rottweil mit Arae Flaviae (Flavische Altäre) bezeichnet. Sie muss berühmt gewesen sein. So hat sie der Geograf Klaudios Ptolemaios um 150 n. Chr. in sein Werk aufgenommen. Sie ist neben Tarodunum, dem großen spätlatènezeitlichen keltischen Oppidum bei Kirchzarten, der einzige von ihm verzeichnete Punkt zwischen Oberrhein und Donau. Heute heißt die Stelle »Römerstein«.

In Geislingen, das erst durch den Zusammenschluss mit dem Hohenberger Städtchen Binsdorf im Zuge der letzten Kreisreform zur Stadt erhoben wurde, gefiel das ehemalige Schloss, das zuletzt im Eigentum der Schenken von Stauffenberg stand, die es an die Kommune verkauften. Es ist von einer gepflegten Parkanlage umgeben, darin sich ein Polygonalpavillon erhebt, den Delfter Fayencefliesen mit Motiven aus dem Alten und Neuen Testament zieren. Besonders eindrucksvoll wirkt die katholische Kirche St. Ulrich, ein expressionistischer Bau, 1928 von den Rottenburger Diözesanbaumeistern Lütke-meier und Schilling errichtet mit gelungener Lichtführung und einer Art »Zollinger«-Decke im Schiff. Es herrschen die Farben Grün, Blau und Orange vor. Der Betrachter der Kirche meint, in ein Bild von Lionel Feininger (1871–1956) einzutauchen. Gute Holzbildwerke vervollkommen den Kirchenraum.

Auf der Fahrt nach Kirchberg fuhr man an Bernstein vorbei, einem Klösterlein in abgeschiedener Lage, vor dem ein kurzer Halt gemacht wurde. Bernstein ist eine Stiftung der Herrschaft von Ow, die den kurz zuvor erworbenen Wald mit Wohnhaus und Kapelle den Waldbrüdern übereignete, die später dem Franziskanerorden unterstellt wurden. Die Waldbrüder brauten Bier, bauten Wein an und erwiesen sich als geschickte Schreiner, Schnitzer und Ziegler. Die Bankwangen in der Klosterkirche Kirchberg stammen aus ihrer Werkstatt. Auch schufen sie die weit verbreiteten Bernsteiner Wappenziegel, auf denen Bären eine Tanne erklettern. Bernstein war nach dem Zweiten Weltkrieg eine akademische »Kunstschule« für Südwürttemberg-Hohenzollern, an der auch HAP Grieshaber wirkte.

Auf dem Kirchberg – Herr Seeger wurde hier von Frau Dr. Ingrid Helber unterstützt – befand sich ursprünglich eine gräflich hohenbergische Burg. 1237 stiftete Graf Burkhard III. von Hohenberg ein adliges Augustinerinnen-Kloster, das 1245

päpstliche Anerkennung fand und dem Dominikanerorden unterstellt wurde. Mit dem Erlöschen des Geschlechts gelangte die Herrschaft Hohenberg 1381 an Österreich und mit ihr die Schutzvogtei über das Kloster. Dieses blühte auf, und im 14. Jahrhundert wurde von mystischen Erlebnissen der Nonnen berichtet, die überregionale Bekanntheit erlangten. Im 15. Jahrhundert ließ die Klosterzucht nach, und zu Anfang des 16. Jahrhunderts war das Kloster geradezu eine Vergnügungsstätte für die Junker der Umgebung. 1525 wurde das Kloster im Bauernkrieg geplündert, dann raffte eine Seuche die Ordensfrauen dahin. 1564 zogen 39 Dominikanerinnen aus Pforzheim in das Kloster und führten es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu neuer Blüte. Napoleon schlug die vorderösterreichische Enklave im Frieden von Preßburg 1805 Württemberg zu. 1806 kam es zur Säkularisation. Kirchberg wurde Staatsdomäne und erhielt 1851 eine »Ackerbauschule«, die bis 1941 bestand. Für diese und die Domäne wurden seit 1855 sowohl katholische als auch evangelische Gottesdienste in der Klosterkirche gehalten, die damit als Simultankirche gelten darf. Als 1868 die nahe gelegene Stadt Rosenfeld durch einen Brand schweren Schaden erlitt, gab Württemberg die ältesten Teile des Klosters als Steinbruch für den Wiederaufbau frei. Seit 1958 bauten die Evangelische Michaelsbruderschaft, der Berneuchener Dienst und die Gemeinschaft St. Michael das Kloster zum Haus der Einkehr und der Begegnung aus. Sie beten und arbeiten für eine Erneuerung und Einheit der Kirche und führen, dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Württemberg angeschlossen, die klösterliche Tradition in einer zeitgemäßen Form fort.

Das Kloster ist noch heute eine geschlossene Anlage. Das Eingangstor im Westen zielt ein über dem Wappen des Klosters angebrachtes Marienbildnis zwischen zwei Engeln. Flankiert wird das Tor von Standbildern des hl. Dominikus und der hl. Katharina von Siena. Der schlossähnliche Konventbau, 1733 von Joseph Feuerstein aus Rottweil erbaut, ist 60 Meter breit und durch Lisenen und zwei volutengeschmückte Barockgiebel gegliedert. Im Eingang des Konventbaus ist die »Winde«, eine drehbare, mit einer kleinen runden Öffnung versehene Tonne. Durch sie konnte die Pfortnerin mit klosterfremden Leuten sprechen, ohne die Klausur zu verletzen. Der Eingang ins Kloster von der Nordseite führt durch die achteckige barocke Katharinenkapelle von 1692. Der Hauptaltar der Kirche zeigt den Ordensstifter Dominikus und die Ordensheilige Katharina von Siena. Darüber steht Johannes der Täufer, der Schutzpatron der Kirche. Vor dem rechten Altarteil steht der hl. Thomas von Aquin, von dem auch das Altarbild selbst handelt. Das linke Altarbild handelt von Joseph und der ersten Gebeterhörung des Gottessohnes. Vor diesem Altarbild steht das bedeutendste Kunstwerk von Kirchberg: eine Marienklage. Die geschnitzten Bankwangen zeigen Bilder mit zum Teil heiteren Motiven. Auf der Nonnenempore steht eine kleine Barockorgel von 1725. Hinter dem Konventbau schließt sich der Kreuzgarten an, dahinter befinden sich der Michaelsbrunnen und der stimmungsvolle Nonnenfriedhof mit mächtigem Tor.

Die Remigiuskirche in Bergfelden – letzte Station der Exkursion – ist eine mächtige Wehrkirche, von der große Teile der Befestigung und der Zwingermauer erhalten sind. In dem 36 Meter hohen Kirchturm hängen drei historisch wertvolle Glocken, deren älteste in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Gießhütte »Hainrichs des glogners«, vermutlich in Rottweil, gegossen wurde. In den Schlusssteinen des Netzrippengewölbes im Chor sind unter anderem Christopherus, Johannes der Täufer, Maria mit dem Jesuskind und der Kirchenpatron Remigius dargestellt. Die spätgoti-

schen Fresken an der Nordwand des Chores erzählen Legenden, deren Deutung Schwierigkeiten macht. Sie werden als Kreuz-Christi- und als Remigius-Legende angesehen und gelten als ikonographische Kostbarkeit.

Den bildersatten Reigen des Tages beschlossen eine Einkehr im Forellengasthof Waldeck in Horb-Isenburg und ein herzlicher Dank an Herrn Christoph Seeger, den gebürtigen Rosenfelder, der uns kompetent, kenntnisreich und mit großer persönlicher Anteilnahme geleitete. *wb*

Der vorliegende Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-)Berichten von Dr. Wolfgang Bollacher (*wb*) und Dr. Erich Viehöfer (*ev*). *Wolfgang Läßle*

Rückblick auf das Jahr 2009

Januar

1. Die Vereinbarung zur Bildung der neuen Kliniken-Holding Neckar-Schwarzwald tritt in Kraft. Zur Holding gehören die Krankenhäuser in Ludwigsburg, Marbach, Vaihingen und Bietigheim, die Orthopädische Klinik in Markgröningen sowie die Krankenhäuser des Enzkreises und des Landkreises Karlsruhe.
21. Die Firma Getrag teilt mit, dass am Standort Ludwigsburg drei Viertel der 425 Arbeitsplätze gestrichen werden. Eine Zeit lang war sogar von einer kompletten Schließung des Stammwerkes die Rede gewesen.

Februar

2. In Marbach wird zum Auftakt des Schillerjahres die neu konzipierte Dauerausstellung im Geburtshaus Friedrich Schillers eröffnet.

März

3. Auf dem Ludwigsburger Schulcampus werden der neue Fachklassentrakt und eine Mensa mit 150 Plätzen eingeweiht. Die Stadt hat über acht Millionen Euro in die Schulbauten investiert.
6. Ludwigsburg startet mit einem Festakt im Forum die Reihe der zahlreichen Jubiläumsveranstaltungen zur Erinnerung an den Siedlungsaufbruch des Herzogs Eberhard Ludwig vor 300 Jahren.
8. Aus der Dauerausstellung des Städtischen Museums Ludwigsburg wird ein von Ludovike Simanowiz gemaltes Jugendbildnis Friedrich Theodor Vischers gestohlen.
14. In Marbach wird bei einer wissenschaftlichen Fachtagung an die Verleihung des Markt- und Münzrechts vor 1000 Jahren erinnert.

Mai

17. Marbach feiert mit einem Tag der offenen Tür die Wiedereröffnung der Stadthalle. Die Sanierung und Modernisierung der 50 Jahre alten Halle hat 7,6 Millionen Euro gekostet.
18. In Stadt und Kreis Ludwigsburg bleiben zahlreiche Kindergärten und Kindertagesstätten wegen eines Streiks geschlossen. Die Erzieherinnen, die für bessere Arbeitsbedingungen kämpfen, legen auch in den folgenden Tagen wiederholt die Arbeit nieder.

Juni

7. Bei der Europawahl bleibt auch im Landkreis die CDU trotz erheblicher Verluste stärkste Partei. Sie erhält 36,3 Prozent der Stimmen, 17 Prozent mehr als die SPD. Große Gewinne kann die FDP verbuchen, die im Vergleich zur Wahl 2004 von 7,1 auf 14,2 Prozent zulegt, während die Grünen mit 15,5 Prozent nahezu unverändert abschneiden. Ein ähnliches Bild zeigen auch die Ergebnisse der Kommunalwahlen, bei denen hauptsächlich die FDP und die Grünen Zugewinne erzielen, während die CDU Mandate verliert. Im Kreistag ist zum ersten Mal mit zwei Sitzen auch die Linkspartei vertreten. – Bei der Bürgermeisterwahl in Pleidelsheim wird Ralf Trettner mit fast 98 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre im Amt bestätigt.

Juli

3. Schwere Unwetter verursachen im Kreisgebiet hohen Sachschaden und fordern zwei Todesopfer. In Affalterbach wird eine Frau vom Blitz erschlagen und in Münchingen erleidet ein Feuerwehrmann bei einem Einsatz einen tödlichen Stromschlag.
4. In Oberriexingen wird Werner Somlai zum neuen Bürgermeister gewählt. Der bisherige Stadtkämmerer setzt sich mit 50,7 Prozent gegen einen Mitbewerber durch und tritt im Oktober die Nachfolge von Willi Baur an, der nach 38-jähriger Amtszeit nicht mehr kandidiert hatte.

August

2. Besigheim feiert die Fertigstellung der neu gestalteten Hauptstraße. Die ehemalige Durchgangstraße ist für 2,2 Millionen Euro in eine fußgängerfreundliche Flaniermeile umgebaut worden.
8. In Bietigheim muss das zum insolventen Hertie-Konzern gehörende Kaufhaus im Kronenzentrum schließen. Negative Auswirkungen auch auf die anderen Einzelhändler in der Innenstadt werden befürchtet.
20. Die im Dezember 2007 durch einen Brand schwer beschädigte Eissporthalle in Kornwestheim wird abgerissen.

September

5. Das neue Heimatmuseum im ehemaligen Rathaus von Eglosheim wird eröffnet. Der örtliche Historische Verein hat das Gebäude mit viel ehrenamtlichem Engagement renoviert.
14. Zum Schuljahresbeginn kann am Bildungszentrum in Markgröningen die Schulmensa und Ganztageeinrichtung in Betrieb genommen werden. Rund 2,6 Millionen Euro wurden in das neue Gebäude investiert.
16. In Heimerdingen feiern Schule und Vereine die offizielle Einweihung der neuen Sporthalle. Insgesamt 5,34 Millionen Euro hat sich die Stadt die neue Halle kosten lassen.

27. Bei der Bundestagswahl erringen die CDU-Kandidaten Steffen Bilger und Eberhard Gienger die beiden Direktmandate im Landkreis. Harald Leibrecht (FDP) und Ingrid Hönlinger (Grüne) ziehen jeweils über die Landesliste ihrer Partei in den Bundestag ein. – In Asperg wird Ulrich Storer mit einem Stimmenanteil von 63,7 Prozent für weitere acht Jahre im Amt des Bürgermeisters bestätigt. – Beim ersten Bürgerentscheid in der Geschichte der Stadt Vaihingen spricht sich eine große Mehrheit dagegen aus, die stillgelegte Bahntrasse zwischen Enzweihingen und Kleinglattbach in einen Radweg umzubauen.
30. Die Firma Trumpf eröffnet an ihrem Hauptsitz Ditzingen ihr neues Entwicklungszentrum für Werkzeugmaschinen und Lasertechnik. Sie hat in den 35 000 Quadratmeter großen Gebäudekomplex rund 50 Millionen Euro investiert. – In Ludwigsburg findet eine schier endlose Geschichte doch noch ein gutes Ende: Nach 35 Jahren Diskussionen, Planungen und Beratungen kann das so genannte Westportal und somit der lang ersehnte Westausgang des Bahnhofs in Betrieb genommen werden.

Oktober

1. In Ludwigsburg wird die neue Arena für Sport und Kultur offiziell eingeweiht. Die Großveranstaltungshalle bietet Platz für mehr als 5000 Besucher und hat rund 21 Millionen Euro gekostet.
6. In Sachsenheim werden eine Schulmensa und das neue Jugendhaus eingeweiht. Die mitten im Schulzentrum gelegenen und miteinander kombinierbaren Gebäude haben insgesamt 3,3 Millionen Euro gekostet.
14. Der Anlagenbauer Dürr weicht in Bietigheim seine 65 Millionen Euro teure neue Firmenzentrale ein.
21. In Ludwigsburg wird der neue Akademiehof zwischen Filmakademie und Theaterakademie eingeweiht. Die Neugestaltung des Mathildenareals hat einschließlich Tiefgarage mit 240 Stellplätzen sowie Sanierung und Neubauten an der Mathildenstraße rund 17 Millionen Euro gekostet.
25. Die evangelische Kirchengemeinde in Sersheim feiert mit einem Festgottesdienst die Fertigstellung ihres neuen Gemeindezentrums.

November

10. Feierstunde in Marbach: Pünktlich zum 250. Geburtstag Friedrich Schillers wird von Bundespräsident Horst Köhler das in den letzten zwei Jahren für fast sechs Millionen Euro sanierte und modernisierte Schiller-Nationalmuseum wiedereröffnet.
11. Nach gut zwölfjährigen Diskussionen und Verhandlungen zwischen Eigentümern, Behörden, Natur- und Denkmalschützern fällt der Startschuss zur Rebflurbereinigung am Hohenasperg. Die Sanierung der historischen Weinberge soll bis in sieben Jahren abgeschlossen sein und wird voraussichtlich rund sechs Millionen Euro kosten.

13. Nach knapp 14 Monaten Bauzeit kann die Ortsumfahrung von Schöckingen für den Verkehr frei gegeben werden. Das ein Kilometer lange Straßenstück hat knapp vier Millionen Euro gekostet und soll den bisher von täglich rund 9000 Autos befahrenen Ortskern entlasten.
18. Der Filterhersteller Mann + Hummel teilt mit, in den nächsten drei Jahren an seinem Stammsitz in Ludwigsburg rund 400 und somit fast ein Viertel aller Arbeitsplätze zu streichen. Der Stellenabbau soll dem weltweit tätigen Unternehmen helfen, besser durch die Wirtschaftskrise zu kommen.
21. Die Katholiken im Landkreis feiern mit einem großen Fest in Möglingen die Gründung des katholischen Dekanats Ludwigsburg vor 60 Jahren.
29. In Großbottwar wird Ralf Zimmermann zum neuen Bürgermeister gewählt. Der 28 Jahre alte Verwaltungsfachmann setzt sich mit 52,8 Prozent der Stimmen klar gegen drei Mitbewerber durch und tritt im März die Nachfolge von Rainer Gerhäuser an, der nach 24-jähriger Amtszeit aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr kandidiert hatte.

Dezember

1. Der Warenhauskonzern Karstadt gibt bekannt, dass er seine Filiale in Ludwigsburg zum 31. März schließen wird. Damit sind auch die Pläne zur Sanierung und Belebung des in die Jahre gekommenen Marstallcenters vorerst Makulatur.
2. Im Rahmen der bundesweiten Protesten gegen die Bildungsmisere demonstrieren auch Studenten und Dozenten der PH Ludwigsburg sowie Lehrer und Schüler für ein besseres Bildungssystem und gegen die teilweise schlechten Zustände an den Schulen, Hochschulen und Universitäten. Die Aula der PH bleibt mehrere Tage lang besetzt.
30. Das Vorhaben der Stadt Kornwestheim, gemeinsam mit zwei Immobilienfirmen aus der Region das Salamander-Areal zu erwerben, ist gescheitert. Der bisherige Eigentümer veräußert das Gelände an ein Unternehmen aus Kassel, das sich seit vielen Jahren auf die Sanierung von Baudenkmalen in Ballungsgebieten spezialisiert hat.
31. Im Landkreis sind 13 506 Menschen ohne Arbeitsplatz, 3583 mehr als zu Beginn des Jahres. Die Arbeitslosenquote beträgt 4,9 Prozent. Im Landesdurchschnitt sind es 5,1 Prozent, im Bundesdurchschnitt 7,8 Prozent. Noch kann Kurzarbeit die Auswirkungen der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise auf den Arbeitsmarkt spürbar abfedern. *Thomas Schulz*

Buchbesprechungen

Rita Falkenburg: Die Region Ludwigsburg. Kultur erleben – Natur genießen. Clenze 2009, 160 S., Abb.

Die dem Bildband vorangestellten Grußworte des Ministerpräsidenten, des Landrats, des Ludwigsburger Oberbürgermeisters sowie die Einleitung der Autorin versprechen einiges und machen neugierig. So heißt es da etwa: »Der vorliegende Bildband gibt einen hervorragenden Überblick über den Landkreis« oder »Das Buch soll anregen, Bekanntes mit neuen Augen zu sehen und Unbekanntes zu entdecken«.

Was natürlich nicht erwähnt wird, ist die Tatsache, dass in den Band so genannte PR-Beiträge eingestreut sind, vor allem von einzelnen im Landkreis angesiedelten Unternehmen. Der Leser erhält neben vielen Fotos sowie neuen und alten Geschichten auch jede Menge Informationen über Weinkellereien, Garten- und Einkaufscenter, Gaststätten mit oder ohne eigene Brauerei etc. Abgesehen davon erscheint die im Band getroffene Auswahl der Orte etwas willkürlich, da das westliche Kreisgebiet so gut wie nicht berücksichtigt wurde und Beilstein, zum Landkreis Heilbronn gehörend, als Ludwigsburger Exklave erscheint.

Günther Bergan

Kelten am Hohenasperg. Mit Beiträgen von Ines Balzer, Jörg Biel, Dirk Krauß, Denise Beilharz und Harald von der Osten-Waldenburg. Hg./Autoren Keltenfreunde Asperg Gertrud Bolay, Armin Krüger, Friedrich O. Müller und Herbert Paul. Asperg 2010, 207 S., Abb.

Die Idee zu vorliegendem Buch lieferte die überaus erfolgreiche Ausstellung »Die Kelten kehren zurück«, die 2008 in Asperg gezeigt wurde und wegen ihrer professionellen und didaktisch beispielgebenden Präsentation allgemein großes Interesse fand. Das ehrenamtliche Engagement der Asperger Bürger Gertrud Bolay, Armin Krüger, Friedrich O. Müller und Herbert Paul, die sowohl die Ausstellung konzipierten als auch das daraus entstandene Buch erarbeiteten, wurde 2010 zu Recht mit dem alle zwei Jahre vergebenen Archäologie-Förderpreis Baden-Württemberg gewürdigt.

Mit unermüdlichem Fleiß und großer Kompetenz trugen die Buchautoren alle wesentlichen Fakten und Informationen zusammen, die die überragende Bedeutung des Hohenaspergs in der Keltenzeit vor rund 2500 Jahren untermauern. Fachliche Unterstützung erhielten sie dabei von namhaften Wissenschaftlern, die zudem auch eigene, hochinteressante Beiträge mit neuen Forschungsergebnissen beisteuerten.

Das reich bebilderte Buch gliedert sich in acht inhaltvolle Kapitel. Das erste stellt den Hohenasperg als Fürstentum im europäischen Kontext vor. Die folgenden drei Kapitel informieren über die zahlreichen Fürstengräber um den Hohenasperg, wobei dem »Grafenbühl« und dem »Kleinaspergle« eigene Kapitel gewidmet sind. Die nächsten Kapitel befassen sich mit dem keltischen Siedlungsraum Hohenasperg, dem keltischen Alltag und der keltischen Kultur. Das letzte Kapitel geht auf unsere keltischen Wurzeln und die keltischen Spuren ein, die heutzutage noch in unserem Alltagsleben erkennbar sind.

Zusammenfassend kann man den Autoren zu ihrem rundum gelungenen Werk nur gratulieren: Richtungweisend bzw. vorbildlich ist es sowohl in inhaltlicher als auch gestalterischer Hinsicht!

Wolfgang Läßle

Christa Lieb: Feldpost. Briefe zwischen Heimat und Front 1939–1945. Eine Collage. Hg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen 2007, 544 S., Abb.

Christa Lieb: Zwischen Heimat und Front. Feldpost. Die Kriegsjahre 1914–1918 in Bietigheim, Bissingen, Metterzimmern und Untermberg. Eine Collage. Hg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen 2009, 344 S., Abb.

Christa Lieb hat aus hunderten von Feldpostbriefen von Soldaten der Wehrmacht an Verwandte und Freunde in Bietigheim eine Chronologie des Zweiten Weltkrieges zusammen- und den Briefen des Bietigheimer Bürgermeisters an Soldaten aus Bietigheim gegenübergestellt. Aus dieser »Collage« – wie sie es nennt – wurde eine erschreckende Geschichte des Krieges, wie sie nur aus dem unmittelbaren Erleben entstehen kann und in der »offiziellen« Geschichtsschreibung so deutlich oft nicht erkennbar ist.

In ihrer zweiten »Collage«, in der Darstellung breiter angelegt, schildert Christa Lieb den Ersten Weltkrieg, wie er in den Teilorten des heutigen Bietigheim-Bissingen und an den Fronten von den Einwohnern und »ihren« Soldaten erlebt wurde. Die Grundlage bildet auch wieder die Feldpost, die damals in großem Umfang aus den »modernen« Bildpostkarten bestand. Sie wird in einen chronologischen Rahmen gestellt mit Stadtchroniken, Zeitungsberichten und Tagebuchaufzeichnungen. Fast jeder Tag des Krieges ist aufgeführt, an fast jedem Tag müssen gefallene oder im Lazarett gestorbene Väter oder Söhne genannt werden. Neben diese Darstellungen hat Christa Lieb jeweils die wesentlichen Ereignisse des Krieges und der Politik gesetzt. Dadurch sind die Erlebnisse der Bürger und der Soldaten in einen großen zeitlichen Rahmen eingefügt, sind so noch besser einzuordnen. Hierdurch und durch die überaus vielen Abbildungen gewinnt die zweite »Collage« sehr.

Briefe, Aufzeichnungen und Zeitungen spiegeln immer nur die subjektiven Eindrücke und Meinungen der Schreiber wider, aber in Zusammenfassungen wie in den beiden »Collagen« sagen sie mehr über die Menschen, die diese Zeiten erleben mussten, als die große Geschichtsschreibung.

Wolfgang Klusemann

Wolfgang Läßle: Schwäbisches Potsdam. Die Garnison Ludwigsburg von den Anfängen bis zur Auflösung. Ludwigsburg 2009. 2 Bände im Schuber, 1236 S., Abb., Pläne und Tabellen.

»Still, allmählich reift das Köstliche.« Mit diesem Zitat von Friedrich Schiller hat der langjährige Vorsitzende des Historischen Vereins, Dr. Wolfgang Bollacher, im Oktober 2009 das zweibändige Werk von Stadtarchivar Wolfgang Läßle zur Geschichte der Garnison Ludwigsburg mit dem beziehungsreichen Titel »Schwäbisches Potsdam« vorgestellt. Zwar haben Garnisonsgeschichten seit dem Ende des Kalten Krieges Konjunktur, das von Wolfgang Läßle vorgelegte Werk ist jedoch in seinem Umfang und der umfassenden Präsentation der Fakten einzigartig. Geplant als eine eher erzählende Darstellung der Ludwigsburger Garnionsgeschichte mit begrenztem Umfang von 300 Seiten sollte das Buch 2004 aus Anlass des 300-jährigen Residenzschloss-Jubiläums erscheinen. Der Autor erkannte jedoch bald, dass er diese einzigartige und wohl auch nicht wiederkehrende Chance nutzen musste, um die Aufgabe

deutlich zu erweitern und neben der Monografie ein umfassendes Nachschlagewerk zu allen Aspekten der Ludwigsburger Garnison zwischen 1704 und 1994 im Jahre 2009 – im Rahmen des 300-jährigen Stadtjubiläums – vorzulegen. Auf diese Entstehungsgeschichte nahm Bollacher mit dem Schiller-Zitat Bezug und man kann anfügen: das Warten hat sich gelohnt. Im Folgenden soll dieses begründet werden, einmal im Hinblick auf die inhaltliche Seite, zum anderen mit Blick auf besondere Aspekte, die den eigentlichen Wert der beiden Bände ausmachen.

Die vorliegende Veröffentlichung mit über 1400 Abbildungen und umfangreichem Kartenmaterial schildert eingangs auf mehr als 300 Seiten lebendig und zitatenreich den Werdegang der Garnison. Die ersten Soldaten zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren Angehörige der herzoglichen Leibgarde, 1736 wurde die erste ständige Kaserne erstellt, auf 25 wuchs die Zahl der Kasernen im Laufe der Jahre an. Die Rolle Ludwigsburgs als großes Heerlager während der an Kriegen reichen napoleonischen Zeit wird eindringlich geschildert. Dabei sind es oft die Episoden, die diese Zeit besonders anschaulich machen (Bd. 1, S. 57). Nach dem Verlust des Rangs einer Residenzstadt machte König Wilhelm I. Ludwigsburg zur Soldatenstadt und zum ersten Waffenplatz des Landes. Auf mehr als 80 Seiten wird die ereignisreiche Zeit bis zur Reichsgründung 1871 stets im Zusammenhang mit der politischen »Großwetterlage« betrachtet. Die unruhige Zeit um 1848 in Ludwigsburg wird dem Leser faktenreich dargelegt (Bd. 1, S. 102 ff.). Die Blütezeit der Garnison kommt mit der Reichsgründung bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914. Zahlreiche Backsteinkasernen entstanden, die auch heute noch das Stadtbild prägen. Aus dieser Zeit stammt der Name »Schwäbisches Potsdam«, in Anlehnung an eine der bekanntesten Garnisonsstädte Deutschlands. Höhepunkte waren die Kaiserbesuche anlässlich großer Manöver (Bd. 1, S. 165 ff.). Läßle widmet sich aber auch der Schattenseite, die mit der Stationierung so vieler Soldaten in Ludwigsburg verbunden war (u. a. Bd. 1, S. 175 ff.). Das Kapitel »Vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg« schildert die Reduzierung der Garnison auf ein Viertel ihrer bisherigen Größe ebenso wie die Aufrüstung im Dritten Reich und die Rolle der Stadt im Krieg. Nach 1945 wurde die Stadt zu einer bedeutenden US-Garnison (im Verbund mit Kornwestheim) und 1956 zogen auch wieder deutsche Soldaten in die Stadt. Mit dem Ende des Kalten Krieges wurde zuerst die US-Garnison aufgegeben und 1994 verließen auch die letzten Truppenteile der Bundeswehr Ludwigsburg.

Auf 40 Seiten folgt eine Aufstellung der »Stäbe, Truppenteile und militärischen Dienststellen«. Diese einmalige Zusammenstellung ist besonders verdienstvoll, weil die Schwierigkeiten zum Teil beträchtlich sind angesichts der spärlichen Datenlage und regelmäßiger Reorganisationen der Truppen. Es würde nicht verwundern, wenn sich hier im Laufe der Zeit noch Ergänzungen oder Änderungen ergeben könnten. Einen weiteren Schwerpunkt in Band 1 bilden ausgewählte Biografien auf mehr als 100 Seiten. Anerkennenswert löst Läßle die Aufgabe, auch »schwierige« Biografien zu präsentieren. Band 1 schließt mit verschiedenen Aufstellungen (u. a. zur Stellenbesetzung, leider nur bis 1939) und drei besonderen Abschnitten zur Militärmusik, zur Traditionspflege und zum Militärpferd, die wertvolle Informationen zu wesentlichen garnisonsgeschichtlichen Aspekten liefern.

Schwerpunkt des zweiten Bandes sind die »militärisch genutzten Objekte und Flächen«. Auf mehr als 340 Seiten, davon 130 Seiten allein für Kasernen, werden nach einer instruktiven Einführung die wesentlichen der mehr als 150 vom Militär genutzten Objekte mit zahlreichen Plänen und Abbildungen vorgestellt. Eine kleine Anmerkung darf ich hier anfügen: Das Wiederauftauchen der 1985 bei Umbau-

arbeiten verschwundenen Uhr Glocke der Reinhardt Kaserne aus dem Jahr 1888 im Jahr 2004 wäre eine Fußnote Wert gewesen. Sie wurde von der Militärgeschichtlichen Gesellschaft erworben und steht heute im Garnisonmuseum. Es wäre zu wünschen, dass dieses Kapitel dafür sorgt, dass noch Abbildungen von nicht mehr vorhandenen Objekten »auftauchen«. Fünf Übersichtskarten bieten dem Leser Orientierung über die Lage der Objekte auf der Basis des heutigen Stadtplans.

Das folgende Kapitel hat der ehemalige Stadtplaner Dieter Hornig beige steuert. Es befasst sich mit Verteidigungseinrichtungen und -maßnahmen bis 1945. Im Mittelpunkt stehen die städtischen Schutz einrichtungen, die Neckar-Enz-Stellung und die Luftangriffe auf Ludwigsburg. Abgeschlossen wird der Beitrag mit instruktiven Augenzeugenberichten zum Kriegsende 1945.

Das nächste Kapitel »Militärische Erinnerungsstätten« knüpft an den Beitrag zur Traditionspflege in Band 1 an. Verdienstvoll ist hier, auch die nicht mehr vorhandenen Denkmale aufzuführen. Dabei ist es schon verwunderlich, dass z. B. der »Chinesen Stein« – ein zwei Meter hoher Steinblock – nach 1930 spurlos verschwinden konnte. Kapitel über »Flur- und Straßennamen mit militärischem Bezug« (Randbemerkung: Läßle korrigiert stillschweigend die Groenerstraße, die von der Stadt offiziell als Grönerstraße geführt wird) und »Militärische Miscellen« (kleinere Arbeiten zu verschiedenen Themen) schließen den zweiten Band ab.

Es folgt ein umfangreicher Anhang für beide Bände mit Erläuterungen militärischer Begriffe, einem Register über die genannten Objekte, einem Orts- und Personenregister sowie nach Kapiteln gegliederten Anmerkungen von bemerkenswertem Umfang. Ein Verzeichnis der »Quellen und Literatur« lässt für Vertiefungen kaum Wünsche offen.

Soweit die inhaltliche Seite dieses Werkes, an die unmittelbar angeknüpft werden kann, um die besondere Bedeutung dieser Darstellung hervorzuheben. Es gibt meines Wissens keine weitere Veröffentlichung, die vergleichbar vollständig und qualitativ hochwertig die Geschichte einer Garnison darstellt. Dazu waren zwei Umstände mit ausschlaggebend: zum einen der mit der Auflösung 1994 fest umrissene Abschluss des zu betrachtenden Zeitraums, zum anderen die gerade noch rechtzeitig begonnenen Bemühungen des Stadtarchivs, einschlägiges Bild- und Quellenmaterial sowie Literatur zu einem eigenen Sammlungsbestand zusammenzutragen. Natürlich bedurfte es mit dem Leiter des Stadtarchivs, Wolfgang Läßle, eines engagierten Autors mit ausgeprägter militärischer Expertise. Wer das Werk in Händen hält, kann nachvollziehen, was der Archivar, der Forscher und der Offizier in den letzten Jahren investiert hat. Es hat sich gelohnt.

Gerhard Bronisch

Günther Bergan, Klaus Hoffmann, Christian Rehmenklau: Ludwigsburger Kunstführer. Mit einem Beitrag von Ulrich Pantle. Ludwigsburg 2009, 127 S., Abb.

Im Schatten der Schlösser von Ludwigsburg stehen die unterschiedlichsten Kunstwerke im öffentlichen Raum der Stadt. Nachdem die drei ortsansässigen Autoren diese Kunstobjekte in der Vergangenheit unabhängig voneinander dokumentiert hatten, liegt mit dem »Ludwigsburger Kunstführer« nun eine Auswahl vor. Sie reicht vom Standbild Herzog Eberhard Ludwigs auf dem Marktplatz bis zum »Kiesranzenbrunnen« in Neckarweihingen. Die Beschreibungen beginnen also in der Innenstadt und enden in den Stadtteilen. Zwei Pläne auf den vorderen und hinteren Umschlagseiten helfen bei der Orientierung und sollen zu Kunstspaziergängen anregen. Die Angaben zu den Kunstwerken umfassen neben den Materialien und der Größe auch das Entstehungs-

jahr. In seinem einleitenden Essay macht sich der Architekt Ulrich Pantle »Ketzerische Gedanken am Rande des öffentlichen Raums« über das Zusammenspiel von Städtebau und Kunst. Der handliche Kunstführer wird ergänzt durch kurze Biografien der Künstler sowie ein Literatur- und Quellenverzeichnis. *Erich Viehöfer*

Ausserdem. Kunst im öffentlichen Raum Ludwigsburg. Red. Jochen Raithel und Karin Scheuermann. Ludwigsburg 2009, 78 S., Abb.

Im Jahr 2009 feierte Ludwigsburg »ideenreich« seinen 300. Geburtstag. Einer der Höhepunkte der zahlreichen, sich über das ganze Jahr erstreckenden Jubiläumsveranstaltungen war das vom städtischen Fachbereich »Kunst und Kultur« entwickelte und organisierte Kunstprojekt »Ausserdem – Kunst im öffentlichen Raum«. An sieben verschiedenen Orten der Innenstadt installierten sieben Künstlerinnen und Künstler vom 11. Juni bis zum 22. November 2009 ihre Arbeiten, die sich alle auf historische, soziale, kulturelle oder topographische Aspekte der Stadt bezogen und die Wechselwirkung von Kunst und städtischem Raum aufzeigen sollten. Nach Abbau der Arbeiten und dem damit verbundenen Verschwinden aus dem Stadtbild wurde das Projekt mit der Herausgabe der vorliegenden Dokumentation abgeschlossen.

Susanna Sackstetter, fachliche Begleitung der Ausstellung, stellt die einzelnen Künstler, ihr bisheriges Schaffen und das in Ludwigsburg ausgestellte Werk vor. Die den Text ergänzenden Fotografien halten dabei die Erinnerung an die Objekte und deren Aufstellungsorte lebendig. Im Zusammenhang mit diesen Werkinterpretationen sei allerdings die Frage erlaubt, für welche Leserschicht die Broschüre letztlich gedacht ist. Wendet sie sich ausschließlich an ein kunsthistorisch vorgebildetes Fachpublikum, dann mögen Sätze, wie sie zum Beispiel bei der Beschreibung von Edgar Gutbubs Objekt vor dem Schloss zu lesen sind (»Die Skulptur verweist weder abbildend noch idealisierend auf eine Sache außerhalb ihrer selbst. Sie schafft Bedingungen der Wahrnehmung, die den Ursprung der Form in der Form selbst suchen lassen.«), gerechtfertigt sein. Wendet sie sich allerdings auch an die viel zitierte Öffentlichkeit, also an die Bewohner und Besucher von Ludwigsburg, dann tragen solche Sätze sicher nicht zur Annäherung an die ausgestellten Objekte bei.

Jochen Raithel, Projektleiter, schildert in seinen beiden Beiträgen »Ein Modell für Ludwigsburg« und »Die Umsetzung des Projekts« die Entwicklung des Projekts von der Ideenfindung, der Einrichtung eines Kunstbeirats, der Auswahl der Künstler bis zur Eröffnung. Ein Beitrag von Karin Scheuermann zum Thema »Kunstvermittlung« beschäftigt sich abschließend mit den die Ausstellung begleitenden Aktionen wie Künstlergespräche, Kunstführungen sowie mit den Fragen und Reaktionen der Teilnehmer. *Günther Bergan*

Die Ermittler von Ludwigsburg. Deutschland und die Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen. Hg. von Hans H. Pöschko im Auftrag des Fördervereins Zentrale Stelle e.V. Berlin 2008, 192 S., Abb.

Die »Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen« in Ludwigsburg wurde im Jahr 2008 fünfzig Jahre alt. Aus diesem Anlass und zugleich als Begleitband für die Dauerausstellung »Die Ermittler von Ludwigsburg« im Schorndorfer Torhaus entstand das ursprünglich als Broschüre geplante Buch. Es wendet sich weniger an die Fachleute, vielmehr sollen den Besuchern

der Ausstellung, vor allem Schulklassen, Informationen zur Vorbereitung und Nacharbeit zur Verfügung gestellt werden. Aufgenommen wurde auch die Rede, die Peter Steinbach im Dezember 1998 zum 40. Jahrestag im Rahmen eines Symposiums im Ordenssaal des Schlosses gehalten hat. Eine kurze Geschichte des 1996 gegründeten Fördervereins Zentrale Stelle e.V. bietet dessen Vorsitzender Hans H. Pöschko.

Den Kern des Buches bildet ein umfangreiches »Kompendium zur Geschichte und Tätigkeit der Zentralen Stelle«, das dem Aufbau der Ausstellung im Schorndorfer Torhaus folgt: die Geschichte des Gebäudes, die NS-Verbrechen und ihre Aufklärung durch die Zentrale Stelle, die Probleme der Strafverfolgung von NS-Verbrechen und das spannungsreiche Verhältnis von Öffentlichkeit und Zentraler Stelle. Mit dem letzten Aspekt befasst sich auch Heike Krösche in ihrem Beitrag zu den Reaktionen auf die Gründung der Zentralen Stelle. Das Bundesarchiv will sich öffnen, »Ein besonderer Lernort für Schulen« sein, so der Titel des Beitrags von Bernd Krefß. Diesem Vorhaben dienen gezielte Angebote für Schulen durch Archivpädagogen. Eine weitere Einrichtung im ehemaligen Frauengefängnis ist seit 2001 die »Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart« mit den Schwerpunkten Täterforschung sowie vergleichende Holocaust- und Genozidforschung.

Eine umfassende Darstellung der Geschichte der Zentralen Stelle kann und will das Buch nicht liefern. Als Einstieg in die Thematik ist es aber rundum gelungen. *Erich Viehöfer*

Thomas und Hartmut Nitz: 250 Jahre Hardt- und Schönbühlhof. Hardt- und Schönbühlhof 2010, 66 S., Abb.

Der Weiler Hardt- und Schönbühlhof an der B 10, im Jahr 1760 aus der Not geboren, ist ein Kuriosum im Landkreis Ludwigsburg: zweigeteilt und doch eine Einheit, die Gemarkungsgrenze mitten durch ein Wohnhaus, zwei Wahlbezirke in einem Wahllokal, zwei Gemeindeverwaltungen für 330 Einwohner. Der Hardthof gehört zur Gemeinde Schwieberdingen, der Schönbühlhof zu Markgröningen.

Im Mai und Juni 2010 feierten die Bewohner des Weilers gemeinsam die Gründung ihrer Siedlungsgemeinschaft vor 250 Jahren. Aus diesem Anlass erschien eine sorgfältig recherchierte Chronik als Festschrift. Die Autoren gehen nach einer detailliert dargestellten Siedlungsgeschichte auf die von Anfang an problematische Wasserversorgung und die immer stärker befahrene Durchgangsstraße, eine alte Handelsstraße, ein. Schule und Kirche im Dorf sind ein weiteres Thema, ebenso wie die Person des so genannten Anwalts, des Interessenvertreters des Weilers gegenüber den beiden Muttergemeinden. Den Vereinen und der Feuerwehr ist ein weiteres Kapitel gewidmet.

Die gewissenhaften Recherchen der Autoren haben sich ausgezahlt, denn manches bisher sicher geglaubte hat sich als nicht haltbar erwiesen und lässt die Geschichte der Höfe jetzt in einem anderen Licht erscheinen. Eine Liste aller Anwälte und Lehrer des Weilers sowie eine vorbildliche Quellendokumentation beschließen die Chronik. *Günther Bergan*

Käsberg, Kälbling, Kappelstaffel. Auf den Spuren der Flur- und Ortsnamen in Mundelsheim. Hg. vom Geschichtsverein Mundelsheim e.V. anlässlich seines zehnjährigen Bestehens. Mundelsheim 2010, 64 S., Abb.

Im Mai 2010 feierte der Geschichtsverein Mundelsheim sein zehnjähriges Bestehen mit dem letzten Ausbauschnitt des Museums, der Wagnerwerkstatt, und mit seinem

ersten Buch. Die Geschichte der alten Flurnamen ist ein Thema, das nicht im ausführlichen Heimatbuch von Mundelsheim bereits behandelt wurde. Das Autorenteam des Geschichtsvereins – Angelika Fink, Werner Link und Alfred Möhrer – arbeitete für das Buch das Gemeindearchiv Mundelsheim ebenso durch wie den Bestand des Stifts Oberstenfeld im Staatsarchiv Ludwigsburg.

Das Buch beschränkt sich nicht auf Flurnamen, sondern erklärt auch Herkunft und Bedeutung von Straßen-, Orts- und Gebäudenamen. Bekannte Weinlagen wie »Käsberg« und »Rozenberg« tauchen hier auf, auch wenn es für den Ursprung ihres Namens oft unterschiedliche Deutungen gibt. Die zahlreichen historischen und aktuellen Fotos stammen aus dem Gemeindearchiv oder von Mundelsheimer Bürgern. Sehr hilfreich ist die beigelegte historische Karte von 1832 mit den ergänzten Flurnamen. Der ausgesprochen günstige Preis wurde durch Spenden örtlicher Firmen möglich. Der Erfolg gibt dem Geschichtsverein Recht: Der größte Teil der Auflage ist bereits verkauft.

Erich Viehöfer

175 Jahre Heilanstalt Winnenden. »Ich bin kein Narr ...« Jubiläumsveröffentlichung der Stadt Winnenden und des Zentrums für Psychiatrie Winnenden. Ubstadt-Weiher 2009, 224 S., Abb.

Der Name Winnenden steht auch heute noch weithin für Geisteskrankheit, ähnlich wie andernorts Weinsberg und Emmendingen. Vielleicht liegt darin der Grund, dass erst zum 175-jährigen Bestehen der Heilanstalt eine umfassende Publikation erschien. Entstanden ist eine Mischung von älteren und neueren Beiträgen.

Sabine Reustle, die Stadtarchivarin, skizziert die Geschichte von Schloss Winnental bis 1834. Die anschließende, sehr knappe »Geschichte der Heilanstalt« beschränkt sich fast ausschließlich auf die ersten Jahrzehnte unter der Leitung von Albert Zeller, einem der Gründerväter der deutschen Psychiatrie, dem auch ein eigener ausführlicher Abschnitt gewidmet ist. Das Notizbuch des Psychiaters Ludwig Binswanger über seinen Besuch in Winnental 1850 gibt Einblicke in den Alltag von Ärzten, Personal und Patienten in der Frühzeit der Anstalt. Zu den prominentesten Patienten dieser Musteranstalt zählten der Dichter Lenau, dessen verzweifelter Ausruf »Ich bin kein Narr« im Titel des Buches zitiert wird, sowie der Arzt und Physiker Robert Mayer aus Heilbronn. Ein eigenes Kapitel ist »Krankheit und Tod des paranoischen Massenmörders Hauptlehrer Wagner« gewidmet: Ernst August Wagner (1874–1938) wurde in Eglosheim geboren. Im September 1913 tötete er Frau und Kinder, zündete in Mühlhausen bei Vaihingen zahlreiche Häuser an und erschoss dort insgesamt 14 Personen. Er hatte auch geplant, das Ludwigsburger Schloss niederzubrennen und sich im Bett von Herzog Carl Eugen zu erschießen. Bis zu seinem Tod war er in einer Einzelzelle in Winnental untergebracht.

Das dunkle Kapitel der »Euthanasie und Sterilisation in Winnental 1933–1945« wird nicht ausgeblendet, sondern quellennah vorgestellt. Die neueste Entwicklung geht aus einer detaillierten Chronik hervor. Das reiche historische Bildmaterial stammt aus dem Archiv des Zentrums für Psychiatrie.

Erich Viehöfer

Patricia Peschel: Der Stuttgarter Hofbildhauer Johann Ludwig von Hofer (1801–1887). Werkmonographie. Hohenheim 2009, 280 S., Abb.

König Wilhelm I. von Württemberg schätzte die klassischen Bildwerke der griechi-

schen und römischen Antike. Sie sollten seine Kunstsammlung bereichern, aber auch die herrschaftlichen Anlagen seiner Residenz Stuttgart verschönern. Da die Originale für ihn unerreichbar waren, ließ er sich von seinem Hofbildhauer Ludwig von Hofer genaue Kopien der bekanntesten Kunstwerke anfertigen, was dazu führte, dass Hofer bis heute in dem Ruf steht, zwar ein handwerklich exzellenter, aber künstlerisch wenig eigenständiger und innovativer Bildhauer zu sein.

Deshalb verwundert es auch nicht, dass eine Gesamtdarstellung und Würdigung des Hoferschen Werks bisher fehlte. Die vorliegende, als Band 103 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Stuttgart erschienene Werkmonographie von Patricia Peschel ist die überarbeitete Fassung einer von der historisch-philosophischen Fakultät der Universität Stuttgart angenommenen Dissertation. Neben der Erfassung, Beschreibung und Analyse aller bekannten Werke Hofers ist es das Ziel der Autorin, Hofer als einen aufgeschlossenen, selbstbewussten Künstler darzustellen, dem es über seine Tätigkeit als Kopist hinaus gelang, ausgehend vom Klassizismus zeitgenössische Kunstströmungen und eigene Entwicklungen in seinen Werken umzusetzen.

Der Monographie vorangestellt ist ein einführendes biographisches Kapitel. Hofer wurde 1801 in Ludwigsburg geboren, wo er auch eine erste künstlerische Ausbildung bei Isopi erhielt. Eine kunsthistorische Untersuchung der wichtigsten Werke Hofers bildet einen ersten Schwerpunkt der Monographie. Neben den so genannten Schlossgartenkopien, den Rossbändigern, den Reiterstandbildern von Herzog Eberhard I. und König Wilhelm I. ist für Ludwigsburg die detaillierte Abhandlung über das Schillerdenkmal besonders interessant und aufschlussreich. Ein weiterer Schwerpunkt: die Entwicklung und Bedeutung des Hoferschen Werks vor dem Hintergrund der Bildhauerei des 19. Jahrhunderts und die Einflüsse bedeutender Zeitgenossen wie Dannecker, Thorwaldsen, Schadow oder Rauch auf Hofers Schaffen.

Obwohl Hofers Lebensmittelpunkt Stuttgart war, vergaß er seine Wurzeln nie. Pleidelsheim, dem Geburtsort seines Vaters, stiftete er das Denkmal der Grafen von Taube. Für Marbach, dem Geburtsort seiner Mutter, wollte er bereits 1850 ein Schillerdenkmal schaffen, was bekanntlich abgelehnt wurde. Er schenkte das 1882 vollendete Denkmal seiner Geburtsstadt Ludwigsburg, wofür er mit der Ehrenbürgerwürde der Stadt ausgezeichnet wurde.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Werkkatalog schließen die Werkmonographie ab. Von den 71 im Katalog aufgeführten Werken existieren heute noch 35 Objekte.

Günther Bergan

Schiller und Ludwigsburg. Eine kulturgeschichtliche Annäherung. Ludwigsburg 2010, 176 S., Abb.

Die Stadt Ludwigsburg feierte den 250. Geburtstag von Friedrich Schiller im Oktober/November 2009 unter anderem mit der Vortragsreihe »Zur Sache: Schiller in Ludwigsburg«. Dabei suchten die einzelnen Referenten in den von ihnen erarbeiteten Vorträgen Antworten auf die Fragen zur Beziehung zwischen der Stadt und dem Dichter bzw. zum Einfluss der Stadt auf den Dichter.

Der Wortlaut der inhaltlich sehr umfangreichen Vorträge, ergänzt durch einige Abbildungen, wurde vom städtischen Fachbereich »Kunst und Kultur« im vorliegenden Buch zusammengefasst, denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man daheim in Ruhe nachlesen oder vertiefen. Die einzelnen Beiträge sind: Peter André Alt: Schiller und Ludwigsburg; Franz Quarthal: Friedrich Schiller, Herzog Carl Eugen

von Württemberg und der Hof in Ludwigsburg; Jürgen Oelkers: Schillers Schulen; Daniel Hohrath: Schiller und das Herzoglich Württembergische Militär; Juliane Vogel: Der junge Schiller und die Oper; Sabine Fischer: Schiller lässt sich porträtieren. Die Bildnisse von Anton Graff, Ludovike Simanowiz und Johann Heinrich Dannecker; Hellmut Seemann: Schillers Schädel. Physiognomie einer fixen Idee.

Günther Bergan

Rose Unterberger: Friedrich Schiller. Orte und Bildnisse. Ein biographisches Bilderbuch. Stuttgart 2008, 240 S., Abb.

Der Untertitel »Ein biographisches Bilderbuch« ist Programm und Inhalt des Buches zugleich. Vor dem Hintergrund seiner Biographie – die einzelnen Kapitel orientieren sich an den Lebensstationen Schillers – erscheint der Dichter selbst in Gestalt seiner Bildnisse. Diese Bildnisse – Gemälde, Drucke, Zeichnungen, Silhouetten, Miniaturen und Büsten – stehen im Mittelpunkt des Buches und werden von historischen Ansichten der Wohnorte Schillers ergänzt.

Bei der Auswahl der Bildnisse legte die Autorin großen Wert auf eine zweifelsfrei oder zumindest glaubhaft bezeugte Authentizität. Die hohe Zeit des Schillerkults im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert brachte eine Flut von angeblich originalen Schillerbildnissen hervor, die oftmals dazu beitrugen, ein verfälschtes Bild Schillers zu verbreiten.

Der den Bildnissen vorangestellte biographische Text erbringt keine neuen Erkenntnisse, erhebt auch gar nicht diesen Anspruch, da er nur den zeitlichen Hintergrund liefern soll. Dagegen ermöglichen die den Bildnissen zur Seite gestellten kunsthistorischen Erläuterungen interessante Einblicke in die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke.

Neben den bekanntesten Bildnissen z. B. von Anton Graff, Ludovike Simanowiz oder Johann Heinrich Dannecker, die häufig Vorlagen für spätere Schillerdarstellungen bildeten, finden sich viele weniger bekannte Bilder wie z. B. die aquarellierte Bleistiftzeichnung des Pfeife rauchenden Schillers auf einem Esel von Johann Christian Reinhart. Ein Literaturnachweis sowie ein genauer Bildnachweis bilden den Schluss des Buches.

Der gut gestaltete und prächtig mit Farbabbildungen ausgestattete Band vereinigt zum ersten Mal alle authentischen Schillerbildnisse und bietet dadurch die Möglichkeit, die persönliche Entwicklung Schillers und die Vielfalt der Darstellung zu verfolgen bzw. miteinander zu vergleichen.

Günther Bergan

Frank Ackermann: Schiller als Schüler. Eine unbekannte Jugend. Stuttgart 2009, 400 S., Abb.

Gemeint ist Schiller als Schüler der Hohen Karlsschule. Das Buch ist eine Mischung aus historischen Fakten und freier Erzählung, aus Zitaten und Fiktionen. Da alle die Karlsschule betreffenden Vorgänge protokolliert und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart archiviert sind, konnte der Autor, was die Entwicklung und Organisation der Schule bzw. die »Personalakten« der Schüler betrifft, auf ein umfangreiches Quellenmaterial zurückgreifen und dieses entsprechend für seine Intentionen nutzen. Weitere Quellen standen ihm vor allem in den autobiographischen Aufzeichnungen von Schillers Mitschülern bzw. von Schillers Schwester Christophine und von Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen zur Verfügung.

Aufbauend auf diesen Grundlagen und eigenen Hypothesen entwickelt der Autor ein (sein) bedrückendes Bild von dem rücksichtslosen, von der Außenwelt abgeschirmten Schulbetrieb der Karlsschule, von dem strengen militärischen Reglement in allen Lebensbereichen der Schüler, von verbitterten sowie auch von verständnisvollen Lehrern, von Strafen und Auszeichnungen und von einem Herzog Carl Eugen, der sich als alles bestimmender »Vater« seiner Schüler sah – der er bei einigen ja auch tatsächlich war – und dessen Ziel es war, alle seine »Söhne« zu einer »egalen Kultur« zu erziehen. Frank Ackermann stellt sich mit dieser Darstellung der Karlsschule in Widerspruch zu älteren, aber auch jüngeren Autoren, wie z. B. Robert Uhland (1953) oder Jürgen Oelkers (2009), die vor allem das vorzügliche und zeitgenössisch einmalige Bildungssystem hervorheben und »nur« das militärische Reglement, aus heutiger Sicht gesehen, bemängeln.

Schiller war von 1773 bis 1780 acht Jahre Eleve der Karlsschule und damit »Sohn« des Herzogs. Wir erleben Schiller als mittelmäßigen Jura- und zwangsverpflichteten Medizinstudenten, der den Aufenthalt in der »Sklavenplantage« Karlsschule als Folter empfand und der sich zusammen mit mehreren Mitschülern als Überlebensstrategie in die Welt der Poesie und Dichtkunst zurückzog. Er lebte ein Doppelleben: auf der einen Seite der devote Eleve, der Oden auf Franziska von Hohenheim dichtete und bei den Gründungsfesten der Schule so genannte Tugendreden hielt, auf der anderen Seite der ungestüme junge Wilde, der als Medizinstudent »in tirannos« die »Räuber« schrieb. In Schillers negativer Sicht der Karlsschule und seinem Protest gegen das Schulsystem sieht Ackermann die Wurzeln der »Räuber«. Nach dieser These hätte Schiller als Theologiestudent in Tübingen die »Räuber« niemals geschrieben.

Das Buch bietet auf 400 Seiten viel Fakten und durchaus lesenswerte Zitate, aber ohne jeden Quellennachweis! Es ist ein Buch, das mit Klischees aufräumen will und dadurch provoziert. Eine Anregung also für den kritischen Leser, sich zu eigenen Meinungsbildung mit den unterschiedlichen Interpretationen auseinanderzusetzen.

Günther Bergan

Die Quellen sprechen lassen. Der Kriminalprozess gegen Joseph Süß Oppenheimer 1737/38. Hg. von Gudrun Emberger und Robert Kretzschmar. Stuttgart 2009, 135 S., Abb., 2 CDs.

In der vorliegenden Veröffentlichung lässt das Landesarchiv Baden-Württemberg die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart zum Prozess gegen Joseph Süß Oppenheimer vorhandenen Quellen tatsächlich sprechen. Gudrun Emberger hat in einer kommentierten Quellenedition unter dem Titel »Joseph Süß Oppenheimer. Stationen seines Lebens und Sterbens. Ludwigsburg, Hohenasperg, Stuttgart« 43 besonders aussagekräftige Dokumente – u. a. Korrespondenz des Süß mit Herzog Carl Alexander, Verhörprotokolle, Kassiber, Berichte des Kommandanten Glaser vom Hohenasperg sowie Schreiben an den Verteidiger Mögling oder den Bericht des Stuttgarter Stadtkommandanten über den Verlauf der Hinrichtung – im Wortlaut zusammengestellt und beschreibt anhand dieser Dokumente und zeitgenössischer Abbildungen äußerst anschaulich den Verlauf des Prozesses. Die Idee, den gesamten Beitrag als Hörbuch – 2 CDs als Beilage, insgesamt 150 Minuten – zum Sprechen zu bringen, stellt eine gute Möglichkeit dar, historische Fakten und Zusammenhänge anders als nur schriftlich zu präsentieren.

Im zweiten Teil der Veröffentlichung ist der Katalog der Wanderausstellung

»Beschlagnahmte Briefschaften. Der Kriminalprozess gegen Joseph Süß Oppenheimer 1737/38« abgedruckt. Ein von Robert Kretschmar gehaltener Vortrag über den im Hauptstaatsarchiv Stuttgart vorhandenen Aktenbestand zum Prozess – insgesamt 7,5 Regalmeter – sowie ein Beitrag von Joachim Brüser über die Rolle von Joseph Süß Oppenheimer in der Politik Herzog Carl Alexanders ergänzen das Thema.
Günther Bergan

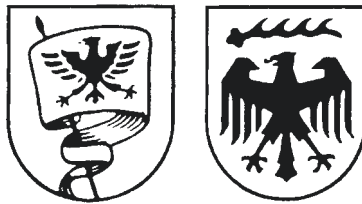
Bildnachweis

- Archiv des Hauses Württemberg (Altshausen): S. 84, 86, 93, 95 f., 102
Bross (Ludwigsburg): S. 143
Deutsches Literaturarchiv Marbach: S. 206, 208–210, 213, 215
Dübbers, Peter (Stuttgart): S. 219 (u.)
Fekete, Julius (Plochingen): S. 69, 72 f.
Gemeindearchiv Hemmingen: S. 194
Gemeindearchiv Schwieberdingen: S. 191
Häcker (Neckarrems): S. 128, 142
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 11, 83, 89
Kreisarchiv Ludwigsburg: S. 155, 170, 196, 198, Umschlagbild
Landesamt für Denkmalpflege (Esslingen): S. 64
Schulz, Daniel (Asperg): S. 24 f., 31, 34, 38, 40, 43, 45, 47, 50, 54
Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart: S. 219 (o.)
Staatsarchiv Ludwigsburg: S. 18
Stadtarchiv Besigheim: S. 159, 163, 176
Stadtarchiv Ditzingen: S. 183, 187–189
Stadtarchiv Korntal-Münchingen: S. 192
Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 114 f., 117–120, 124, 126, 130, 132–136, 139–141, 144 f., 147–149, 220, 222 f.
Stadtmuseum Esslingen: S. 67
Städtisches Museum Ludwigsburg: S. 15, 221
Weckert (Waiblingen): S. 138, 150
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: S. 165

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2010

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	33	1981	256
2	1901	100	34	1982	176
3	1903	106	35	1983	180
4	1905	186	36	1984	242
5	1909	115	37	1985	245
6	1911	88	38	1985	196
7	1913	57	39	1986	224
8	1916	48	40	1987	252
9	1923	119	41	1988	200
10	1926	107	42	1988	224
11	1930	133	43	1989	188
12	1939	46	44	1990	232
Redaktion Dr. Oscar Paret:			45	1991	236
13	1957	140	46	1992	232
14	1960	66	47	1993	168
Redaktion Heinrich Gaese:			48	1994	196
15	1963	162	49	1995	264
16	1964	203	50	1996	200
17	1965	207	51	1997	244
18	1966	192	Redaktion Dr. Thomas Schulz:		
19	1967	164	52	1998	240
20	1968	196	53	1999	228
Redaktion Dr. Willi Müller:			54	2000	220
21	1969	92	55	2001	256
22	1970	116	56	2002	204
23	1971	195	57	2003	200
24	1972	272	58	2004	296
25	1973	141	59	2005	216
26	1974	141	60	2006	224
27	1975	199	61	2007	216
28	1976	161	62	2008	220
29	1977	179	63	2009	204
Redaktion Dr. Paul Sauer:			64	2010	248
30	1978	128	Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergriffen, alle anderen lieferbar.		
Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:			Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jährigen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997«.		
31	1979	148			
32	1980	188			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg



Stadt und Kreis Ludwigsburg